

ohne Datum

1) Weltkrieg I - Ital.Front  
- Isonzoeffensive

2) KÖRNER, Theodor

3) k.u.k.Armeekorps - Führung

PRIVATBERICHT ÜBER DIE SCHLACHT IN VENETIEN FÜR DIE  
CHEFREDAKTION DER ARBEITERZEITUNG UND FÜR DIE FRAKTION

Autor vermutlich: Theodor Körner

PRIVATBERICHT ÜBER DIE SCHLACHT IN VENETIEN FÜR DIE CHEFRE-  
DAKTION DER ARBEITERZEITUNG UND FÜR DIE FRAKTION!

Diese durchaus und fast für einen Laien erkennbar verfehlt angelegte Offensive war wohl der schwerste Fehler, den unsere ~~O~~berste Heeresleitung während des Krieges gemacht hat. Schwerer als alle Fehler, die ~~man~~ einst in Serbien gemacht ~~gemacht~~ wurden, weil man sich bei diesen immerhin noch auf ~~man~~ die geringe Kriegserfahrung ausreden konnte. Man hat ~~man~~ einfach in Baden geglaubt - oder persönlich ausgedrückt: der Generalmajor von Waldstetten, der dort der Macher ist, hat geglaubt, daß die Italiener bereits eine ~~Quantität~~ <sup>Quantität</sup> negligible sind und daß man sich ihnen gegenüber alles erlauben (kann), weil sie ohnedies nicht standhalten. An der Front selbst dachte man anders und insbesondere Borowic<sup>e)</sup>, den man vor wenigen Wochen absägen und zum Banus von Kroatien machen wollte, protestierte heftig gegen ~~den~~ Plan einer Generaloffensive vom Tonale<sup>bis</sup> zum Meer, die er, wie mir versichert wird, ein verrücktes Abenteuer nannte. Er soll auch während der Aktion einen heftigen Auftritt mit dem Kaiser gehabt haben und ihm so laut, daß man es durch die geschlossene Tür hören konnte, zugerufen haben: "Wie komme ich dazu, mich vor der Weltgeschichte durch Maßnahmen kompromittieren zu lassen, auf die ich nicht den geringsten Einfluß hatte." Man wird jetzt vielleicht auf die Gerüchte über den Geist der Truppe, die vor der Schlacht im Hinterland verbreitet waren, zurückkommen und sich, wenn auch nicht öffentlich so doch auf den Hintertreppen, auf die Unzuverlässigkeit mancher ~~unserer~~ Regimenter ausreden. Die Wahrheit ist jedoch, daß insbesondere die Infanterie<sup>e)</sup> von lammsgeduldigen ~~Opfermut~~ <sup>Opfermut</sup> das unwahrscheinlichste geleistet hat. Dank der völlig verfehlten Anlage der Aktion konnte sie in keinem Punkte der Front den Druck einer überkommenen Masse in die Waagschale werfen und kam sogar in die Lage in vielen <sup>A</sup>bschnitten (Korps Scharizer, Korps Geiginger) gegen bedeutende feindliche Übermacht angriffsweise vorgehen zu müssen; dazu ohne genügende <sup>A</sup>rtillervorbereitung gegen Stellungen, die nicht im entferntesten sturmreif waren und ihre Defensivkraft voll bewahrt hatten. Die Italiener, die ja den Zeitpunkt des Angriffes, den in Wien die Spatzen auf den Dächern piffen, genau kannten, waren überdies so klug gewesen, ~~da~~ die vordersten Linien preiszugeben und die Unsrigen zu sich über den

Fluss kommen zu lassen, den sie ~~zudem~~ ja dann auch mit ihrem Sperrfeuer für die nachrückenden Reserven und für den Nachschub fast unpassierbar machen konnten. Die auf solche Weise von Ihrer Basis abgeschüttelten Divisionen haben nun drüben nicht nur <sup>im</sup> ~~den~~ Angriff, der ~~natürlich~~ naturgemäß unter den schwersten Verlusten vor sich ging, Erfolge erzielt, sondern dann auch noch fünf Tage lang den wütenden ~~italienischen Gegenangriffen~~ <sup>italienischen</sup> standgehalten, obgleich sie während dieser Zeit fast nichts zu essen bekamen. Man scheint in <sup>B</sup>Baden überdies auch noch vergessen zu haben, daß sich diese Kämpfe im schwersten Gelände, das sich nur denken läßt abspielen werden, nämlich in der kreuz und quer von Wassergräben durchzogenen und Dickicht bewachsenen venetianischen Ebene, wo fast alle Kämpfe den Charakter von <sup>in</sup>Nahkämpfen gewinnen, wo es außerordentlich schwer ist Zusammenhang und Übersicht zu bewahren und wo ~~es~~ nur ein Narr sich einbilden kann, daß er ohne sehr qualifizierte Übermacht und mit einem Ruck zehn bis zwanzig Kilometer weit durchstoßen werde können. Was die Infanterie unter solchen Umständen trotzdem, um die Dummheit der Obersten Führung wettzumachen, geleistet hat, dafür zeugen die stellenweise außerordentlich hohen Verluste, mit denen übrigens, wie der schlechte Verwundetenabtransport erwies, auch ~~wieder~~ niemand gerechnet hat. Das Corps <sup>C</sup>ziczerics, das noch die meisten Fortschritte erzielte, hat bei 40 Prozent verloren (dort wurde der Commandant der 46. Schützendivision FML Urbainski mitten in der Schlacht enthoben und in Pension geschickt, weil er sich weigerte bei so ungenügender Artillerievorbereitung seine Truppen angreifen zu lassen.). Beim Corps Scharizer waren die Verluste kaum geringer, desgleichen beim Corps Schönburg, das nur geringe Fortschritte machte das Corps Kralicek versuchte überhaupt nicht über den Fluß zu kommen, ein Regiment - ich glaube ~~es~~ das 120. - das jenseits Fuß gefaßt hatte, brachte 120 Mann ~~zurück~~ lebend zurück. Das Corps Geiginger am Montello erlitt ebenfalls erhebliche Verluste, die sich im Laufe der fünf Tage noch beträchtlich steigerten, weil die Italiener den Höhenkamm behaupteten und die Unseren deckungslos an den Hängen klebten. Wie groß diese Verluste gewesen sein müssen, läßt sich daran ermessen, daß bei der 13. Schützendivision beide Brigadegenerale <sup>fielen</sup> ~~fielen~~. An der Gebirgsfront war es, obgleich dort ~~der Angriff~~ nach dem ersten Mißlingen der Angriff eingestellt wurde, nicht weniger arg.

Man muß nur einmal eine Reliefkarte des Plateaus der Sieben-Gemeinden und des Grappamassivs mit den tief eingeschnittenen Klüften der Aster und der Brenner gesehen haben, um zu erkennen, wie wahnsinnig es war zu glauben, der einzigen Armee ~~Schneefestung~~ Scheuchenstein werde dort auf 40 Kilometer Breite die letzten <sup>Höhen</sup> ~~Böden~~ ~~werke~~ des Feindes gegen die Ebene, die Schlüsselstellung der ganzen Front, überrennen zu können. Die Italiener hatten dort selbstverständlich ihre allerstärkste Armee hingestellt und dazu noch das englische 12. und das französische 14. Corps. Unsere Alpenregimenter hatten da gegen völlig intakte Stellungen, denen die Artillerie nicht das Geringste anzuhaben vermocht hatte, loszurennen und man kann sich vorstellen, wie sie bluten mußten, um auch nur die ersten feindlichen Linien zu überwinden, diese immer und immer wieder hingeopferten alpenländischen und niederösterreichischen Regimenter haben da neuerdings die fürchtbarsten Verluste ertragen müssen. Weil sich bei Tolmein erwiesen hatte, daß es Erfolg verspricht, ohne sich um die Höhen zu kümmern, in den Tälern erst vorzustößen, so gilt das jetzt bei allen Trotteln, die keinen Unterschied zwischen dem Wort und dem Begriff zu machen wissen, als das Dogma. Es sollte also auch die Franzenschlucht in solcher Weise durchstoßen werden und die Aufgabe fiel den sooft hingeschlachteten Eliteregimentern aus Salzburg und Oberösterreich zu (59 u. 14) Nun ist die Franzenschlucht kein Tal sondern eben ein Engpaß - fast möchte man sagen eine Klamm - und die Neunundfünfziger gerieten dort in die flankierend eingebauten Maschinengewehre, die sie fürchterlich hinmäteten. Auf dem Asalone im Grenzgebiet gerieten zwei Regimenter beim Angriff soweit auseinander, daß eine breite Lücke entstand, in die die Italiener eindrangen, wobei es ihnen gelang, die 32. Division aufzurollen. Das zu diesem gehörige 70. Infanterieregiment hat mindestens 80 Prozent seines Bestandes verloren, der rasch eingreifenden Division Boog (4.ID) gelang es, die Lage wieder herzustellen aber um den Preis schwerer Blutopfer die besonders die niederösterreichischen und südmährischen Regimenter trafen (Nr. 99 Znaim, Nr. 49 St. Pölten, <sup>Nr.</sup> 104 (neugebildetes Regiment <sup>(aus)</sup> aus den demolierten Bataillonen der Deutschmeister und Vierundachtziger besteht.)

Die Artilleriesvorbereitung war auf der ganzen ~~kurz~~ Front unzulänglich, was ganz natürlich ist, denn wenn man das Trommelfeuer über

über 120 Kilometer verzettelt, statt es wenigstens an einer Stelle engräumig zusammen zu fassen, wird es die gegnerische Front ~~niemand~~ nirgendst erschüttern, es sei denn, daß man drei, vier Tage forttrömmeln kann. Nun hat aber unsere Heeresleitung jetzt einen neuen Schimmel: das Wirkungsschießen soll nicht länger als höchstens sechs Stunden dauern, dieses deutsche Rezept bewährt sich vortrefflich, wenn man das Feuer ~~aber~~ eng zusammenfaßt - der Feind kann in so kurzer Frist keine Gegenmaßnahmen treffen. Wenn man aber ~~die~~ die Artilleriewirkung auf 120 Kilometer Breite verstreut, kann es in so kurzer Zeit nicht einmal gelingen, ~~die~~ die erste feindliche Linie einzuebnen - geschweige die zweite und dritte, geschweige gar die feindliche Artillerie dermaßen zuzudecken, daß sie für die entsprechenden Augenblicke außer Betracht kommt. In Wien ist es schon allgemein bekannt, daß die Vergasung völlig versagt hat. Ihre Wirkung war gleich Null. Englische Gefangene haben ausgesagt, daß man es nicht einmal für notwendig hielt, Gasmasken umzubinden. Vielfach soll es auch Munitionsmangel gegeben haben.

Kapitel Flieger: Damit liegt es besonders im Argen, worüber der Erfolg einzelner Kampfflieger nicht hinwegtäuschen können. Von den Fliegern selbst kann man nur die heftigsten Anklagen gegen die Heeresverwaltung hören, die bei allen ihren Maßnahmen nur die Papierform und die Ziffern ins Auge faßt und nicht die tatsächlichen Erfordernisse. Um den großen Abgang an Piloten zu decken, hat sie verfügt, daß die Pilotenschüler statt nach sechsmonatiger bereits nach dreimonatiger Lehrzeit als ausgebildet gelten zu haben. Sie kommen ~~also~~ also ins Feld, nachdem sie im ganzen 120 Lehrflüge mit alten, 100-pferdigen Apparaten erledigt haben, und sollen nun 200-bis 230-pferdige Apparate lenken, die ganz andere Anforderungen stellen. Natürlich können die Kommanden der Fliegerabteilungen auf diese augenauswischerische Ständefüllung nicht eingehen und die "fertigen" Piloten müssen nun draußen neuerdings drei Monate lang ausgebildet werden. Da man aber draußen nur Feldapparate hat, müssen die Schüler sofort an die 200-pferdigen Motoren gesetzt werden und die Wirkung davon ist, daß im besten Fall zwei Apparate kaputt gehen bis sich der Pilot eingewöhnt, daß aber leider in sehr vielen Fällen der Zögling selbst sein Leben lassen muß.

Noch schwieriger und umständlicher ist die Ausbildung der Kampfflieger, die der auch bei seinen englischen Gegnern hochangesehene Oberleutnant Lisko-Crawford leitet. Deutsche, französische und englische Kampfflieger haben alle Apparate mit Rotationsmotoren, mit denen sie ungefährdet den sogenannten Looping - "the loop" - den Luftpurzelbaum - machen können, der eine Methode ist, feindlichen Fliegergeschwadern zu entkommen. Mit unseren Apparaten kann man nur den sogenannten falschen Looping machen, der Flieger muß auf dem sich umdrehenden Apparate mit dem Kopf abwärts hängend jenen Bruchteil einer Sekunde erfassen, in welchem das umgestülpte Flugzeug den Scheitelpunkt seiner Schleifenbahn erreicht, in diesem Augenblick dann den Motor abstellen und abwärts steuern. Wenn ihn da seine Geistesgegenwart nicht genau diesen einzigen Augenblick wahrnehmen läßt, ist er verloren, und natürlich sind auf diese Weise schon viele junge Leute zugrunde gegangen.

Nun zum Strategischen: Daß der Grundfehler in einer lächerlichen Überschätzung der eigenen und Unterschätzung der feindlichen Kraft lag, ist ohne weiteres klar. Wenn man statt eines sich über die ganze ungeheure Front verzettelnden Generalangriffes an den meisten Punkten bloß demonstriert, hingegen aber etwa am Montello mit doppelt so starker ~~Artillerie~~ Artillerie und ~~statt~~ statt mit den 5 Divisionen Goiginger mit mindestens 12 Divisionen angegriffen hätte, wäre ein möglicher und haltbarer, möglicherweise sogar ein durchgreifender Erfolg erringbar gewesen.

Bei der Unzulänglichkeit aller Vorbereitungen für die Offensive nimmt es sich komisch aus, daß für's Beutemachen und überdies für bestimmte Theatereffekte - wie z.B. für den Einmarsch in Venedig - die glänzendsten Vorkehrungen getroffen waren. Jedem Corps waren eigene Beute-Kommanden zugeteilt und ein ganzes Heer von Fotografen, Kinofilmern und Zeichnern war bereitgestellt für den Augenblick, da der Admiral der Flotte seinen Fuß auf die Piazzetta setzen würde.

Nicht unmittelbar im Zusammenhang mit den Ereignissen an der Kampffront stehen die merkwürdigen Zustände, die sich seit etwa einem halben Jahre in den Hauptetappenstationen und in den höheren Stäben herausgebildet haben. Ich bin natürlich nicht in der Lage gewesen, diese Zustände eingehend zu prüfen

aber schon der bloße <sup>A</sup>nblick dieser kleinen Capnas läßt ~~xixx~~  
läßt den kundigen erkennen, daß sich da im Laufe der Zeit ~~x~~ recht  
stattliche Korruptionsherde gebildet haben. <sup>N</sup>atürlich raisoniert  
jeder einzelne, mit dem man spricht, darüber, und jeder ergeht  
sich in den heftigsten Klagen gegen die "Panamawirtschaft", aber  
jeder hat <sup>seinen</sup> Anteil daran. Die anständigen und tüchtigen  
Leute kommen auch gegen die Faulheit, Gewissenlosigkeit und  
Unzuverlässigkeit der anderen, von der man auf Schritt und Tritt  
<sup>B</sup>eispiele sammeln kann, nicht auf, sie können bloß schimpfen.  
Alles, was gemacht wird, hat <sup>seine</sup> Risse und Sprünge. Den Er-  
eignissen stehen diese Herrschaften, die da nun <sup>wie</sup> (paar) Arbeits-  
bienen heruntachinieren mit der größten Gleichgültigkeit gegen-  
über; man kann von ihnen nicht einmal erfahren, was im Heeres-  
bericht steht, weil den niemand ließt, wogegen die dümmsten  
Latrinengerüchte gläubig nachgeplappert werden. Durch die Ein-  
stellung der weiblichen Hilfskräfte, fast durchwegs hübscher,  
kokottenhafter Mädchen, über deren "Verwendung" gar kein Zweifel  
obwalten kann, sind die Dinge zu einem öffentlichen Skandal aus-  
~~gearbeitet~~ geartet, der weder der Front noch der Bevölkerung  
dess <sup>H</sup>interlandes verborgen bleibt. Man kann sich denken, wie  
es auf die Stimmung der durchmarschierenden Frontsoldaten, Mann-  
schaften wie Offiziere, wirkt, wenn sie in diesen Stabsstandorten  
am helllichten Tage die stutzerhaft elegant gekleideten Tachenier-  
Offiziere und kichernden Jungfräulein lustwandeln oder kahnfahren  
oder gar gemeinsam baden sehen. Nicht nur, daß das teure Leben  
dieser Herren so sehr geschont ~~xixx~~ ist, dürfen sie sich unmittel-  
bar hinter der Front in sexueller Hinsicht etwas Gutes gönnen.  
Dazu haben sie auch noch ein Kino, das selbst an den heißesten  
Schlachttagen überfüllt ist, Musik und Konzerte und ~~gxxxkxxxixg~~  
zeitweilig Frontkater. In Lewiko zum Beispiel leben die <sup>um</sup> ~~xixx~~ das  
dortige Armeekommando herumgescharten Parasiten, während die  
Verwundetentransporte durchströmen, wie in einem üppigen Kurorte.  
Im Sommer lassen sich manche Offiziere eigene Badehütten bauen,  
natürlich von Soldaten, die wohl eigens zu diesem Zwecke ihren  
Familien und der produktiven Arbeit entzogen worden sind. Über-  
haupt wird es mir im Kriegsgebiet immer klarer, daß bei dem <sup>F</sup>est-  
halten der Frontdienstuntauglichen im Armeeverbande und bei dem  
Unmöglichkeit diese Massen wirklich ersprießlich zu verwenden,  
nichts herausgekommen ist, als eine völlige Verpfeifendeckelung

der Bevölkerung. Wofern sie nicht auf die Schlachtbank geführt wird, wird sie zu Privatdiensten mißbraucht. Bezüglich der Wirtschaft mit den weiblichen Hilfskräften ist noch zu bemerken, daß sie insbesondere in Tirol beim Volke überaus viel Anstoß erregt und dem Haß gegen die Militärgewalten kräftig Nahrung gibt. Die Tiroler Lokalblätter, zumal die klerikal<sup>en</sup>, sind voll von haßerfüllten Zuschriften, in denen diese Mädchen als "Gitschen" bezeichnet ~~waxxxx~~ und die ganze "Gitschenwirtschaft" der Kommanden in den derbsten Wendungen gebrandmarkt wird. Dabei gibt es Gitschen erster und zweiter Klasse, das heißt, die Kanzleifräuleins haben sich strenge abzusondern gegen die Kellnerinnen und Köchinnen, die als sozial tiefer stehend gelten und gewissermaßen mit den Mannschaftspersonen auf gleich rangieren. Bei einer Badeanstalt sah ich ~~xxxx~~ gesonderte Eingänge mit ~~xxx~~ Aufschriften "Weibliche Hilfskräfte A-Klasse" und "Weibliche Hilfskräfte B-Klasse". Ich habe auch gehört, kann es aber nicht kontrollieren, daß eine Vorschrift besteht, wonach weibliche Hilfskräfte, wenn sie uneheliche Kinder bekommen, an den betreffenden Offizier keine Ansprüche stellen dürfen, sondern vom Staate alimentiert werden, also auf Kosten der Gesamtheit. Übrigens werden diese Mädchen kaserniert und müssen sich, während man tagsüber fünf grad sein läßt, des Nachts eine entwürdigende Kontrolle gefallen lassen.

Der Herr von Haja mag sich ganz etwas <sup>A</sup>nderes vorgestellt haben, als er auf die Idee kam, weibliche Hilfskräfte auch für das Kriegsgebiet heranzuziehen. Tatsächlich hat er damit die Korruption in der Armee nicht nur in sexueller Richtung gefördert sondern auch in einer anderen. Durch diese ~~xxxxxxx~~ weiblichen Hilfskräfte sind nämlich die früheren Kanzleiunteroffiziere ersetzt und diese selbst sind in die Front geschickt worden; lauter Leute die bei geringer körperlicher Eignung nicht die blasseste Ahnung von Frontdienst <sup>haben</sup> und da plötzlich den altgedienten und kampferprobten Frontsoldaten als Zugführer und Feldwebel hingestellt werden. Sie mußten sich erst von ihrem Untergebenen belehren lassen. Man kann sich wohl denken, was

für böses Blut das bei der Truppe mahct, wenn die kampferprobten Frontsoldaten nie befördert werden können, weil immer aufs neue aus dem Hinterland die Kanzleischreiber zugeschoben werden, die die systemisierten Unteroffiziere blockieren. Besonders bei den intelligenten Regimentern aus den Großstädten und Industriegegenden war dieses System wie nichts anderes geeignet, die Stimmung herabzudrücken und den Geist der Unzufriedenheit zu nähren. Bemerkenswert ist, daß ~~sich~~ manche einsichtige Offizire den Ruf nach parlamentarischer Kontrolle erheben und sich davon erhebliche Reformen versprechen.











von allgemessen bekannt, dass die Regierung  
 willig verspricht. Die Regierung nur glück Will.  
 Englische Regierung haben versprochen, dass man es  
 nicht einmal für notwendig hält, Gebirgsbau zu  
 zu bauen. Walfisch soll es überlassen und Mäntel aus managen <sup>haben</sup>  
Kriegsflieger: demselben Tage es bekannt in Urogen,  
 werden die folgende Beispiele Anschlagflieger nicht fern zu hängen  
 können. Von dem Flieger selbst kann man nur die  
 festgelegten Anklagen gegen die Parabombenstellung, die  
 seien, die bei allen von Muffenhausen mit der  
 Flugform mit die Ziffern in Urogen fest mit  
 nicht die perfekten Anforderungen. Von dem großen  
 Obergang an Piloten zu denken, ist die wichtigste Aufgabe,  
 dass die Piloten selber soll man nicht nur die besten  
 mit demselben Lagen als ein selbst zu halten  
 haben. Die Kommando also ein Feld, müssen sie ein  
 Gruppen 120 Lagen mit unter 100 Stunden Anwesenheit  
 notwendig haben mit allem von 200 bis 230 Stunden  
 Anwesenheit haben, die ganz unter Anwesenheit sein.  
 Natürlich können die Kommando der Fliegenabteilungen  
 auf die Anwesenheit der Piloten mit  
 müssen mit die "festen" Piloten müssen man  
 dürfen notwendig das Kommando mit selbst  
 werden, die <sup>unter</sup> Kommando mit Feldzug sein, müssen  
 die Piloten selber selbst an die 200 Stunden Piloten  
 gefordert werden mit die Regierung davon ist, dass dem  
 besten Fall zum Anwesenheit, nicht geben, bis sie das  
 Piloten Anwesenheit, dass alle latter in das haben  
 sollen die Regierung selbst man haben lassen nicht.



Bei der Unzulänglichkeit aller Vorber-  
eitung für diese Offensiv nimmt es sich  
**komisch** aus, daß uns' Bemerkungen und  
über dies für gewisse Theatereffekte - wie  
zum Beispiel für den Einmarsch der  
Vertheidiger in die glorreichsten Mar-  
schirungen getroffen waren. Jeder  
Korps waren eigene Berthe können andern  
zugeordnet und ein ganzes Heer von  
Fahnenwagen, Kinetik Lammern und  
Zeichnern war bereit gestellt für  
den Augenblick, da der Admiral  
der Flotte seinen Fort auf die  
Prajetta sehen würde.  
Nicht unmittelbar im Voraus-  
sagen kann mit den Kriegsmitteln an der  
Kampffront stehen die unerkennlichen  
Zustände, die sich erbeten werden  
halten. Dabei sind die Hauptstationen  
stationieren und in den Hauptorten  
der höheren Stufen heraus gebildet  
haben. Ich bin natürlich nicht  
in der Lage gewesen, diese Zustän-  
de eingehend zu prüfen, aber schon  
der ~~erste~~ bloße Anblick dieser klei-  
nen Capras läßt den Kundigen  
erkennen, daß sich da im Laufe  
der Zeit recht stattliche Territorien  
heraus gebildet haben. Natürlich  
das kommt jede Einzelne, mit dem  
man spricht, darüber und jeder erzählt  
sich in den heftigen Klagen gegen die

Bei der Unzulänglichkeit aller Vorbereitungen für diese Offensive nimmt es sich kaum aus, daß für's Bentemachen und nardies für gewisse Theater effekte - wie z. Bsp. für den Bismarck im Venedig - die glänzendsten Vorkehrungen getroffen waren. Jedem Korps waren eigene Bente Kommanden zugesellt und ein ganzes Heer von Fotografen, Kinofilmen und Zeichnern war bereitgestellt für den Augenblick, da der Admiral der Flotte seinen Fuß auf die Piajetta setzen würde.

Nicht unmittelbar im Zusammenhang mit den Ereignissen an der Kampffront stehen die merkwürdigen Zustände, die sich seit etwa einem halben Jahre in den Hauptstappenstationen und in den Standorten der höheren Stäbe herausgebildet haben. Ich bin natürlich nicht in der Lage gewesen, diese Zustände eingehend zu prüfen, aber schon der bloße Anblick dieser kleinen Capnas läßt den Kundigen erkennen, daß sich da im Laufe der Zeit recht stattliche Korruptionsherde gebildet haben. Natürlich raisoniert jeder Einzelne, mit dem man spricht, darüber und jeder ergeht sich in den heftigsten Klagen gegen die

Panama Wirtschaft<sup>s</sup>, aber jeder hat seinen An-  
theil daran. Die ausländigen und tüchtigsten Leute  
kommen auch gegen die Faulheit, Gewisslos-  
igkeit und Unzuverlässigkeit der Anderen,  
von der man auf Tische und Tisch Bein-  
spiele sammeln kann, nicht auf, sie können  
bloß schimpfen. Alles, was gemacht wird,  
hat seine Risse und Sprünge. Den Beizwitten  
stehen diese Herrschaften, die da nun die paar  
Arbeitsknechte heruntertackern, mit der größ-  
ten Gleichgültigkeit gegenüber; man kann  
von ihnen nicht einmal erfahren, was  
im Heeresbericht steht, weil den nie-  
mand liest, wegen die dümmsten  
Latrienengründe gläubig nachgeplappert  
werden. Durch die Einstellung der weiblichen  
Hilfskräfte, fast durchwegs hübscher, kokett-  
hafter Mädchen, über deren Verwendung  
gar kein Zweifel obwalten kann, sind die  
Dinge zu einem öffentlichen Skandal ausge-  
artet, der weder der Front noch der Bevöl-  
kerung des Hinterlandes verborgen bleibt.  
Man kann sich denken, ~~welcher~~ wie es  
auf die Stimmung der durchmarschie-  
renden Fronttruppen & Mannschaften  
wie Offiziere wirkt, wenn sie in diesen  
Stabsstandorten am hellsten Tage  
die stutzerhaft elegant gekleideten Tack-  
nieroffiziere mit kischernden Jungfräulein  
& Luftwänden oder Karyaturen oder gar

10

gemeinsam haben sehen. Nicht nur, daß das  
steure Leben dieser Herren so sehr geschont  
ist; dürfen sie sich unmittelbar hinter  
der Front auch in direkter Feindesstrasse  
Gutes gönnen. Dazwischen haben sie auch noch  
ein Kino, das selbst an den heidestren-  
schlachttagen überfüllt ist, Musik und  
Konzerte und zeitweilig Frontfeater.  
In Lemberg z. Bsp. leben die nun das dortige  
Armeekommando ~~herumgerhaarten~~  
Parasiten, während die Vermunsten-  
transporte durchströmen, wie in einem  
süppigen Kurort. Um Lemberg sieht  
manche Offiziere eigene Badehütten bauen,  
natürlich von Soldaten; die wohl eigens  
zu diesem Zwecke ihren Familien und  
der produktiven Arbeit entzogen worden  
sind. Überhaupt wird es mir im Krieg geliebt.  
immer klarer, daß bei dem Forthalten der Front-  
dienstverhältnisse im Armeeverbande und bei  
der Möglichkeit dies, man wirklich ersprießlich  
zu verwenden, nichts herausgekommen ist, als  
eine völlige Verpfeifenstellung der Bevölkerung.  
Wofür sie nicht auf die Schlachtbank geführt  
wird, wird sie zu Privatdiensten mißbraucht.  
Bezüglich der Wirtschaft mit den weiblichen Hilfs-  
kräften ist noch zu bemerken, daß sie in besonderer  
im Tirolo beim Völkle überaus viel Ansehen erregt  
und dem Staat gegen die militärgewaltigen Kräfte Nahrung  
gibt. Die Tiroloer Lokalblätter, zumal die kleinsten,  
sind voll von katzenfüßigen Zehnstrichen, in denen  
diese Mädchen als „Gibtuchen“ bezeichnet und  
die ganze „Gibtuchentwirtschaft“ der Kommanden in  
den letzten Wundungen gebrauchswort wird.  
Dabei gibt es Gibtuchen erster und zweiter Klasse, das  
heißt, die Kunglerpräzisions haben sich streng abgemessen  
gegen die Kellnerinnen und Köchinnen, die als sozial tiefer  
stehend gelten und gemessen mit den Mannschaften  
-personen auf gleich zu setzen. Auf einer Badeanstalt

11  
sah ich geordnete Eingänge mit Aufschriften  
" Weibliche Hilfskräfte A Klasse " und " Weibliche  
Hilfskräfte B Klasse ". Ich habe auch gehört,  
kann es aber nicht kontrollieren, daß eine Vor-  
schrift besteht, wonach weibliche Hilfskräfte  
wenn sie uneheliche Kinder bekommen an  
den betreffenden Offizier keine Ansprüche  
stellen dürfen, sondern vom Staat alimentiert  
werden, also auf Kosten der Gemeinschaft.  
Übrigens werden diese Mädchen kaserniert und  
müssen sich, während Tagsüber fröhe grad ein  
läßt, des Nachts eine entwürdigende Kontrolle  
gefallen lassen.

Der Herr v. Flajsi mag sich ganz etwas  
Anderes vorgestellt haben, als er auf die Idee  
kam, weibliche Hilfskräfte auch für das  
Kriegsgebiet heranzuziehen. Tatsächlich hat  
er damit die Korruption in der Armee nicht  
nur in der feineren Richtung gefördert, sondern  
auch in einer anderen. Durch diese weiblichen  
Hilfskräfte sind nämlich die früheren Kaufleute  
unter Offiziere ersetzt und diese selbst sind in  
die Front gerückt worden; lauter Leute, die  
bei geringer körperlicher Eignung nicht die  
blindeste Ahnung vom Frontdienst haben und  
da pläglich den abgedienten und kampf-  
erprobten Frontsoldaten als Zugführer und  
Feldwebel &c. hingestellt werden. Sie mußten  
sich erst von ihren Untergebenen belehren lassen.  
Man kann sich wohl denken, was für böses Blut  
das bei der Truppe macht, wenn die kampf-  
erprobten Frontsoldaten nie befördert werden  
können, weil immer aufs Neue aus dem Hinter Land  
die Kaufleute herbeizugeshoben werden, die die  
systemisierten Hauptoffiziersplätze blockieren. Be-  
sonders bei den intelligenten Regimentern aus  
den Großstädten und Industriegegenden war  
dieses System wie nichts Anderes geeignet, die  
Stimmung herabzuzurücken und den Geist der  
Unzufriedenheit zu nähren.

Erinnere mich nicht, daß manche ungeschickte Offiziere  
den Ruf nur qualifizierender Kontrolle haben und  
sich davon republikanischer Papernan zu bedienen.

## Wer hat die Schuld daran?

### Die zweite Phase des Weltkrieges.

Alle haben geirrt, die geglaubt haben, daß mit dem Waffenstillstand auf dem Kriegsschauplatz der Weltkrieg zu Ende sei. Diese Windhose der Gewalt, die alle verfügbaren Kräfte der Menschheit für die greulichen Ziele des Imperialismus in ihren wildstürmenden Wirbel fügen und verdichtete, ist nicht nur mehr als fünfzig Monate lang über die Erde dahingebraust, um dann etwa mit einemmal in einen beseligenden Zustand des Friedens auszulassen. Jetzt bereits erkennen wir, daß diese Schlachten und Kriege bis zur Hertrümmernng des mitteleuropäischen Imperialismus erst die erste Phase des Weltkrieges bedeuten, in der Imperialisten gegen Imperialisten standen. Nun hat die zweite Phase begonnen, der Völkerring gegen Imperialismus und Kapitalismus; der Imperialismus ist nicht tot, nur der mitteleuropäische ist besiegt, der andere aber will erst recht an die Aufrichtung einer Weltherrschaft schreiten und gebraucht die schönen Gedanken des Völkerbundes nur zur Unterjochung der Völker. Dagegen erhebt sich überall der Unwille der gepeinigten Völker, daß sich die rohe Gewalt in der Welt aufs neue nur um so sicherere und festere Herrschersitze errichten will, und dieser Unwille der Völker ruft eine ungeheure Unzufriedenheit mit allem und jedem hervor, das an die Gewalt erinnert, und seien es auch die notwendigsten Maßregeln staatlicher Gewalt.

### Gestern und heute.

Was gestern erst von dem Willen der Massen in die Höhe gehoben wurde, erscheint ihnen heute in dem rasenden Wirbel der Ideen wiederum als ein Ausdruck der Gewalten, die bekämpft und ausgerottet werden müssen. Der Befreier von gestern wird heute schon mit dem Tyrannen von vorgestern verwechselt. Und so ist es kein Wunder, daß die radikalsten Strömungen immer wieder die Massen blenden, denn die Ungebild, das alle Unrecht gänzlich aus dem Sattel zu werfen und eine sichere Völkerei zu schaffen, ist so groß, daß sie nicht warten will auf die Erscheinungen einer natürlichen Entwicklung, sondern daß alles von heute auf morgen werden soll in der Angst, daß es übermorgen schon wieder zu spät sei, daß die Völker wiederum als Betrogene und Getriebene dem alten Imperialismus und seinem eigentlichen Erreger, dem Kapitalismus, verfallen und überliefert seien.

### Sturm und Wellen.

Was wir in diesen Tagen erleben, ist alles ein Beweis für diese Ungebild, die in den Völkern lebt. Mitten im strengsten, härtesten Winter kann nicht auf einmal der blühende, duftende, lebenerweckende und neues Leben zeugende Frühling in der herrlichsten Welt eines sonnigen Maientages erscheinen. Das ist aber der Sinn aller revolutionären Erscheinungen, die wir in Berlin und anderen Orten Deutschlands, in Warschau und Budapest und auch in Prag bereits erleben. Furchtbare Opfer wird diese zweite Phase des Weltkrieges noch erfordern. Denn es ist ganz unmöglich, daß nach so wilden Ereignissen plötzlich alle Wasser und Lüste sich besänftigen. Wenn im gewaltigen Kampfe zwischen dem Ozean der Lüste und dem Ozean des Wassers der Sturm tiefe Klüfte in den Leib der See reißt, daß die Schiffe in wildem Tanze hinabstürzen in den aufgerissenen Schlund des Weltentales, um bald darauf wieder emporgeschleudert zu

werden, wenn sich dann die See zum Gegendrum gegen die Gewalt von außen in wilder Raserei gegen den Himmel erhebt und gewaltige Wassermassen in die feindlichen Lüste schleudert, dann werden diese wildbewegten Massen von Luft und Wasser nicht augenblicklich zur Ruhe kommen können, wenn die erregenden Kräfte des wilden Sturmes entschwinden sind. Noch lange wird nach einem solchen wilden Ausbruch der Elemente Wellen auf Wellen auf und nieder springen und ans Ufer schlagen und gar mancher Nachen wird durch die wilde Brandung noch zerschmettert werden.

### Die kranke Menschheit.

Die Menschheit gleicht dem wildbewegten Meere. Nicht die Völker sind schuld, wenn die furchtbaren Zuckungen, die der Weltkrieg ausgelöst hat, vielleicht noch Jahre und Jahrzehnte dauern. Es geht den ganzen Völkern, wie es den einzelnen Heimkehrern geht, deren Nerven draußen im furchtbaren Lärm der Schlachten unter dem Schreden einschlagender Granaten krank gerissen wurden, so daß die Seele die Herrschaft über Muskel und Nerv verloren hat und sie selbst entsetzt zuschauen müssen, wie es ihnen wider Willen immer wieder ihre Glieder hin und her reißt, ihren ganzen Körper wild durchschüttelt. So sind alle Völker krank bis zum letzten Nerv durch die furchtbaren Erlebnisse der schrecklichsten Kriegszeit.

Wenn wir daher als Zuschauer der derzeitigen revolutionären Bewegungen die kranken Völker betrachten, dann dürfen wir wahrlich keinem Volk im Zornesfluchen, sondern sollen voll Mitleid zu helfen suchen dem kranken Körper der Menschheit. Und wenn wir daher die Schuldfrage stellen nach den Urhebern der revolutionären Bewegung, die jetzt Mitteleuropa ergriffen hat, so müssen wir

die Völker freisprechen, denn sie gleichen den Epileptikern, die ein ungeheurer Schreden niedergeworfen hat, daß ein wildes Gerauschen ihre Nervenmasse durchflutete und sie nun in krankhaften Zuckungen nach allen Seiten hin mit den Fäusten schlagen und mit den Füßen stoßen. Welcher Arzt kann ihnen im Augenblick ihre frühere Ruhe und Gesundheit, die Beherrschung des körperlichen Organismus durch die überwiegenden geistigen Kräfte wieder zurückgeben?

### Die drei Schuldigen.

Schuld ist nicht der Kranke, sondern die, die diese Krankheit verursachten, und so fällt auch die Schuld für die Opfer der revolutionären Erschütterungen, die die Völker Europas heimsuchen, denen zu, die den Weltsturm erregt und dadurch die Menschheit elend und krank gemacht haben. Schuldig sind die Despoten, die die Völker nur für die Interessen ihrer

Familien arbeiten ließen, sie in den Krieg führten, von ihnen Hausknechtsarbeit, die sie mit der Phrase vom Patriotismus verbrämten, verlangten, damit die gereizten Nachbarn, die einzudringen versuchten, wieder hinausfliegen sollten und diese wenigen Familien ihre Macht und ihre Reichtümer hätten vermehren können. Schuld sind auch die Organe der Kirche, die nach den Sagen der Kirche, nach den heiligen zehn Geboten verpflichtet waren, mit männlichem Mute den Mord als Sünde zu lehren, gegen den Völkermord unaufhörlich zu predigen, und den Krieg zu verdammen. Sie selbst haben ihre zehn Gebote, diesen Fels Petri, auf dem die Apostelkirche aufgebaut war, und besonders das fünfte Gebot mißachtet und verleugnet und haben den Herrschenden gebient, sich ihnen verkauft und verschahert, weil auch sie nach der Herrschaft in dieser Welt strebten, nach der Beherrschung der Geister, die sie immer wieder mit mittelalterlichen Fesseln zu umstricken versuchten. Schuld ist der Kapitalismus, er ist der Hauptschuldige, der den Krieg begründete, weil er die Ausbeutungsmöglichkeiten vermehrte und den Fischzug auf Kosten der Völker außerordentlich bereicherte. Diese drei: Despoten, Pfaffen und Ausbeuter werden von der Weltgeschichte gerichtet werden. Sie sind die wahren Schuldigen auch an dem Unglück, das jetzt und noch lange nachher als wilde revolutionäre Bewegung Europa heimsucht. Einer nach dem anderen von diesen Schuldigen wird gerichtet werden, dann erst wird der wahre Friede kommen und werden die Völker wieder ihre innere Ruhe finden können.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 19690.

TAG: 19.6.1919<sup>3f</sup>

Der Sieger im Weltkrieg.

Von Erwin Schwarzenau.  
Minister a. D.

Wien, 18. Juni.

Es wäre noch viel ärger, wenn es weniger arg wäre. Während die Welt in Flammen steht, haben die Diplomaten acht lange Monate gebraucht, um den Entwurf jenes Friedens fertigzustellen, der den gepeinigten Völkern Europas von Wilson verheißten worden war. Wenn dieser Entwurf auch nur ein Quentchen jener Gerechtigkeit und Billigkeit enthalten würde, die uns vom Präsidenten der nordamerikanischen Staaten zentnerweise versprochen waren, hätte Deutschösterreich, durch fünfjährige Leiden zermürbt und gedemütigt, begierig danach gegriffen, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalme greift, und unser Schicksal wäre endgültig besiegelt gewesen, das Schicksal der Besiegten. Es ist besser für uns, daß es anders kam. So bleibt auch heute noch die Frage unentschieden, deren Lösung, wie ich vor einigen Monaten in den Spalten dieses Blattes schrieb\*), der Verteilung der Beute vorangehen muß, die Frage, ob es am Ende des Weltkrieges überhaupt noch Sieger und Besiegte geben wird, ob es nicht schließlich beiden kämpfenden Teilen beschieden ist, in dem drohenden neuen Kriege zweier diametral entgegengesetzter Weltordnungen unterzugehen.

Der Grundsatz, daß derjenige Sieger ist, vor dem der Gegner auf dem Boden liegt, mag im Weltringen von Athleten gelten, im Kampfe kultivierter Staaten, die um die höchsten Güter ihres Volkstums, um das Wohl und Wehe von Generationen streiten, gilt er nicht. Der Ausgang des Krieges ist von der Entente nicht durch Armeen, sondern durch ihre Diplomaten entschieden worden. Was die Armeen nicht vermochten, kann heute von den Diplomaten nicht nachgeholt werden. Mögen diese sich auch noch so kriegerisch gebärden, so sind und bleiben sie doch immer in das gebunden, wodurch der Krieg beendet worden ist, an die Versprechungen, die sie selbst feierlich vor der ganzen Welt gegeben hatten und deren bloße Verkündung schon genügte, die Feinde zu Boden zu strecken. Das ist eine Tatsache, die durch nichts aus der Welt geschafft werden kann. Der Versuch, sich über sie hinwegzusetzen, ist nicht nur unmoralisch, sondern auch unklug. Er zwingt diejenigen, die ihn unternehmen, ein zweitesmal zu den Waffen zu greifen, und zwar unter Umständen, die sie von vornherein offenbar ins Unrecht setzen. Ob und wie ein so begonnener zweiter Krieg zu Ende geführt werden könnte, ist bei der heutigen Weltlage kaum zweifelhaft. Soweit aus den bisherigen dürftigen Verlautbarungen über die Beantwortung der deutschen Gegenentwürfe geschlossen werden kann, sind die Ententemächte heute weiter denn je vom Siege entfernt.

Die scheinbaren Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten, die das wechselnde Spiel der äußeren Ereignisse im Leben der Menschen und Völker bedingt, gleichen sich in den großen Epochen der Weltgeschichte aus. „Noch niemals ist die Nemesis dem Sieger so hart an den Fersen gewesen wie heute“, schrieb ich im März dieses Jahres, im Juni greift sie ihm bereits an das Herz. Nichts von allem, was unsere Feinde anstreben, haben sie erreicht. Sie wollten angeblich im Interesse der gesamten Menschheit den preußischen Militarismus vernichten, vernichteten aber dabei ihre eigenen militärischen Nachtmittel, deren sie zur Ausnützung des vermeintlichen

Sieges so sehr bedurften. Sie wollten, natürlich auch im Interesse des Menschheitsgedankens, die Völker Oesterreichs von einem unerträglichem Fremdjoch befreien und ihnen Frieden und Freiheit sichern. Statt dessen verurteilten sie einen großen Teil von ihnen zur Sklaverei unter einem Joch, das nicht mehr wie in der alten Monarchie auf der zwar verkehrt gehandhabten, aber grundsätzlich doch an-

erkannten nationalen Gleichberechtigung, sondern prinzipiell auf der Herrschaft einer Nation über die andere beruht, und statt des Friedens, den sie versprochen, brachten sie den mit dem Titel und Charakter selbständiger Staaten ausgezeichneten Volkstämmen neue blutige Kriege, die, wie einst der Trojanische Krieg, nicht sowohl von den kämpfenden Menschen als von den habenden olympischen Göttern selbst — hier Frankreich, dort Italien! — geführt, und für die neuen Nationalstaaten, wenn nicht im Gedanken einer rationelleren Vereinigung zu gemeinsamen Zwecken, so nur im moralischen, politischen und wirtschaftlichen Untergange aller ihr Ende finden können. Im Vertragsskizzenentwurf von Saint-Germain ist nicht ein Gedanke zu finden, der von Gerechtigkeit und Billigkeit oder auch nur von Verständnis für die heutige Weltlage zeugt, der nicht einen blutigen Hohn auf die Verheißungen Wilsons bedeutet. Aus allen Bestimmungen dieses Dokuments menschlichen Erwahnens spricht nichts anderes als Habgier, Haß, Rachgier und — zum Glück für uns, wenn man in solcher Lage von Glück noch sprechen kann — die gänzliche Uneinigkeit und Zerfahrenheit der nur im Vernichtungswillen geeinigten feindlichen Mächte.

„Die Entscheidungen der Pariser Konferenz“ — sagte ich in dem mehrerwähnten Artikel — „werden gerecht und billig — oder sie werden nicht sein.“ Heute wissen wir bereits, daß sie nicht sein werden, wenigstens nicht so und nicht einmal ähnlich, wie sie uns diktiert werden wollten. In dieser Gewißheit ist für uns ein Trost gelegen, vielleicht der einzige, der uns im Gefühl unserer grenzenlosen Ohnmacht zuteil werden konnte. Wenn wir schon unsere Geschicke nicht selbst handelnd bestimmen können, so wissen wir doch wenigstens, daß das Maß dessen, was wir erdulden müssen, durch die Grenzen der abstrakten Logik und des praktisch Möglichen bestimmt wird. Unsinniges, sich selbst Widersprechendes, Unmögliches kann uns nicht auferlegt werden. Das Friedenswerk der Ententendiplomaten hat uns genau so viel genützt, als es den Gegnern geschadet hat. Wir könnten also die weiteren Entscheidungen mit einiger Zuversicht erwarten, wenn uns das Warten nicht so schwer gemacht würde. Nicht die geringste der verschiedenen Erschwernisse ist in dem spezifisch österreichischen Sanguinismus gelegen, der schon zweimal, gerade in den entscheidendsten Augenblicken, seine verhängnisvollen Wirkungen übte, das erstemal, als er infolge der mißverständlichen Auslegung eines Wilson-Telegramms das vielhundertjährige, in heldenmütiger Verteidigung begriffene Reich gewaltsam in Trümmer schlug, und bald darauf wieder, als er die noch unerschütterte stehende militärische Südfrent acht oder vierzehn Tage früher zur Auflösung brachte, als die gegnerische Front ins Wanken geraten wäre. Ein drittesmal soll er nicht mehr zum Worte gelangen. Darum

\*) Nr. 19604 vom 23. März 1919 und Nr. 19606 vom 25. März 1919. „Wilson's Programm und die Zukunft Deutsch-jüdtirols.“

nichts von der Erklärung des Staatsbankerotts, nichts von gewaltsamen inneren Umstürzen, nichts von alledem, was heute nur Selbstmord und Selbstverstümmelung bedeuten würdel. Die Entscheidung der Frage, wer Sieger und wer Besiegter ist, kann nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen.

• Heute allerdings sehen wir nur Besiegte, die einen, die, ohne wirklich besiegt zu sein, zermalmt auf dem Boden liegen, die anderen, die, ohne wirklich gesiegt zu haben, selbst dem Zusammenbruche nahe, durch einen Gewaltfrieden vernichten wollen, was sie durch den Krieg noch nicht völlig vernichten konnten. In diesem Weltkriege gibt es so viele Besiegte, daß man sich versucht fühlt, wie bei einem Verierbild zu fragen: Wo steckt der Sieger? Je mehr sich die Umrisse des eigentlichen Siegers zu verwischen scheinen, desto deutlicher treten jene des eigentlich Besiegten hervor. Wilson, der mit den Ansprüchen eines neuen Messias auf der Weltbühne erschien, um den Völkern der Erde die wahren Grundsätze

der Gerechtigkeit und Billigkeit, des ewig währenden Friedens zu verkünden, hat als ein Riese begonnen und als — nun sagen wir — damit geendet, daß er zum Abschluß der großen Tragödie in Begleitung seiner czechoslowakisch orientierten Gattin eine Bergnügungsreise nach Europa unternahm, um dort seinen Namen unter die „Friedensverträge“ von Versailles und Saint-Germain zu setzen. Dieser moderne Christophorus, der ein Kind aufgenommen hatte, um es durch ein Gewässer zu tragen und erst an der tiefsten Stelle gewahr wurde, daß er eine Welt auf seinen Schultern trug, hat für seinen Teil das unänderliche Urteil der Geschichte bereits erfahren. Aber Wilson und die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind nicht dasselbe. Was uns an den künftigen Schicksalen dieses Mannes allenfalls noch interessieren könnte, ist nur die Frage, wie sich das amerikanische Volk mit ihm auseinandersetzen wird, das Volk, dessen wahrhafte Söhne den Ausgang des militärischen Waffenganges entscheidend beeinflussten, indem sie zu Tausenden auf fremder Erde für fremde Angelegenheiten verbluteten. Das Volk von Amerika wird über die Frage entscheiden, ob die famosen vierzehn Punkte dieser Opfer auch wert waren. Die neuesten Beschlüsse des Washingtoner Senats bilden erst das Präludium für den Tag dieses Volksgerichtes. Eines aber ist heute schon gewiß: Mehr noch als der Krieg hat Wilson den Interessen der Menschheit geschadet. Das Verhängnis, das in den letzten acht Monaten über die Völker Europas hereingebrochen ist und in der Folge vielleicht noch über sie hereinbrechen wird, fällt in erster Reihe ihm zur Last. Was aber ganze Völker, mittelbar die gesamte Menschheit schädigt, kann Amerika allein nicht zum Vorteil gereichen.

Das Schicksal, das sich eben an Wilson zu vollziehen beginnt, wird auch die anderen nicht verschonen, die für das Strafurteil der Entente, fälschlich Frieden genannt, in hervorragendem Maße verantwortlich sind. Clemenceau und Sonnino sind schon unmittelbar von ihm bedroht und manche andere werden ihnen noch folgen, nicht in letzter Reihe auch derjenige, der wenigstens an dem Vertragsentwurf von Saint Germain neben Wilson die hauptsächlichliche Schuld trägt, Dr. Karl Kramarz. In einer im Laufe dieses Winters erschienenen Broschüre wurde Kramarz als der eigentliche Urheber des Weltkrieges bezeichnet, wohl mit Unrecht, wenigstens mit bedeutender Ueberschätzung seiner Persönlichkeit. Viel näher wird man der Wahrheit kommen, wenn man ihn als den Urheber bestimmter Teile des Friedens mit Deutschösterreich, damit aber als einen der hauptsächlichsten Zerstörer der Friedenshoffnungen der Völker, vor allem auch der

Hoffnungen seines eigenen, von ihm irreführten Volkes, bezeichnet.

Kramarz, der Erfinder des „überpielten Klaviers“ und des „Neoslavismus“, der österreichische Politiker, der über russische Gönnerschaften und russische Millionen verfügte, der zum Tode verurteilte, vom Kaiser begnadigte Verräter, der vor dem Gericht ein feierliches Treuebekenntnis zum österreichischen Staate abgelegt hatte, ist mittlerweile vom Freunde und Berater verfloßener österreichischer Minister und Ministerpräsidenten zum Freunde und Berater Wilsons vorgerückt. Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Auch das Gewicht dieser Persönlichkeit ist seit dem Zusammenbruch Oesterreichs bedeutend gewachsen. Wo es etwas zu zerstören gilt, sei es im Krieg oder im Frieden, hat Kramarz seine Hände stets im Spiel. Es wurde kürzlich in diesem Blatte mit Recht darauf hingewiesen, daß der Entwurf von Saint-Germain zwei Wunden hat: die Unwissenheit und die Bosheit. In der Tat lassen sich von diesem Gesichtspunkte aus fast sämtliche, unseren Interessen besonders abträgliche Vertragsbestimmungen in zwei Kategorien scheiden, je nachdem sie vorwiegend auf mehr oder weniger krasse Unkenntnis oder aber auf sehr genaue Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse und gleichzeitig auf bewußte boshafte Ausnützung der eigenen Kenntnis sowie der fremden Unkenntnis zurückzuführen sind. An den Bestimmungen ersterer Art mögen außer Professor Wilson auch manche andere Delegierte mitgewirkt haben; man dürfte aber kaum fehlgehen, wenn man als den eigentlichen Urheber derjenigen Teile, die auf boshafter Ausnützung von Kenntnis und Unkenntnis beruhen und zugleich die deutlichsten Spuren von Haß, Rachsucht und Furcht erkennen lassen, seinen anderen als unseren ehemaligen Landsmann Karl Kramarz betrachtet.

Wie alle ausschließlich auf den nationalen Kampf dressierten österreichischen Politiker, haßte auch Kramarz das alte Oesterreich, heute aber fürchtet er es, wie Macbeth Banquos Geist. Aus diesem Haße und dieser Furcht ist es vor allem zu erklären, wenn im Friedensvertrage sogar der Name Deutschösterreich gestrichen und mit einem kühnen Handgriffe in die Bezeichnung „Republik Oesterreich“ verwandelt wurde. Durch die Namensänderung soll aus Deutschösterreich ein Hopanz gemacht werden, der allein die Schuld am Weltkriege trägt und gegen den sich daher der von alters her angesammelte Haß der ehemaligen Staatsgenossen ungekrast entladen kann. Der Name Deutschösterreich schien aber Kramarz auch gefährlich zu sein, weil er die Vorstellung erwecken könnte, als ob irgendwo auch ein nicht- oder doch nicht nurdeutsches Oesterreich bestände und als ob dieses Oesterreich — horribile dictu — gerade auf dem Gebiete des czechoslowakischen Staates zu suchen wäre. Diese Furcht ist vielleicht nicht ganz unbegründet. Denn tatsächlich ist der Erbe des alten Oesterreich nicht das kümmerliche Staatswesen, zu dem sich sieben teils bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Länder auf Klindigung notdürftig vereinigt haben, sondern vielmehr in erster Linie der czechoslowakische Staat, der fast ein Drittel Deutschösterreichs sich einverleiben will und wo eine nationale Minderheit von Tschechen es übernimmt, eine aus Deutschen, Magyaren, Slowaken, Polen und Ukrainern zusammengesetzte Mehrheit zu beherrschen. Abgesehen von dem Tausche der Rollen zwischen Deutschen und Tschechen, unterscheidet sich dieses künstliche Staatsgebilde von dem alten Oesterreich nur dadurch, daß es

weit kleiner als dieses, der großen, vielhundertjährigen Traditionen, der gemeinsamen politischen Zwecke, der geschlossenen wirtschaftlichen Einheitlichkeit, kurz aller jener Momente entbehrt, die den Bestand Oesterreichs durch Jahrhunderte gesichert und es zu einem notwendigen Requisit Europas gemacht hatten.

Pramarz hat sich für seine Zwecke die vierzehn Programmpunkte Wilsons ins Czechische überetzt und aus seiner Uebersetzung ist der Vertrag von Saint-Germain entstanden, der uns vor neue, vollkommen überraschende Tatsachen stellte. Aus diesem Vertrage mußten wir erst erfahren, daß Czechen, Südslawen und Polen im Krieg unsere Feinde waren und heute als Sieger über uns triumphieren, daß wir ihnen Tribut und Entschädigung schulden. Daß aber das „ewig dankbare“ polnische Volk, dessen Königreich wir mit dem Herzblute unserer Söhne erobert hatten, noch im Jahre 1918 Kaiser Karl zum König von Polen proklamieren wollte, daß die slawischen Truppen mit verschwindend geringen Ausnahmen bis zum letzten Augenblick begeistert in den Reihen der gemeinsamen Armee kämpften und die Südfront selbst in dem Augenblick noch nicht preisgeben wollten, als die Weherle-Karolyi den ungarischen Truppen bereits den verhängnisvollen Befehl zur Heimkehr gegeben hatten, sind Tatsachen, die nach dem czechischen Programmtext aus der Geschichte gestrichen werden mußten. Dagegen wurden wir aus demselben Text belehrt, daß tausendjährige Stätten deutscher Kultur, wie Bozen und Meran von Rom, so Klagenfurt und Marburg von Belgrad, Reichenberg, das Egerland und rein deutsche Gemeinden Niederösterreichs, in denen sich Zuckerindustrien befinden, von Prag aus regiert werden müssen, um der wahren Völkerbeglückung nach Wilsons Rezept teilhaftig zu werden.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

BRUDERMANN, Rudolf

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 19690.

TAG: 19.6.1919<sup>2f</sup>

Die Kämpfe der dritten Armee im August 1914.

Eine Entgegnung auf das Buch „Der Weg zur Katastrophe“.

Von G. v. R. Rudolf Brudermann.

Seinerzeitiger Kommandant der dritten Armee.

Wien, 18. Juni.

Ein eben erschienen Buch von Dr. Karl Friedrich Nowak: „Der Weg zur Katastrophe“, enthält auch gegen mich eine Reihe ganz ungerechtfertigter Anwürfe und Behauptungen.

Sowie ich bisher gegenüber ungerechter Zurücksetzung und verschiedenen öffentlichen Anfeindungen geduldig geschwiegen habe, so hätte ich es gewiß auch gegenüber dieser tendenziösen Schrift getan. Da aber dieses Buch im Hauptquartier des Feldmarschalls Conrad zu Bozen vorbereitet wurde und dieser als ehemaliger Chef des Generalstabes dasselbe mit einem Vorwort versehen hat, in welchem er die Angaben trotz häufiger im Buche vorkommender Unwahrheiten bestätigte und es mit den Wünschen für besten Erfolg begleitete, so sehe ich mich gezwungen, mich auch öffentlich gegen alle böswilligen Anwürfe auf das entschiedenste zu verhalten.

Auf Seite 53 des Buches heißt es, daß für den Beginn der Operationen 1914 beim Armeekommando beschlossen wurde: „Vormarsch nach Russisch-Polen — in Ostgalizien aber Abwehr“.

Das ist nicht unbedingt richtig. Eine Verteidigung Ostgaliziens wurde nie als Aufgabe hingestellt. Die Angabe auf Seite 55 über den Schutz Ostgaliziens betraf nur den Grenzschutz bis zur Vollendung des Aufmarsches des Heeres in Galizien, also bis zum Beginn der großen Operationen. Für diese aber laufen alle Anordnungen des Armeekommandos darauf hinaus, daß die dritte Armee bei Lemberg, die ich kommandierte, berufen war, der allgemeinen Offensive der Armeen Aussenberg (vierte) und Dankl (erste) nach Nord, nach Russisch-Polen zu folgen. Sogar für die zweite Armee Böhlm-Ermoli, welche erst aus Serbien heraufgeführt wurde, war nach den Befehlen des Armeekommandos noch am 25. August der Anschluß an die Offensive nach Russisch-Polen in Aussicht genommen, was wohl zur Genüge beweist, daß man noch an diesem Tage nicht daran glaubte, daß die aus Ost drohende Gefahr eine höchst ernste sei.

Um nun auf die erste Schlacht bei Lemberg zu kommen, die zu ungerechtfertigten Vorwürfen gegen mich ausgebeutet würde, muß ich vorerst einige Daten in großen Zügen in Erinnerung bringen. Alle Details mit den Befehlen im Wortlaut werde ich demnächst an anderer Stelle veröffentlichen, damit sich jedermann ein Urteil bilden könne.

Am 21. August 1914 waren die erste, vierte und dritte Armee mit den Spitzen in der beiläufigen Linie Sammündung-Lemberg, während die zweite Armee aus Serbien gegen den Dnjestr heranrollte. Die allgemeine Offensive nach Nord sollte am 23. August mit dem linken Flügel in der Richtung Lublin beginnen, während die dritte Armee am rechten Flügel bis zu der am 25. August zu vollendenen Versammlung bei Lemberg vorerst etwaige feindliche Einbrüche von Nordnordost oder Ost abwehren hatte.

Seit dem 21. Mai rückten jedoch die Russen — zuerst bei Tarnopol und Brody — in vielen Kolonnen von der halbkreisförmig umfassenden Grenze in Ostgalizien ein mit der allgemeinen Richtung gegen Lemberg. Da erhielt ich mit einem Teil der mit der Front nach Nord aufmarschierenden dritten Armee in mehreren rasch aufeinander folgenden Befehlen vom Armeekommando den Auftrag, gegen den über Tarnopol und Brody eingebrochenen Feind einen entscheidenden Schlag zu führen. Im ersten Befehl hieß es dazu:

„wenn er von Brody und Tarnopol weiter vorrückt“, im letzten noch: „daß es darauf ankommt, mit diesem Vorstoß möglichst starke feindliche Kräfte entscheidend zu schlagen, um dadurch nebstbei auch das feindliche Vorgehen gegen die untere Plota-Lipa zum Stehen zu bringen.“

Entschiedenere Befehle für offensives Vorstoßen kann es wohl kaum mehr geben. Daß aber diese Anordnungen noch in ganz irrtümlicher Beurteilung der wirklichen Lage und in vollster Unkenntnis der erreichten Operationsbereitschaft und der überwältigenden Stärke des von Nordost und Ost herankommenden Feindes getroffen wurden, leuchtet ein.

Man glaubte beim Armeekommando, gegen drei bis vier Divisionen des über Tarnopol und Brody heranrückenden Feindes leichtes Spiel zu haben, um dann nach dessen Zurückwerfen wieder ungeniert die dritte Armee zur geplanten Offensive gegen Nord heranziehen zu können.

Daß die plötzliche große Ueberraschung über die so frühzeitige Operationsbereitschaft der russischen Armeen und ihr überwältigendes Auftreten in Ostgalizien das Konzept beim Armeekommando schwer umgestoßen hatte (Seite 57), begreife ich vollkommen, aber daran trage nicht ich die Schuld und es ist eine sonderbare Entstellung der Tatsachen, mir ein solches Verschulden unterzulegen zu wollen.

Der Vorstoß der dritten Armee zum vorübergehenden Schutz der rechten Flanke und der rückwärtigen Verbindungen des Gesamtheeres führte am 26. August zum ersten großen Kampf westlich Jloczow in der Linie Dunajew-Gologory-Busk, welcher die sehr bedeutende Ueberlegenheit der Russen bereits klarstellte und die beiderseitige Umklammerung der schwachen dritten Armee befürchten ließ.

Nur sieben Infanteriedivisionen, zwei Infanteriebrigaden (Ersatztruppen) und drei Kavalleriedivisionen waren mir zum Vorstoß zur Verfügung gestellt. Davon waren zwei Infanterie- und die drei Kavalleriedivisionen von den zahlreichen bisherigen Grenzkämpfen und der in das Feindesland getragenen Aufklärung schon sehr hergenommen und im Gefechtsstande reduziert sowie zum Teil noch gar nicht versammelt.

Dagegen waren die in Ostgalizien eingebrochenen russischen Kräfte (drei Armeen) mindestens so stark wie diejenigen, welche den starken Armeen Dankl und Aussenberg zusammen in Russisch-Polen gegenüberstanden.

Das Armeekommando konnte schon am 26. August abends erkennen, daß an ein Durchdringen gegen Jloczow nicht mehr zu denken war. Dennoch hielt es daran fest, daß bei Jloczow um jeden Preis ein Erfolg errungen werden mußte, wozu sämtliche Kräfte offensiv einzusetzen waren, um nach dem Erfolge, der allgemeinen Offensive nach Nord zu folgen, bei welcher letzterer die vierte Armee mit dem rechten Flügel bereits weit abgetrennt bis über Mosty vielkie gerückt war.

Kompliziert wurde aber die Aufgabe der dritten Armee noch dadurch, daß außer der entschiedenen Fortsetzung des Angriffes gegen Ost und Nordost noch die Sicherung des Raumes um Lemberg auch gegen feindliche Einbrüche aus Südost befohlen und dann noch ein kräftiger Stoß gegen Süd geplant war, welcher der eventuellen Offensive nach Nord voranzugehen sollte.

Leider wurde gleichzeitig das noch zur dritten Armee gehörige 14. Korps (drei Divisionen), auf dessen erfolgversprechende Unterstützung in absehbarer Zeit gerechnet wurde, der dritten Armee weggenommen und dauernd der vierten Armee unterstellt, obwohl der Angriff der dritten Armee auf das äußerste zu steigern war und obwohl selbe tatsächlich durch feindliche Uebermacht bedrängt erschien.

Wie aber alle vorangeführten verwickeltesten Manöver und Pläne im Kampfe und im Angesicht von nahezu vierfacher Ueberlegenheit erfolgreich ausgeführt werden sollten, wird wohl für ewige Zeiten ein Rätsel bleiben, denn es ist nicht zu erwarten, daß es jemals einen Lehrmeister der Kriegskunst geben wird, der so Gekünsteltes, teilweise sich Widersprechendes, ja unmöglich Scheinendes zuwege bringt

oder gar jemand anderem zumutet. Dies muß auch jedem Nichtmilitär verständlich sein.

Als die braven Truppen auch am zweiten Schlachttag, 27. August, angesichts der Uebermacht gegen Buczow nicht durchzudringen vermochten und größtenteils zu rückgängigen Bewegungen gezwungen wurden, entzog ich sie am 28. August rasch der drohenden beiderseitigen Umklammerung und der Gefahr, aufgerieben zu werden, und führte sie in eine Verteidigungsstellung am rechten Ufer der Gnila-Lipa, beiderseits Przemyslany, zurück, einen schwachen Tagmarich hinter dem ersten Schlachtfeld, um hier in breiter Front die russischen Kolonnen aufzufangen und in zäher Abwehr im Vorrückenden gegen Lemberg, solange es ging, aufzuhalten.

Im Gegensatz zu obigen verwirrenden, auch undurchführbaren Forderungen und Plänen sowie wechselnden Entschlüssen des Armeoberkommandos mit seinen vielen zum Teil überstürzten und demütigenden Befehlen war dieser Entschluß des Kommandanten der dritten Armee, zweifellos zielbewußt, einfach und den Verhältnissen angepaßt und wurde in Ordnung und in voller Planmäßigkeit durchgeführt.

Daß die Front weit über Przemyslany zurückgeworfen wurde (Seite 57), ist ganz unwahr. Sie hatte doch bei Przemyslany noch zwei Tage heldenmütigen Widerstand geleistet!

Auch die Darstellung der Ereignisse des ersten Kampftages auf Seite 56 ist teilweise ganz unverständlich, auch unrichtig. Entgegen der Behauptung auf den Seiten 55 und 56 war in allen bisherigen Anordnungen des Armeoberkommandos von Defensiv keine Rede, sondern immer nur von Offensivschlägen und -stößen.

Unbestreitbar bleibt aber, daß der Schlag gegen den über Tarnopol und Brody vorrückenden Feind, wie immer er geplant wurde und wer immer ihn auch ausführte, niemals zu einem besseren Endergebnis hätte führen können. Denn im abnormen Kräfteverhältnis, in der ganzen Anlage der Operationen und der Gruppierung auf Grund irriger Voraussetzungen (Seite 55, 3. Absatz) war es gelegen, daß ein andauernder positiver Erfolg mit diesem Vorstoß nie zu erreichen war.

Zum erstenmal hörte man nach Beziehen der Verteidigungsstellung an der Gnila-Lipa vom Armeoberkommando das Wort Verteidigung, als es zum zähen Ausbleiben in der Stellung aufforderte. Der Erfolg der nun erbrachten zweitägigen Abwehrschlacht an der Gnila-Lipa, 29. und 30. August, gegen überwältigende Angriffe bestand aber darin, daß die gewaltige Masse des Feindes durch verhältnismäßig geringe eigene Kräfte nicht nur vom weiteren Drängen gegen Lemberg einige Tage abgehalten war, sondern auch gebunden blieb, so daß dadurch der Rücken der

weit nach Norden gerückten und ganz abgetrennten vierten Armee vollkommen geschützt war, bis diese ihren Sieg bei Komarow durchgekämpft haben konnte.

Weder einen Durchbruch hat die dritte Armee erlitten noch wurde sie von den eigenen Verbindungen über Lemberg sowie von den weit nach Norden vorgerückten Armeen weggedrängt, was bei geringerer Voraussicht leicht hätte geschehen können mit unabsehbaren fatalen Folgen für die mit der Front nach Nord kämpfende vierte und erste Armee.

Was konnte man also der schwachen dritten Armee gegen den übermächtigen Feind noch mehr zumuten?

In einer denkbar schwierigen Lage hat doch damals diese tapfere Armee das Mögliche geleistet. Die Geschichte wird ihr dieses Zeugnis nicht versagen können. Wenn aber dem Kommandanten anerkannt Unmögliches zugemutet wurde, muß man sich unwillkürlich fragen: Warum war das Armeoberkommando nicht imstande, in der zweiten Schlacht bei Lemberg den Feind zu schlagen, wo alle Armeen (zweite, dritte, vierte und erste) im Kontakt nebeneinander kämpften und wo das Kräfteverhältnis beidem nicht so ungünstig war, wie bei der dritten Armee in der ersten Lemberger Schlacht, und wo ein beträchtlicher Teil der russischen

Truppen damals schon einmal bei Komarow und Krasná geschlagen war. Das Buch erwähnt auf Seite 59 einen Zeitverlust durch die dritte Armee. Das ist ganz unwahr.

Durch die heroischen Kämpfe der dritten Armee westlich Buczow und bei Przemyslany wurde sehr kostbare Zeit für die nach Russisch-Polen nordwärts gerückten Armeen gewonnen, mehr als man erwarten konnte.

Wenn aber der Verfasser meinen sollte, Auffenberg habe durch mich Zeit verloren, indem er, statt den Sieg bei Komarow auszuwerten zu können, zur Unterstützung der zurückgegangenen dritten Armee gegen Lemberg zurückkommen mußte, so ist das Vorschreiben meiner Person geradezu eine böswillige Erfindung.

Habe denn ich drei russische Armeen nach Ostgalizien bestellt? Wurde mir nicht der Offensivstoß mitten in diese Masse hinein befohlen?

Warum sind die Armeen Auffenberg und Dankl so weit nach Norden dirigiert worden bei voller Ignorierung der gewaltigen Masse des Feindes in Ostgalizien, also in deren rechter Flanke und Rücken? Wenn dies aber geschehen mußte oder auf Grund irriger Nachrichten geschehen ist, so mußte auch zu deren vorübergehendem Schutz die dritte Armee schwere Opfer bringen.

Daß so ein Aufopfern für andere Zwecke höchst ehrenvoll, aber auch sehr undankbar ist, weiß jedermann. Doppelt undankbar ist aber diese Aufgabe für mich dadurch geworden, daß ich trotz Erreichung des nötigen Zeitgewinnes und Schutzes für die vierte Armee vom Armeoberkommando fallen gelassen wurde und infolgedessen noch heute so ungerechten und gar nicht stichhaltigen Angriffen ausgesetzt bin.

Wer hat übrigens die Armee Auffenberg nach Komarow umkehren lassen, um gegen Lemberg heranzukommen? Daß ein so waghalsiges, kompliziertes Manöver einer großen Armee schwerlich glücken würde, konnte jedermann vorausfühlen.

Nur die operativen Verfügungen zu Beginn des Krieges 1914, welche mit dem tragischen Entscheidungskampf bei Rawa Ruska endeten, sind der Ausgangspunkt vielen Unglückses gewesen, weil sie auf falschen Voraussetzungen und irrigen Annahmen aufgebaut waren. (Seite 55, dritter Absatz.)

Das Eingeständnis auf Seite 59, „Galizien war nicht zu halten“, hebt eigentlich alle gegen mich erhobenen Anwürfe wieder auf. Oder glaubte damals Feldmarschall Conrad ernstlich, daß die schwache dritte Armee und Teile der zweiten zu Anfang Ostgalizien hätten halten können, wo bald darauf vier vereinte Armeen es nicht halten konnten?

NEUE THEIL NEBSE

Nr.:

TAG:

Die Phrasen auf Seite 144 und 223 sind geradezu lächerlich, aber die Behauptung, ich hätte mich beworben, wieder ein Kommando zu bekommen, ist eine dreiste Unwahrheit. Nie und nirgends habe ich darum gebeten, nie hatte ich Gelegenheit oder solche gesucht, um mit Prinzen oder Prinzessinnen darüber zu sprechen oder Bitten vorzubringen.

Wohl hatte ich zweimal beim obersten Kriegsherrn schriftlich um Untersuchung bezüglich der Gründe meiner Enthebung vom Kommando gebeten, so auch um eidliche Einnahme zahlreicher beteiligter Generale und Offiziere.

Daß eine eingehende Untersuchung unterblieb, geschah gewiß nicht, um mich zu schonen.

Eigentümlich berührt es, wenn man den im Buche gegen mich gerichteten gehässigen Ausstreuungen entgegenthält, daß der oberste Kriegsherr in einem Erlaß der Militärkanzlei auf Grund eines Berichtes des Armeekommandos kundgetan hat, daß damals die dritte Armee in einer höchst schwierigen Lage war, daß auch ein anderer Führer sie vor dem Rückzuge nicht hätte bewahren können und daß deren Kommandant einer Rehabilitierung nicht bedarf.

20. 6. 1919

MICHELE, Friedhöfe

366 FREIMAUER  
323 12 ANTISEMITISM

## Die Freimaurer und der Kriegsausbruch.

Ein Vortrag Dr. Wichtls.

Die akademische Volkshundgruppe Wien IX trat am 18. d. im Saale des Ingenieurs- und Architektenvereines zum ersten Male erfolgreich in die Öffentlichkeit. Redner des Abends war Dr. Friedrich Wichtl, der durch sein nächstens in zweiter Auflage erscheinendes Buch „Weltfreimaurerei, Weltrevolution und Weltrepublik“, in akademischen Kreisen bereits rühmlichst bekannt ist.

Der Redner behandelte zunächst in einem geschichtlichen Ueberblick das destruktive Treiben der Loge in Frankreich, Italien, Portugal, England, Spanien, Griechenland, Türkei, Rumänien, Oesterreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten. Den Hauptteil des Vortrages bildete die Frage: „Welches ist der wesentliche Antheil der Freimaurer am Weltkriege?“ Dr. Wichtl behauptet, daß dieser von den Freimaurern nicht um seiner selbst willen gewünscht wurde. Ihr letztes Ziel war aber von jeher die Republikanisierung der Welt, die nur auf dem Wege einer Weltrevolution durchgeführt werden konnte. Da nunmehr die Mittelmächte als hauptsächlichste Träger des monarchischen Gedankens übrig geblieben waren, wandte sich nun die Loge gegen sie. Zu diesem Zwecke mußte vor allen Dingen Franz Ferdinand, der durchaus ein Charakter gewesen und seine Deutschblütigkeit nie verhehlte, denn er war der beste Freund des Deutschen Kaisers, aus dem Wege geräumt werden. Der Beschluß, die Ermordung des Thronfolgers durchzuführen, ging vom Grand Orient de France aus. Den Schuldbeweis, der Maurerei erbrachte, der Redner auf Grund eines erschütternden, meist freimaurerischen Organen ent-

nommenen Materials. Interessant war die Feststellung, daß die leitenden Staatsmänner in allen kriegführenden Staaten entweder Freimaurer waren oder noch sind, daß die Mehrzahl der Vorgesetzten der Vorgesetzten aus Juden besteht, und die freisinnigen Vorgesetzten, Deutschösterreich nicht ausgenommen, im Golde der Loge stehen. Tragisch berührte die Feststellung, daß die in den Ländern der Mittelmächte betriebene Agitation für einen Verständigungsfrieden nur ein Schlagwort der Freimaurerei war, mit dem sie zur Weltrevolution zu treiben suchte.

Wir stehen, sagte Dr. Wichtl, dem schmachlichsten Frieden gegenüber, den es für uns geben konnte. Nicht die soll man bekämpfen, die für einen guten Frieden eingetreten sind, sondern jene, welche zu einem Gewaltfrieden, zu einem Frieden um jeden Preis, gedrängt haben. Kämpfen wir für das Deuthum und für das Christenthum, mit diesen Worten schloß Dr. Wichtl seinen durch stürmischen Beifall oft unterbrochenen zweistündigen Vortrag, der für jeden Akademiker, namentlich für jeden „voraussetzungslosen“ Historiker, eine wertvolle, ja notwendige Ergänzung zum Verständnis der Geschichte der Gegenwart war, um so mehr, als die geheime, positive Macht der Freimaurerei in der großen Politik entweder verkannt oder aus bestimmten Gründen durch die freisinnige Presse absichtlich totgeschwiegen wird.

## Die Ueberföhung der deutschen U-Boot- erfolge.

Von einem österröchischen Kapitän weiter Fahrt.

Seit Beginn des U-Boot-Krieges bestand ein auf-  
fallender Widerspruch zwischen den deutschen und den  
englischen Veröffentlichungen über die Verluste, welche  
die U-Boote der Zentralmächte den feindlichen und  
neutralen Handelsflotten zugefügt haben. Für das  
erste Halbjahr 1918 belief sich der Monatsdurchschnitt  
an versenkten Schiffstücken nach amtlichen deutschen  
Berichten auf rund 830.000 Brutto-Registertonnen,  
nach den Berichten der englischen Kommandantur machte  
es hingegen nicht halb so viel aus. Es befremdet  
dieser Widerspruch auf den ersten Blick kein  
menschliches Verstandesvermögen, lassen sich seine Ursachen jetzt  
nachvollziehen.

Die neutralen Staaten machten aus ihren Ver-  
lusten kein Geheimnis. Nur in den feindlichen Seestaaten  
wurden private Veröffentlichungen über verlorene  
Schiffe unterdrückt, damit keine Nachrichten darüber  
nach Deutschland gelangten; die Reedereien mußten  
aber jeden Verlust an eigenen Schiffen unverweilt ihren  
Staatsbehörden anzeigen. Selbstverständlich enthielten  
die Anzeigen zuverlässige Angaben über Namen, Gattung  
und Tonnengehalt des Schiffes, über die Zahl der  
Mannschaft und eventuell der Passagiere, über Fracht,  
Wahrts- und Bestimmungshafen, sowie auch über die  
Ursachen des Verlustes. — England, dem alle diese Daten  
mitgeteilt wurden, war somit wirklich in der Lage,  
sie hinsichtlich jedes einzelnen Schiffes zu kennen und  
die Ziffern der Gesamtverluste auf die Tonne genau  
anzugeben.

Anders stand die Sache in Deutschland, wo über  
die Torpedierung feindlicher Handelsschiffe in der Regel  
bloß die Meldungen der U-Boots-Kommandanten vor-  
lagen. Diese Meldungen enthielten nur, soweit sie  
Schiffe betrafen, welche ohne Bedeckung und außer Sicht  
feindlicher Kriegsfahrzeuge in den Aktionsbereich eines  
U-Bootes gerieten, unbestreitbar richtige Größenangaben.  
Nun fuhren aber die feindlichen Handelsschiffe in den  
Sperrgebieten nicht einzeln, sondern stets in Geleits-  
zügen vereint unter dem Schutze von Kreuzern und Ber-  
eüßern, und da blieb es den U-Booten ver sagt, Namen

und Nationalität der torpedierten Duser zu erfahren  
und darnach deren Tonnengehalt aus den Schiffskisten  
zu entnehmen. So blieb den U-Booten zur Bestimmung  
des Tonnengehaltes kein anderes Mittel, als ihn nach  
Augenmaß zu schätzen; ein Verfahren, das sich immer  
in weiten Fehlergrenzen bewegt und besonders bei großen  
beladenen Dampfern nur sehr zweifelhafte Ergebnisse  
liefern kann. Wenn man drei wohlvertraute Merkantils-  
kapitäne bei schönem Wetter in ruhigem Hafen um  
einen solchen Dampfer bequem herumfahren ließe, da-  
mit sie seinen Tonnengehalt von außen schätzen, so  
würde der eine vielleicht 8000, der zweite vielleicht  
12.000 sagen, und der dritte nicht wissen, welche von  
den beiden Schätzungen zutreffender scheint. Unver-  
gleichlich schwieriger gestaltete sich die Aufgabe für  
U-Boote im Angriff auf einen Geleitzug. Da sie sich  
der Gefahr einer Entdeckung schon von weitem durch recht-  
zeitiges Tauchen entziehen mußten, sahen sie vorher  
mit freiem Ausblick über Wasser die Schiffe im Geleits-  
zuge nur auf weitenweite Entfernung, dann nach er-  
folgter Tauchung und Annäherung nur mehr am  
kleinen Peristopfbilde ihres allein noch über Wasser ver-  
bleibenden Schrotzes, wobei die geringe Möglichkeit  
zur Beurteilung der Schiffgröße durch alle sonstigen  
Begleitumstände des Angriffes noch derart stark herab-  
gesetzt wurde, daß Schätzungsfehler auch von mehr als  
50 v. H. kaum zu vermeiden waren.

Wie leicht und in welchem Maße das geschah, hat am  
besten der Fall erwiesen, als im Juli 1918 die amtliche  
Meldung, daß der vormals deutsche Dampfer „Water-  
land“ nördlich von Irland versenkt worden wäre, nach-  
träglich widerrufen und dahin berichtigt werden mußte,  
daß das versenkte Schiff nicht „Ex-Waterland“, sondern  
der englische Dampfer „Justitia“ war. Nun ist hervor-  
zuheben, daß dieser Dampfer nicht von einem U-Boote  
allein, sondern von zwei solchen torpediert, also auch  
von zwei verschiedenen Bootbesatzungen nach Typ und  
Tonnengehalt beurteilt wurde; überdies, daß „Ex-  
Waterland“ mit 54.200 Brutto-Registertonnen, als  
das größte Schiff der Welt, als Bekanntheit nach  
Ewolg der deutschen Handelsmarine unter den deutschen  
Seefahrern allgemein wohl bekannt ist. Wenn trotzdem  
„Justitia“ mit nur 32.120 Brutto-Registertonnen  
wegen engerer Ähnlichkeiten für den „Ex-Water-

land" gehalten und die Größe des ersteren hierbei um nahezu 75 v. H. überschätzt werden konnte, so läßt sich daraus schließen, was für beträchtliche Größenunterschiede bei den Schätzungen unbemerkt blieben.

Diese so unsicheren Größenschätzungen bildeten jedoch nicht die einzige Fehlerquelle der Verlustziffern. Es kam noch eine andere von bedeutender Tragweite zur Geltung, verursacht durch die Notwendigkeit, daß die U-Boote, sobald sie ein Schiff im Geleitzug torpediert hatten, sich beeilen mußten, auch ihr Schrohr einzuziehen und aus dem Gefahrenbereich zu entkommen, damit sie selbst nicht entdeckt und vernichtet wurden. Sie sahen dann gar nichts mehr und waren deshalb auch nicht mehr imstande festzustellen, was sich mit dem getroffenen Schiffe weiter ereignete. Die wenigen Minuten aber, die sie vielleicht, allem Gefahren tropend, daran wagen durften, um noch schnell etwas vom Trefferereignis zu beobachten, konnten ihnen nur in den aller seltensten Fällen eine Gewißheit darüber verschaffen, ob das torpedierte Schiff wirklich auf den Grund ging oder nicht; und so manches Schiff, das allein fahrend und im Sinken begriffen, allem Anscheine nach rettungslos verloren schien, blieb, wenn es in einem Geleitzuge fuhr, durch die rasche Hilfeleistung der anderen Geleitzugschiffe vor dem Untergange bewahrt,

nachdem es vielleicht vom U-Boots-Kommandanten zu den versenkten gezählt worden war. Auch in dieser Hinsicht mußten sonach gewissermaßen Schätzungen gen Platzgreifen, die ebenso unsicher, ebenso vom heißen Wunsche möglichst viel versenkt zu haben, beeinflusst waren.

Wer im Laufe des Jahres 1917 in deutschen Zeitschriften, die von Fachleuten aufgestellten Berechnungen über die voraussichtliche Wirkung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges las, konnte darnach immer nur überzeugt bleiben, daß die rasche Verminderung des nutzbaren Schiffsraumes die Feinde, unbeschadet aller Neubauten und sonstigen Ersätze, sehr bald außerstand setzen wird, ihren Transportbedarf an Kriegsmaterial und Lebensmitteln zu decken, daß über England binnen 6 Monaten eine Hungersnot hereinbrechen müsse, und daß es den Vereinigten Staaten von Nordamerika durchaus unmöglich sein werde, rechtzeitig große Armeen nach Europa zu befördern und kriegsmäßig zu versorgen. Was diese Rechnungsschlüsse vielversprechend ankündigten, ist jedoch nicht eingetreten. Die Kriegführung der Feinde wurde nicht gelähmt, die Vereinigten Staaten konnten planmäßig und ziemlich ungehindert ihre Soldaten auf den Kriegsschauplatz herüberjenden.

ARBEITERZEITUNG

Nr.:

196

TAG:

18. 7. 1919

**Die serbische Antwort vom Juli 1914.**

Berlin, 17. Juli. Mehrere Blätter verbreiten nach der Zeitschrift „Deutsche Politik“ folgenden Brief Kaiser Wilhelm II. an den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg: Neues Palais, 28. Juli 1914, 10 Uhr vormittags.

Eure Excellenz! Nach Durchlesung der serbischen Antwort, die ich heute morgen erhielt, bin ich überzeugt, daß im großen und ganzen die Wünsche der Danauromarchie erfüllt sind. Die paar Reserven, welche Serbien zu einzelnen Punkten macht, können meines Erachtens durch Verhandlungen wohl geklärt werden. Aber die Kapitulation liegt darin urbi et orbi verkündet und durch sie entfällt jeder Grund zum Kriege. Dennoch ist dem Stück Papier wie seinem Inhalt nur beschränkter Wert beizumessen, solange er nicht in die Tat umgesetzt wird. Die Serben sind Orientalen, daher verlogen, falsch und Meistler im Beschleppen. Damit diese schönen Versprechungen Wahrheit und Tatsache werden, muß eine *dosos violandos* gelöst werden. Das würde dergestalt zu machen sein, daß Oesterreich ein *Faustpfand* (Belgrad) für die Erzwingung und Durchführung der Versprechungen befehlt und solange behielt, bis tatsächlich die Petita durchgeführt sind. Das ist auch notwendig, um der zum drittenmal umsonst mobilisierten österreichischen Armee eine äußere Satisfaktion d'honneur zu geben, den Schein eines Erfolges dem Ausland gegenüber und das Bewußtsein, wenigstens auf fremdem Boden gestanden zu haben, ihr zu ermöglichen. Ohne dies dürfte bei Unterbleiben eines Feldzuges eine sehr able Stimmung gegen die Dynastie auskommen, die höchst bedenklich wäre. Falls Eure Excellenz diese meine Auffassung teilen, so würde ich vorschlagen, Oesterreich zu sagen, der Rückzug Serbiens sei erzwungen und man gratuliere dazu. Natürlich sei damit ein Kriegszustand nicht mehr vorhanden, wohl aber eine Garantie nötig, daß die Versprechungen ausgeführt würden. Das würde durch die vorübergehende Besetzung eines Teiles von Serbien wohl erreichbar sein, ähnlich wie wir im Jahre 1671 in Frankreich Truppen stehen ließen, bis die Militärbeden bezahlt waren. Auf dieser Basis bin ich bereit, den Frieden mit Oesterreich zu vermitteln. Dagegen lautende Vorschläge oder Proteste von anderer Seite würde ich unbedingt abweisen, umsomehr, als alle mehr oder weniger offen an mich appellieren, den Frieden erhalten zu helfen. Das werde ich tun, nach meiner Manier so schonend für das österreichische Nationalgefühl und für die Massenehre seiner Armee als möglich. Denn an letztere ist schon bereits seitens des obersten Kriegsherrn appelliert worden und sie ist dabei, dem Appell zu folgen. Also muß sie unbedingt eine Satisfaktion d'honneur haben. Das ist eine Vorbedingung für meine Vermittlung, daher mögen Eure Excellenz mir in dem skizzierten Sinne einen Vorschlag unterbreiten, der nach Wien mitgeteilt werden soll. Ich habe im obigen Sinne an den Chef des Generalstabes durch Plessen schreiben lassen, der ganz meine Ansicht teilt. Geg.: Wilhelm I. R.

Im gleichen Sinne ist gehalten, was der Generaladjutant des Kaisers, v. Plessen, an den Generalstabschef v. Mollke zu melden hat.

Brüssel, 28. Juli 1914. Seine Majestät der Kaiser und König lassen Eure Excellenz folgendes mitteilen: Die Antwort der Serben auf das österreichische Ultimatum liegt jetzt vor. Nach Kenntnisaufnahme derselben findet Seine Majestät, daß die Serben im wesentlichen alle an sie gestellten Forderungen zugestanden haben und daß damit für Oesterreich-Ungarn der Anlaß zum Kriege wegfällt. Sir Edward Grey hat infolge der gleichen Auffassung uns zur Vermittlung aufgefordert, welcher Aufforderung wir nicht anders als in *justa* bloßer Weitergabe entsprechen konnten, wenn wir nicht den Vorwurf auf uns laden wollten, daß wir zum Kriege treiben. Auf alle Fälle müßte Oesterreich-Ungarn aber ein *Faustpfand* mit Belgrad be-

legen als Bürgschaft, daß die gemachten Versprechungen von den Serben auch eingehalten werden. Geg.: v. Plessen.

Ebenso macht der Kaiser unter die serbische Antwortnote selbst die Bemerkung: Eine brillante Leistung für eine Frist von 48 Stunden. Das ist mehr, als man erwarten konnte. Ein großer moralischer Erfolg für Wien. Damit fällt jeder Kriegsgrund fort und Oest hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen. Daraufhin hätte ich niemals Mobilisierungsbefehle.

## Den Krieg herbeigeführt und den Frieden gehindert.

28. Juli! Das war vor fünf Jahren der Tag der ersten Kriegserklärung, der von Oesterreich-Ungarn an Serbien, der dann mit unheimlicher Schnelligkeit die der fünf Großmächte folgten, bis schließlich die ganze Welt in Brand stand und in den furchtbaren Weltkrieg die gesamte Menschheit verstrickt war. Welches entsetzliche, nie zu sühnende Verbrechen war doch diese erste Kriegserklärung, in Wahrheit der Funke, der in ein Pulverfaß gemorfen wird! Denn daß der Krieg, wie man damals sagte, lokalisiert werden könne, daß er auf das kleine Serbien beschränkt bleiben werde, konnte angesichts der Rivalitäten der Mächte, bei den Gegensätzen, die Europa erfüllten, doch niemand erwarten; da Europa von Waffen starre, mußte gewärtigt werden, daß der Krieg gegen Serbien alle Rivalitäten entfesseln, den europäischen Krieg nach sich ziehen werde. Kaltblütig haben die gewissenlosen Verbrecher, die damals in Wien und Berlin am Ruder waren, dieses fürchterliche Unheil, unter dessen Folgen wir nun zusammenbrechen, auf die Menschheit losgelassen; nichts, nichts kann ihre Missetat mildern. Heute ist in der Nationalversammlung das Glend unseres armen Staates in Zahlen mitgeteilt worden; ein nicht beabsichtigtes, aber zutreffendes Gedenken an den Unglückstag vor fünf Jahren!

Und mit der gleichen Leichtfertigkeit, mit der sie den Krieg begonnen hatten, haben sie die Frage des Friedens behandelt. Je mehr man von den Vorgängen im Jahre 1917 erfährt, desto stärker wird der Eindruck, daß der Friede damals geradezu sabotiert wurde. Die Glenden, die es auf dem Gewissen haben, daß der Krieg ein ganzes Jahr länger gedauert hat und daß den Mittelmächten, statt eines Friedens in Ehren, der damals in Aussicht stand, ein Vernichtungsfriede auferlegt werden konnte, möchten sich nun darauf ausreden, daß die englische Anfrage „zu unbestimmt“ gelautet habe, um mit Ernst und Gewissenhaftigkeit behandelt zu werden. Welche Spiegel-sechtere! Daß etwa England und Frankreich erklären werden, wenn ihnen über Belgiens Zukunft eine zufriedenstellende Erklärung gegeben wird, werden sie auf alle sonstigen Forderungen glatt verzichten und Deutschland die Arme zur brüderlichen Umarmung weit öffnen, konnte kein Zurechnungsfähiger erwarten. Selbstverständlich, daß sie nur zögernd und vorsichtig zu Werke gingen; aber über ihre Bereitschaft zum Frieden in jener Zeit geben, die nun bekanntgewordenen Tatsachen doch ausreichend Aufschluß. Herrmann Müller hat heute in der Nationalversammlung jene englische Anfrage mitgeteilt, die die Grundlage des Schrittes der päpstlichen Diplomatie war, und er konnte mit Recht feststellen, daß aus ihr die Bedeutsamkeit der belgischen Frage klar hervorgeht. Aber wenn der Nuntius, der im Auftraag

des Kardinal-Staatssekretärs die englische Anfrage übermittelt, hinzusetzt, er sei von diesem beauftragt worden, „die Aufmerksamkeit des Reichskanzlers in besonderer Weise auf den Punkt hinzulenken, der sich auf Belgien bezieht“, so hätte es wohl auch den Dummläusen, denen damals die deutsche Politik ausgeliefert war, klar sein müssen, daß die Engländer die päpstliche Diplomatie über die Bedeutung und mögliche Wirkung einer zufriedenstellenden Erklärung unterrichten haben lassen. Es war die erste Regung von Friedensbereitschaft bei den Gegnern, und eine deutliche überdies. Und darauf antwortet nun der Michaelis, Deutschland sei „mit ihm im heutigen Stadium der Dinge noch nicht in der Lage, eine bestimmte Erklärung im Hinblick auf Belgien auszusprechen“, weil ihm „gewisse Vorbedingungen, die eine unbedingte Voraussetzung für die Abgabe einer derartigen Erklärung bilden, noch nicht geklärt zu sein scheinen. Hierüber Klarheit zu gewinnen, wird das Bestreben der deutschen Regierung sein und sie hofft, falls die Umstände ihr Vorhaben begünstigen, in nicht allzuferner Zeit in der Lage zu sein, über die Absichten und nötigen Forderungen der deutschen Regierung, insbesondere in Bezug auf Belgien, genauer unterrichten zu können.“ Das soll eine Antwort sein, die die Friedensvermittlung fortführen

könnte! Dieses Gestammel, dem jeder Sinn fehlt! Denn was heißt das, es fehlen „gewisse Vorbedingungen“, die eine „unbedingte Voraussetzung“ sind? Die Vorbedingungen seien „noch nicht geklärt“? Darüber Klarheit zu gewinnen; ja worüber? Wenn man doch selbst antworten soll! „Falls die Umstände das Vorhaben der deutschen Regierung begünstigen!“ Aber welche Umstände, da doch ihr „Vorhaben“ nur von ihrem Willen abhing, schon aus diesem und aus ihm allein zu verwirklichen war! Aber wozu den Blödsinn analysieren? Er beweist doch nur, daß die Kerle die bestimmte Erklärung nicht geben wollten, weil sie Belgien eben nicht herausgeben wollten! Und da hat Belgien, der schon genug im Kriege gesündigt hat, auf daß er jetzt innehalten könnte, noch den Mut, den belgischen Arbeitern zu sagen, sie hätten selbst die Schuld daran, daß man sie nach Deutschland zur Zwangsarbeit übergeführt habe, weil sie sich geweigert hatten, freiwillig zu kommen und für die deutschen Kriegsindustrie freiwillig zu arbeiten! An dem verbrecherischen Einfall in Belgien hatten die deutschen Gewaltpolitiker noch nicht genug, sie wollten das überfallene Land noch stehlen.

Die Geschichte mit unserem Landesvater außer Dienst läuft daneben, aber sie gehört auch auf dieses Kapitel. Aus der vom alten Haf inspirierten Erklärung Czernins ist mit aller Deutlichkeit zu erkennen, daß jene geheime Eingabe des Ministers des Neuzern, die die Lage der Mittelmächte als hoffnungslos schilderte, Herrn Erzberger von dem Knaben Karl selber ausgeliefert wurde und daß die Benützung des



NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 19775

TAG: 14. 9. 1919, 4

Serbische Enthüllungen.

Von Dr. Karl Machio,  
Botschafter a. D.

Wien, 13. September.

Vor mir liegt ein Buch oder vielmehr eine kleine unscheinbare Broschüre: „Kriegsursachen“ von Doktor M. Boghitchewich, ehemaligem serbischen Geschäftsträger in Berlin. Ich lese und — staune — staune immer mehr. Ist es denn möglich, aus den Reihen unserer ehemaligen Feinde ersteht ein Kämpfer der Wahrheit!

Während der Geist der Lüge, des Hasses, der Verleumdung noch überall hoch das Haupt erhebt, während in den Ländern der Besiegten, wie das ja meist so zu gehen pflegt, ein Heer von mehr oder weniger Eingeweiheten — von Bethmann bis zu Nowak herab — einen Entschuldigungsfeldzug in Szene setzt, tritt aus den Nebelschwaden, die allerwärts unseren klaren Ausblick hemmen, ein einfacher serbischer Diplomat hervor, der sieben Jahre, vor und während des Krieges, sein damals kleines Land im Deutschen Reiche vertrat, und beleuchtet an der Hand authentischer Dokumente und persönlicher Erfahrungen die Politik Serbiens im engen Zusammenhang mit jener Rußlands in dieser ganzen Epoche — von der Annektionskrise durch die Balkankriege zum Weltkrieg.

Ausgezeichnet ein Serbe war es, der zu einer Zeit, wo alles noch gärt und brodeln im Herenkessel der aus ihrem Gleichgewicht gerüttelten Menschheit, den Mut aufbrachte, wie er selbst in seinem Vorwort sagt, „den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen“. Endlich ein Mann, der ruhig, sachlich, klar, vorurteilslos und unparteiisch die Entwicklung der Dinge mit historischem Weitblick schildert, wie sie sich ihm als Miterlebtes darstellten und zu unumstößlichen Schlüssen aus dem Aktenmaterial formten, das ihm zur Verfügung steht. Vom Berliner Kongreß ausgehend, sehen wir den Autor die russische Politik in fortwährend enger werdendem Kontakt mit der serbischen Großmannsucht durchforschen. Mit zunehmender Spannung gewahrt man das Netz von Intrigen, das von Petersburg aus gesponnen wurde, immer mehr seine Richtung wechselnd, indem der Türkei die Schlinge schon über den Kopf geworfen war und es galt, allmählich die Einkreisung des gefährlicheren Gegners, der österreichisch-ungarischen Monarchie, vorzubereiten.

Das Buch enthält auch manche, oft gewiß berechnete Kritik der damaligen österreichisch-ungarischen Politik, es enthält manche Detailangaben, die der Verfasser nur erzählungsweise wissen konnte und deren Stichhaltigkeit bezweifelt werden kann; indes niemand, der dasselbe sine ira als ernsthafter Wahrheitssucher liest, kann es aus der Hand legen, ohne von der systematisch fortschreitenden Wühlarbeit der russisch-serbischen Diplomatie durchdrungen zu sein, mit dem Ziele, Oesterreich-Ungarns Existenzwurzeln abzugraben. Niemand auch, so scheint mir, der das Werk in diesem Geiste liest, kann aber dann auch die Frage unterdrücken, ob es denn möglich war, eine solche jahrelange bewußte Angriffstätigkeit zu verhindern, ob es denn schließlich für ein in seinem Bestande bedrohtes Reich, das noch halbwegs Lebenskraft in sich fühlte, möglich war, einfach auf seine Weiterexistenz zu verzichten? Denn das hätte man ihm schließlich zugemutet. Ein großes Reich verschwindet nicht lang- und klanglos von der Bühne der Geschichte — schon gar eines, das sich seit Jahrhunderten in mehr als einer Hinsicht als Kristallisationspunkt für zahlreiche Völkerspitter erwiesen hatte. Es hätte gewiß vieles anders gemacht werden können in der jahrzehntelangen Umformung der Monarchie im neunzehnten Jahrhundert, es hätten daraus Modifikationen in der geschichtlichen Entwicklung entstehen, es hätte vielleicht ein Neuaufstieg angebahnt werden können; wenn aber einmal der Niedergang unvermeidlich war, durch Selbstmord hätte Oesterreich-Ungarn nie geendet; und das ist es, was diejenigen dem alten Regime zutrauen, welche an demselben kein gutes Haar lassen, welche sich in giftgeschwollenen Auslassungen in ihrer Presse nicht genug tun können, und welche dabei vergessen, daß sie gerade so vor dem Richterstuhl der Geschichte werden erscheinen und erst noch den Beweis werden erbringen müssen, ob etwa ihrer Regierungskunst ein Patent zuerkannt werden kann.

Im engen Rahmen eines Tagblattes lassen sich die vielen interessanten Dichter, die die Broschüre des Herrn Boghitchewich auf die Geschichte der letzten zehn Jahre wirft, nicht annähernd berühren. Darum eben verdient sie wohl, daß ein größeres Publikum auf dieselbe aufmerksam werde. Daß ihr Erscheinen vielen sehr unbehagen sein mag, ist selbstverständlich. Sie stört empfindlich die Festigkeit des künstlichen Gebäudes, das seit Jahren die Pressepretilien und die Tagesliteratur der Oriente über die Kriegsschuld aufgebaut haben; sie verschiebt aber auch das Konzept aller jener im Trüben fischenden internen Pseudopolitiker, welche nur zu gerne alle Schuld der Ereignisse dem alten Staate und seinen Exponenten aufhalsen möchten, um den zweifelhaften Glanz der neugeschaffenen Zustände um so heller strahlen zu lassen.

Man kann daher darauf gefaßt sein, daß diese Broschüre, die man bisher redlich totzuschweigen beflissen war, wenn es schon nicht anders gehen sollte, durch Begeisterung ihres Autors, durch Anfechtung ihrer Quellen und Behauptungen in den Augen des Publikums im In- und Auslande möglichst wird herabgesetzt werden. Indes die Existenz von Dokumenten, die zum Teile bereits auch anderwärts veröffentlicht

sind, den Wortlaut von seither bekannt gewordenen Verträgen, wie der russisch-bulgarischen Militärkonvention vom Dezember 1909, des bulgarisch-serbischen Vertrages vom Februar 1912, des italienischen Anschlußvertrages an die Entente vom 26. April 1915, wird doch niemand mehr zu leugnen wagen.

So darf immerhin die Hoffnung gestattet sein, daß es nicht gelingen wird, Herrn Boghitchewich mundtot zu machen, und daß sein Buch der erste Lichtstrahl auf dem Wege zur Erkenntnis der Wahrheit werden möge; allerdings ein dorniger und weiter Weg, insolange er noch vom Völker- und Ständehaß verlegt ist!

## Jede Kriegserklärung begann mit einem Schwindel.

Als Bulgarien im Oktober 1915 den Serben den Krieg erklären wollte, brauchte es einen Vorwand. Wohl war der Krieg für Bulgarien beschlossene Sache, denn wie der Bericht der Kommission erzählt, die in Paris zur Feststellung der Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges eingesetzt wurde, hatten Bulgarien und Oesterreich im September 1915 den Vertrag über den Preis geschlossen, der Bulgarien für seinen Eintritt in den Krieg gezahlt werden sollte. Einige Tage später begann Madensens Offensive gegen Belgrad und am 14. Oktober erklärte König Ferdinand Serbien den Krieg. Aber womit die Kriegserklärung begründen? Also machte man es, wie es Deutschland mit den Bomben auf Nürnberg, Verstoß mit dem Gefecht bei Temes-Kubin gemacht hatte, und erzählte der Welt, die serbischen Truppen hätten am 12. und 13. Oktober bei Kufendil, Tzn und Bjelograbsch die bulgarische Grenze überschritten und die bulgarischen Truppen angegriffen. Infolge dieses Ueberfalls erklärt die bulgarische Regierung, daß sich Bulgarien vom 14. Oktober im Kriegszustand mit Serbien befindet. Wie verhielt es sich nun mit diesem Grund und Anlaß zum Kriege? Darüber unterrichten folgende Depeschen:

Am 10. Oktober 1915 teilte der Generalsekretär des Auswärtigen Amtes in Sofia im Auftrag des bulgarischen Ministers des Aeußern dem Grafen Tarnowski, österreichisch-ungarischen Gesandten in Sofia, mit:

Um den Angriffen auf Serbien den Anschein einer abgeklärten Sache zu nehmen, wird man heute abend oder morgen früh einen Grenzzwischenfall in einer unbewohnten Gegend provozieren.

Und am 12. Oktober 1915 telegraphierte Graf Tarnowski nach Wien

Der kommandierende General teilt mit, daß der gewünschte Vorfall an der serbischen Grenze gestern arrangiert worden ist.

In diesem Kriege war alles Dumperel... Obwohl die bulgarische Behauptung, daß Serbien just in dem Augenblick, da Madensens Truppen in Belgrad einzogen, einen Angriff auf Bulgarien unternommen habe, als dumme Buge mit Händen zu greifen war, glorifizierte die „N. Fr. Pr.“ diese lauteste Lügentrumpete durch den ganzen Krieg hindurch, die bulgarische Kriegserklärung folgendermaßen:

König Ferdinand ruft das Volk zur Verteidigung des Landes auf. So ist denn wieder Krieg zwischen Bulgarien und Serbien, der dritte in dreißig Jahren, und jeder ein Beweis, daß kein Raubharrin Ruhe lieben kann, wenn die Schädlinge in sich nicht mit der Wurzel ausgerauft werden. Von den Serben menschlicherisch überfallen und auf der Straße, die von der Grenze nach Sofia führt, bedroht, muß Bulgarien zum Schutze gegen einen böswilligen Anschlag aus seiner bisherigen Zurückhaltung heraustreten und sich gegen einen Feind, der seinen Tod nicht scheut, zur Wehr setzen. Von einer Verhöhnung verführt, haben sich die Serben wieder an den Bulgaren vergriffen. Der tolle Prinz in der serbischen Militärliga (der serbische Kronprinz), der Bulgarien wieder überfallen ließ, muß zum Ernst des Lebens gebracht werden. Bulgarien hat den folgenschweren Entschluß zum Kriege erst gefaßt, als ihm nach der Besetzung sämtlicher strategisch wichtigen Grenzpunktes seitens der Serben keine andere Wahl übrig blieb.

Wir haben uns damals in der Arbeiterzeitung begnügen müssen, die Verlogenheit (wie hier ersichtlich) durch Hervorhebung im Druck den Lesern zum Bewußtsein zu bringen. Die Ueberschrift: Das überfallene Bulgarien und die Schlußbemerkung: Diese Darstellung ist aus der „N. Fr. Pr.“ vom 15. Oktober, die damit ohne Zweifel die betreffenden geschichtlichen Vorgänge getreu wiedergibt, hatte uns die Zensur gekrächelt! Jeder Abdruck aus der „N. Fr. Pr.“ war nämlich Ironie auf den Krieg!

### Conrad v. Höhendorf für den rücksichtslosen U-Boot-Krieg!

Zu den Altensünden, die beweisen, daß bei dem Wahnsinn des U-Boot-Krieges der Herr Conrad einer der Anreißer war, können wir noch folgenden Brief Conrads an Durian beifügen:

K. u. k. Chef des Generalstabes.

Dp. Geh. Nr. 97

Unterseebootkrieg gegen England.

Eure Exzellenz!

Zur streng geheimen, rein persönlichen Kenntnis beehre ich mich, Eure Exzellenz folgendes mitzuteilen:

Ich bin in Kenntnis, daß bei deutscher Marineleitung die Absicht besteht, nunmehr den Unterseebootkrieg gegen England mit ganzer Energie zu führen. — Diesbezüglich um meine Anschauung sondiert, habe ich diese dahin präzisiert, daß für uns unbedingt der Moment gekommen ist, alle uns zur Verfügung stehenden Kriegsmittel mit größter Rücksichtslosigkeit gegen unsere Feinde einzusetzen und jedwede etwaige sonstige Bedenken beiseite zu lassen.

In einer Situation, in welcher die klare Absicht unserer Gegner, uns zu vernichten, so perfide Formen angenommen hat wie jetzt, würde ich jede andere Handlungsweise für ein Verbrechen am eigenen Staate halten.

Ich bin überzeugt, daß Eure Exzellenz ganz derselben Ansicht sind, doch wäre es mir von Wert, zu wissen, daß Eure Exzellenz dieselbe auch den deutschen leitenden Stellen gegenüber zur Geltung bringen würden, sobald letztere diesbezüglich an Eure Exzellenz herantreten sollten.

Zeschen, am 30. August 1916.

Wohlbeachtet, das ist im schon August 1916 geschrieben! So haben die militärischen Schwachköpfe die beiden Reiche zu Grunde gerichtet!

## Tisza für Annexionen!

Von ungarischer Seite wird jetzt versucht, den Grafen Stephan Tisza als den Mann hinzustellen, der unablässig für den Frieden gewirkt habe und ein Gegner von Annexionen gewesen sei. Wir haben auf die Brichtigkeit dieser Legende schon einmal hingewiesen. Nun berichtet Graf Czernin (in seinen „Erinnerungen aus dem Weltkriege“, aus denen Auszüge in der Berliner „Vossischen Zeitung“ erscheinen) über die Hindernisse, die Tisza einem vernünftigen Frieden entgegengesetzt hat. Er stieß bei seiner Absicht eines annexionstosen Friedens auf einen heftigen Widerspruch der Ungarn, die unter dem Namen einer strategischen Grenzberichtigung tatsächlich größere Annexionen wünschten. „Der erste, mit dem ich verhandelte, war Stephan Tisza, welcher mit vieler Mühe seinen ursprünglichen Standpunkt modifizierte und schließlich so weit gebracht werden konnte, daß er die dem Frieden zugrundeliegenden Gedanken als „erträglich“ bezeichnete. Am 27. Februar 1918 übergab er mir ein *Promemoria* mit dem Gesuchen, es dem Kaiser zu zeigen, in welchem er seinen bereits in *Liberec Stanbunzt* darlegte, einen Standpunkt, der immerhin noch ziemlich deutlich seine Unzufriedenheit mit meinen Intentionen erkennen ließ.“ Das *Promemoria* lautete:

Leider kann Rumänien aus diesem Kriege nicht so geschwächt hervorgehen, wie es sowohl die Gerechtigkeit als auch das berechnete Interesse der Monarchie erheischen würde. Der Verlust der Dobrudscha wird durch Territorialgewinn in Bessarabien wettgemacht, während die von uns verlangte Grenzretifikation in keinem Verhältnis mit der Schuld Rumäniens und mit seiner militärischen Lage steht.

Unsere Friedensbedingungen sind derraum, daß sie als großmütige Gabe dem besiegten Rumänien angeboten und gar nicht zum Gegenstand von Verhandlungen werden sollten. Keinesfalls dürften diese Verhandlungen den Charakter eines Handelns oder Geschäftens annehmen. Weigert sich Rumänien, auf der von uns angebotenen Basis Frieden zu schließen, so kann nur die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten unsere Antwort sein. Ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß es die rumänische Regierung hierauf ankommen lassen wird, um vor den Westmächten und der eigenen Bevölkerung den Beweis ihrer Notlage zu führen. Ebenso wahrscheinlich ist es aber, daß sie nach dem Abbruch der Verhandlungen raschstens einlenken und sich vor unserer Uebermacht beugen wird.

Schlimmstenfalls würde ein kurzer Feldzug den vollständigen Zusammenbruch Rumäniens zur Folge haben.

Es ist nach menschlicher Voraussicht betraue sicher, daß die Entwicklung der Dinge einen der letzten Phasen des Friedens mit Nordbrabant ähnlichen Verlauf nehmen und einen leichten und vollen Erfolg für die Zentralmächte bedeuten würde. Daß wir die Grenzretifikation als *Conditio sine qua non* durchsetzen, bildet ein berechtigtes, wichtiges Interesse der Monarchie rein defensiver Natur und ein energisches Verlangen der ganzen patriotischen öffentlichen Meinung Ungarns. Es scheint ausgeschlossen zu sein, daß sich ein Minister des Kaisers, der eine andere Haltung in dieser Frage bekunden würde, in der Delegation halten könnte.

Auch ist dieses Vorgehen — und hierauf soll das größte Gewicht gelegt werden — absolut notwendig, um die Chancen des allgemeinen Friedens nicht zu kompromittieren. Es ist aus öffentlichen Erklärungen leitender Staatsmänner der Westmächte klar ersichtlich, daß sie zu einem einseitigen Frieden darum nicht zu haben sind, weil sie an unsere Fähigkeit und unseren festen Willen, durchzuhalten, nicht glauben. Alles, was sie in dieser Auffassung bestärkt, weist uns weiter vom Frieden: der einzige Weg, der uns dem Frieden wirklich näherführt, ist eine Haltung, die geeignet ist, diesen Glauben zu zerstören.

Dies soll die Richtschnur in allen unseren Entschlüssen und Handlungen bilden. Auf den rumänischen Frieden angewendet, ist es klar, daß ein Nachgeben gegenüber Rumänien in der Grenzfrage — zumal wenn es aus Furcht vor Abbruch der Verhandlungen erfolgt — eine deplorable Wirkung auf unsere Einstellung bei unseren Feinden haben müßte. Es war gewiß richtig, die verzeihliche Lage Rumäniens nicht anzunehmen und gemäßigtere Friedensbedingungen zu gewähren, die mit unseren prinzipiellen Erklärungen im Einklang stehen. Wenn wir aber auf dieser gemäßigten Basis nicht mit der nötigen Festigkeit auftreten, so werden wir die Westmächte in dem Glauben bestärken, daß es keineswegs nötig sei, auf Grundlage der Integrität unseres Territoriums und unserer Souveränität mit uns Frieden zu schließen, und es werden schwere, blutige Kämpfe nötig sein, um sie eines Besseren zu belehren.

27. Februar 1918.

Tisza.

Auch dieses Schriftstück zeigt die verstockte Verlogenheit, die Stephan Tisza eigenmächtig war. Es war geradezu seine Spezialität, das Gegenteil dessen zu behaupten, was die Tatsachen ergaben, und mit diesem Gegenteil als einer feststehenden Sache zu operieren. So hat er seine schmierigen Wahlrechtspläne beharrlich als große Reform hingestellt und dennoch mit gut gespielter Naivität gefragt, was denn die Leute wollen, da er doch alle berechtigten Wünsche erfüllt habe. So hier, wenn er die maßlosen ungarischen Forderungen als „gemäßigte Friedensbedingungen“ ausgibt und Anerkennung heischt, daß er auf der Grundlage der „prinzipiellen Erklärungen“ geblieben sei, und wach ein scharfsinniger Staatsmann, der sich einbildet, dadurch, daß man Rumänien den Fuß auf den Nacken setzt, werde sich die Entente zum Einlenken bestimmt fühlen! Bekanntlich geschah es umgekehrt: der Widerstand der Entente verleierte sich an den „Friedensschlüsseln“ von Brest-Litowsk und Bukarest zur absoluten Unversöhnlichkeit — wie es sich ja jeder Berechnungsfähige vorweg sagen mußte! Mit der Legende um Stephan Tisza herum ist es also nichts!

## Conrad der Annexionsist.

### Dokumente über seine Einfichtslosigkeit.

Zu den Unseligen, die an der Verlängerung des Weltkrieges und damit an dem dadurch unvermeidlichen Zusammenbruch unsühnbare Schuld tragen, gehört in erster Reihe Conrad v. Höhendorf, der ehemalige Chef des Generalstabes und in der entscheidenden Kriegszeit der mächtigste Mann in Oesterreich-Ungarn. Als solcher war er in der Lage, mehr und gründlich zu erkennen, wie kurz unser Atem ist, wie wenig die Lage Oesterreich-Ungarns geeignet sei, einen langen Krieg zu ertragen; deshalb wäre er verpflichtet gewesen, rechtzeitig auf die Beendigung des Krieges zu dringen und, um den Frieden zu erreichen, die Kriegsziele den tatsächlichen Verhältnissen anzupassen. Aber statt dessen hat er die unmöglichsten Annexionsforderungen erhoben, sie als unerlässlich hingestellt, und so wurde er eine Stütze der imperialistischen Tendenzen der deutschen Heeresleitung, geradezu ihr Verblindeter. Dadurch wurde die Zeit zu einem halbwegs erträglichen Frieden verjährt und der Rest war dann eben der Zusammenbruch, jener vollständige Zusammenbruch, der die Mittelmächte zur Gänze in die Hände der Gegner brachte. Obwohl das alles heute nur traurige Historie ist, so erscheint es dennoch notwendig, die Dinge zu enthüllen und jene Einfichtslosigkeit, die uns in den Abgrund brachte, rückwärts zu durchleuchten. Es soll klar werden, wem wir das unermessliche Unheil verdanken, das über uns mit solcher Wucht hereingebrochen ist.

Conrad hat seine Annexionsforderungen mit der stärksten Leidenschaft vertreten. Wir haben schon von seinen Mandbemerkungen berichtet, mit denen er das Friedensangebot vom Dezember 1916 verzierte; heute wollen wir nun erzählen, wie stürmisch er die sinnloseste Annektiererei im Herbst 1915 betrieb. Das Merkwürdige, geradezu Groteske ist dabei, daß er immer beifügen muß, wie unsicher die militärische Lage sei. So heißt es in einem Vortrag an den Kaiser vom 10. Oktober 1915:

Die operative Lage ist beispielsweise momentan günstig, aber immerhin noch nicht so, um die Gegner oder einen derselben friedensgeneigt zu machen. Auch kann bei derselben jederzeit eine Wendung eintreten, sei es zum Besseren oder zum Schlechteren. Insbesondere wird die Wiedereröffnung des Krieges auf dem Balkan ein neues Moment in diese Richtung bringen, welches, je nachdem der Ausgang für die Centralmächte günstig oder ungünstig sein wird, auf die Gesamtkriegslage entscheidend einwirken dürfte. Die Gestaltungen der operativen Lage sind nicht vorausgesehen; anders steht es mit der materiellen. In dieser Beziehung läßt sich schon jetzt sagen, daß, wenn wir den Krieg mit der gleich hohen Truppenzahl wie jetzt weiterführen wollen und mit dem Verbrauch rechnen müssen, wie er sich bisher erfahrungsgemäß ergeben hat, unsere vorräthigen Mittel — das sind die tauglichen Menschen

— mit Juni 1916 ihr Ende haben; von da an müßte es an Ergänzungen fehlen, die Armees allmählich zusammenschwinden.

Und der Schluß aus dieser Erkenntnis? „Wir müssen daher unsere Kriegsziele damit in Einklang bringen“, sagt Conrad und stellt als Kriegsziele einfach lächerliche Ziele auf! Er will nicht weniger als ganz Russisch-Polen annectieren („daß es wohl am wünschenswertesten wäre, wenn das ganze polnische Gebiet an die österreichisch-ungarische Monarchie fiel“), ganz Serbien („daß nur die volle Inkorporierung Serbiens in die Monarchie ein gedeihliches Resultat zu fördern vermög“), ganz Montenegro („nicht minder gefährlich als ein selbständiges Serbien erscheint ein selbständiges Montenegro“), ein Riesensüd von Italien („militärische Gründe sprechen dafür, die Po-Mincio-Grenze, einschließlich des Sügelterrains südlich des Gardasees zu gewinnen“; „sollte eine Einverleibung Venetiens ausgeschlossen erscheinen, so wäre doch die Abtretung des Gebietes bis an den Piave oder bis an den Tagliamento nebst einer gründlichen Restifizierung der Tiroler Grenze im Sinne eines Herabschreitens derselben an die Gebirgsküste zu fordern“); alles das bedeute, „in ununterbrochener klarer Abwägung der Lage das Maximum des Erreichbaren zu sichern“; einfach verrückt! Im November 1915 taucht ein weiterer Vortrag an den Kaiser auf, der den Balkan behandelt; wieder wird die restlose Einverleibung Serbiens und Montenegros gefordert; und in Uebereinstimmung damit wird in einer Note an Burian (26. November 1915)

erklärt: „Nur in der Annexion dieser Gebiete durch die Monarchie liegt die Gewähr dauernder Sicherheit und wertvollen Machtzuwachses.“ Und so verdrängt sich Conrad's Standpunkt (7. Dezember 1915) zu seiner Überzeugung, es sei schon jetzt der Zeitpunkt gekommen, im Einvernehmen mit der deutschen und der bulgarischen Regierung zu erklären, daß Serbien aufgehört habe zu bestehen, daß somit die Dynastie Karageorgiewitsch aufgehört habe zu regieren und das Gebiet des bestandenem Königreiches Serbien im Einvernehmen zwischen den drei Verbündeten bis auf weiteres militärisch verwaltet wird, während sie sich vorbehalten, über die künftige Austeilung des Gesamtgebietes im gegenseitigen Einverständnis zu entscheiden.“ Und mit dieser Hinrichtigkeit gedachte Conrad zum Frieden zu kommen! Absolut mit Blindheit geschlagen!

In zwei Denkschriften an Burian (7. und 21. Dezember 1915) werden alle diese Pläne noch einmal scharf unterstrichen. Und immer der groteske Widerspruch zwischen den militärischen Möglichkeiten und den Annexionsabsichten! So schreibt er am 21. Dezember: „Natürlich kann ich nicht dafür bürgen, daß die bisher besetzten feindlichen Gebiete bis zum Ende des Krieges militärisch auch tatsächlich behauptet werden. Dies darf uns meines Erachtens aber nicht hindern, die politischen Ziele hinsichtlich dieser Gebiete wenigstens in großen, aber bestimmten Zügen festzulegen und auf die jetzt erreichte militärische Lage zu basieren.“ Aber welche „Basis“ ergab diese „erreichte militärische Lage“, der es schon so deutlich anzumerken war, daß sie nicht behauptet werden kann? Als ihr aber Burian die ihm erwünschte scheinende Weiterführung der militärischen Operationen mitteilt, erklärt Conrad höhniisch: „Dieser Anregung hätte ich nicht bedurft!“ Am 31. Dezember 1915 geht der Chef des Generalstabes, der sich damit, nebenbei bemerkt, in Dinge einmischte, die ihn eigentlich nichts angehen, mit einer ellenlangen Denkschrift über „Politische Ziele des Krieges“, „Erwiderung des Chef des Generalstabes auf Ausführungen Baron Burians“ los, die auch der Militärkanzlei für den Kaiser übersendet wird. Sie enthält sozusagen den Extrakt dieser Vernageltheit, weshalb wir bei ihrer ausführlicher verweilt werden. Es heißt darin:

Für mich liegen die im Interesse der Gesamtmonarchie mit allen Mitteln militärische Operationen und diplomatische Tätigkeit anzustrebenden Ziele dieses Krieges vollständig klar. Ihre Formulierung scheint mir, in Anbetracht der bestehenden militärischen Lage, zulässig und durchführbar. Eine Maßnahme auf immerhin mögliche Änderungen unserer militärischen Situation halte ich für die Festsetzung unserer Endziele, also des anzustrebenden Maximums, nicht für erforderlich. Meine in dieser Hinsicht an Euer Excellenz gerichteten Zuschriften zusammenfassend, möchte ich diese Ziele etwa folgend bezeichnen:

I. Russisch-Polen. Anzustrebendes Endziel: Zusammenfassung des ganzen von uns und von den Deutschen besetzten russisch-polnischen Gebietes und Galiziens (exklusive

des vorwiegend ukrainischen Teiles Ostgaliziens) und Einverleibung in die Monarchie als Kronland. In diesem Sinne mußte unsere Militärverwaltung schon jetzt tätig sein. Absolut auszuwählen wäre: a) Der Gedanke an die Errichtung eines selbständigen polnischen Staates und b) die Angliederung Russisch-Polens als Bundesstaat an das Deutsche Reich. Als, nicht erstrebenswerter, vom Standpunkt der Monarchie aber — wenn nötig — noch annehmbare Lösung der polnischen Frage wäre die Teilung Russisch-Polens zwischen uns und dem Deutschen Reich eventuell sogar unter Rückgabe des Gebietes östlich der Weichsel an Rußland zu bezeichnen. Diese Teilung käme in Betracht, falls Deutschland seine beabsichtigte amtliche Stellungnahme ändern und doch Ansprüche auf russisch-polnisches Gebiet geltend machen sollte.

II. Balkan. Anzustrebendes Endziel: Serbien, Montenegro und Albanien verschwinden als selbständige Staaten endgültig und vollständig; der nicht an Bulgarien fallende Teil Serbiens, Montenegros und Nordalbaniens (etwa bis zum Platiluf) wird rechts der Monarchie einverleibt.

Einem Abgehen von diesem Ziele, einer anderen Lösung muß ich in der sicheren Voraussicht unheilvoller Folgen mit Ernst und Nachdruck widersprechen. Jede Befassung eines noch so kleinen und anfangs noch so gebundenen südslavischen Staates, heißt er Serbien oder Montenegro, wird die nationale Einigung der Südslaven zum Nachteil der Monarchie fördern. Der jetzige Krieg wäre vielleicht ganz zu vermeiden gewesen, wenn wir — wie ich seinerzeit mit allem Nachdruck empfohlen habe — Serbien im Jahre 1908/09, ja selbst noch 1912 niedergeworfen und annektiert hätten. Analog wie in Betreff Serbiens halte ich auch hinsichtlich Montenegros und Albanien jede andere, hätte Lösung für ein Mißglück. Wenn ich die Gesamtsituation der Befassung eines von jedem Südslavenbesitz und von jeder politischen Selbständigkeit absolut ausgeschlossenen Montenegros und eines unter unserem Protektorat stehenden albanischen Staatswesens überlegt, so geschah dies im Hinblick auf die damalige militärische Lage und die Möglichkeit, daß Montenegro unter dem Eindruck der serbischen Niederlage einem Entschlußlaufe mit uns aus dem Wege gehen und beim Anlangen unserer Truppen an seiner Grenze um Frieden bitten würden. Dies ist nicht geschehen und ich muß es heute, da wir kämpfend schon auf albanisch-montenegrinisches Gebiet stehen, vom politischen und militärischen Standpunkt als unzulässig bezeichnen, die nach Anfang Dezember erwogene „Begnädigung“ Montenegros eintreten zu lassen. Eine jetzt oder später vorgebrachte Bitte Montenegros um Frieden ohne Kapitulation auf Gnade und Ungnade wäre meines Erachtens abzuweisen. Montenegro ebenso wie Serbien endgültig aus der Reihe der Staaten zu tilgen. Ich würde es als eine schwere Gefährdung der Sicherheit und Zukunft der Monarchie erachten, Montenegro, diesem kleineren, aber gefährlichen Agitationsherd Rußlands den Lebensfaden nicht ganz abzuschneiden, wie es die Kriegslage jetzt gestattet und wie es das Wohl der Monarchie gebieterisch fordert.

Auch hinsichtlich Albanien haben sich die Verhältnisse in letzter Zeit so geändert, daß ich die Wiedererrichtung eines selbständigen, formell von uns noch so abhängigen Albanien als nicht mehr zulässig bezeichnen muß. Ein solches Staatswesen würde — insolge der zahlreichen Interessenten — weder von Seite unseres Bundesgenossen Bulgariens noch von feindlicher (italienischer) und neutraler (griechischer) Seite zugelassen werden. Wir selbst müssen ein selbständiges Albanien ausschließen, um die Festsetzung Italiens an der adriatischen Küste zu verhindern. Da wir, da Montenegro noch nicht endgültig geschlagen ist und wir die Nihilisten Bulgariens nicht entbehren können und weil ich mir davon eine wesentliche Besserung und Klärung unseres Verhältnisses zu Griechenland, möglicherweise sogar ein Eingreifen an unserer Seite verspreche, habe ich mir (23. Dezember) anzuregen erlaubt, sowohl

## Die gesamten Menschenverluste im Weltkrieg.

Von Dr. Fritz Rager.

Vor einiger Zeit ging eine Meldung durch die Blätter, wonach das amerikanische Kriegsministerium in Washington die Gesamtzahl der im Verlauf des Weltkrieges auf den Schlachtfeldern gefallenen Soldaten mit 7,450,000 berechnet.

Nun bleibt ja noch die Bestätigung dieser angeblich amtlichen Daten abzuwarten, bevor über sie ein endgültiges Urteil abgegeben werden kann. Nur so viel kann schon heute gesagt werden: entweder ist die Bezeichnung „auf dem Schlachtfeld gefallen“ ungenau oder der Berechnung sind noch nicht ausreichende Daten aus allen Ländern vorgelegen. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht für die zweite Annahme, wie hier des näheren auseinandergesetzt werden soll. Denn die erste Vermutung, daß es sich tatsächlich nur um die „auf dem Schlachtfeld Gefallenen“ handeln sollte, muß aus Gründen der statistischen Technik der stärksten Zweifeln begegnen. Es ist mehr als unwahrscheinlich, daß tatsächlich diese engbegrenzte Verlustkategorie vom amerikanischen Kriegsministerium aus der Gesamtmasse herausgegriffen wurde; es ist unwahrscheinlich, daß eine exakte Abgrenzung gegenüber den verwandten Verlustkategorien, wie den in Spitälern des Frontbereiches oder des Hinterlandes infolge von Verwundungen Gestorbenen, ferner den im Felde oder Hinterland an Krankheit Gestorbenen, unter Umständen auch den in Kriegsgefangenschaft Gestorbenen, statistischen

könnte. Ganz besonders unwahrscheinlich aber ist es, daß diese strenge Scheidung für die Armeen sämtlicher kriegsführenden Länder vorgenommen werden konnte. Es muß aber auch gesagt werden, daß — abgesehen von der technischen Durchführbarkeit — auch die statistische Zweckmäßigkeit gegen eine solche Sonderung der Verlustgruppen spricht, mindestens in der Schlußbilanz. Es ist etwa vom medizinischen oder verkehrstechnischen Gesichtspunkt erheblich, ob ein von einem Granatplitter getroffener Mann im Bereich der kämpfenden Truppen, auf dem Verbandplatz, im Feld-, Stappen- oder Hinterlandspital sein Leben aushaucht; vom allgemein-statistischen Standpunkt ist es aber unerheblich.

Nun scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß sich — woran meines Erachtens die Deffentlichkeit allein Interesse nimmt — die Gesamttotenverluste des Weltkrieges um ein ganz erhebliches Ausmaß höher stellen, als es nach der amerikanischen Statistik den Anschein hat.

Zum Beweis dieser Behauptung stehen zwei Methoden zur Verfügung. Wir können einmal „deduktiv“ aus dem statistischen Material eines Landes, dessen Detailzahlen uns genauer bekannt sind, das ist im vorliegenden Falle der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, folgern, daß sie mit dem Gesamtergebnatzen der Amerikaner in einem unlöslichen Widerspruch stehen.

Es kommt aber auch eine induktiven Verfahrens zur Erhärtung der aufgestellten Behauptung in Betracht. Diese leidet freilich unter der Unzuverlässigkeit der Daten, die zur Verfügung stehen. Es können nämlich die Zeitungsmeldungen aus allen Ländern, die am Kriege beteiligt waren, über ihre Kriegsverluste zusammengefaßt und der amerikanischen Rechnung entgegengestellt werden; diese Pressenachrichten gehen nun entweder wie in Deutschland oder Amerika auf einwandfreie amtliche Angaben zurück, die freilich auf dem Wege durch die Tagesblätter an Genauigkeit unter Umständen eingebüßt haben, oder auf Schätzungen von Fachmännern oder der Presse selbst. Dieses Material ist daher nur mit allem Vorbehalt zu verwenden. Gleichwohl können und wollen wir auf derartige Berechnungen deshalb nicht verzichten, weil bei der ungeheuren Ausdehnung des Erhebungsmaterials und den großen technischen Schwierigkeiten, die einer ernsten wissenschaftlichen Erfassung der Gesamtverluste — man denke nur etwa an Rußland — entgegenstehen, zweifellos noch eine sehr geraume Frist vergehen mag, bevor das authentische Endergebnatzen vorliegt. Und auch in der Zwischenzeit haben die Völker ein Recht darauf, zu erfahren, wieviel ihrer Söhne dem Weltkrieg geopfert wurden.

Die Verlustdaten der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie sind uns nun aus dem Werte **W i n t l e r s**: „Die Totenverluste der österreichisch-ungarischen Monarchie nach Nationalitäten“ bekannt. Der Verfasser berechnet da auf Grund des amtlichen Materials die Totenverluste der ersten dreieinhalb Kriegsjahre auf 1,200,000 Mann; auf die Gesamtdauer von 51 Kriegsmonaten ungerechnet resultiert die Zahl 1,457,000. Man muß aber noch die überdurchschnittliche Höhe der Verluste in den letzten drei Vierteljahren des Krieges in Betracht ziehen (Malariaverluste in Albanien, österreichische Junioffensive 1918 und italienische Schlussoffensive Oktober 1918), die die Zahl weiter anschwellen lassen dürfte; dazu kommt die Zahl jener, die in der Kriegsgefangenschaft gestorben sind, ein keineswegs gering zu veranschlagender Faktor in der Verlustrechnung, wenn man zum Beispiel die fürchterlichen sanitären Verhältnisse in Serbien bedenkt, unter denen unsere Kriegsgefangenen leben mußten, oder daran, daß unsere Kriegsgefangenen in Sibirien jetzt schon den letzten Winter in Gefangenschaft verbringen müssen und ihre Verpflegungs- und Bekleidungsverhältnisse noch allen Berichten gänzlich unzureichend sind und ihre Sterblichkeit dementsprechend erhöht sein dürfte. Ende September 1918 hatten sich 1,229,289 Mann der früheren österreichisch-ungarischen Armee in Kriegsgefangenschaft befunden. Die Zahl der jetzt im Winter 1919/20 in Gefangenschaft befindlichen Angehörigen der Armee beträgt noch immer einige hunderttausend. Schließlich muß noch mit einem gewissen Prozentsatz von Verlusten gerechnet werden, die durch Todesfälle infolge von Verwundungen und im Kriege erworbenen Krankheiten seit Abschluß des Krieges zu verzeichnen sind.

Aus all dem ergibt sich, daß die Zahl von 1 1/2 Millionen Totenverluste der ehemaligen Monarchie noch keineswegs die Gesamtsumme bezeichnet, daß diese vielmehr bei einer Zahl in der Höhe von ungefähr 1 3/4 Millionen Männern geschätzt werden muß. Wenn also die frühere Donaumonarchie mit ihren etwa 50 Millionen Einwohnern und ihrem im Durchschnitt 5 Millionen Mann starken Heer Verluste in dieser Höhe zu verzeichnen hat, ist es mehr als unwahrscheinlich, daß die Gesamtheit der kriegsführenden Mächte mit ihrer etwa fünfhundert Millionen zählenden Einwohnerschaft und ihren doch sicher etwa fünfzig Millionen starken Armeen nur 7 1/2 Millionen Mann an Totenverlusten aufzuweisen haben sollte, also nur etwas mehr als das Vierfache der österreichisch-ungarischen Verlustliste. Selbst wenn man eine besonders starke Belastung der österreichischen Fronten mit blutigen Verlusten als gegeben annimmt, was nur für Teile der Kriegszeit und der Frontstrecken zutrifft, erkennt man das krasse Mißverhältnis und muß die Skepsis gegen die Ergebnisse der amerikanischen Aufstellung begreifen.

Aber auch die zweite Methode lehrt dasselbe. Wenn wir die aus den einzelnen Ländern stammenden, bis jetzt bekanntgewordenen Verlustsummen aneinanderreihen, kommen wir zu weitaus größeren Summen als die Washingtoner Statistik. Es betragen nämlich die Totenverluste: Italiens 507.169 Mann (amtliche Meldung), Englands 869.000 Mann („Times“ vom 1. Jänner 1919), Frankreichs 1.398.515 Mann (Mitteilung des Budgetreferenten Marin in der französischen Kammer), Serbiens 369.000 Mann (ebenfalls Marin), Belgiens 44.000 (Marin), Rumäniens 400.000 ? (Marin), Portugals 4000 („Manchester Guardian“ vom 27. Februar 1919, der sich auf angebliche Official Reports beruft), Japans 300 („Manchester Guardian“), Montenegros 50.000 („Manchester Guardian“), Griechenlands 12.000 (Marin), Amerikas 114.000 (Marin), Rußlands 2 Millionen (Schätzung). Daraus ergibt sich eine Gesamtsumme der Totenverluste der Entente von 5.763.024 Mann.

Hierzu kommen die Verluste der Zentralmächte: Türkei 446.975 (Meldung der Agence Havas), Österreich-Ungarn 1.500.000 (Minimalschätzung), Deutsches Reich 1.676.796 (letzte vorliegende amtliche Meldung), Bulgariens 201.124 (amtlich). Die Summe der Verluste der Zentralmächte an Toten ergibt die Zahl 3.824.895. Die Gesamtsumme der Totenverluste aller kriegsführenden Mächte beträgt 9.587.919 Mann. Wie ersichtlich, übersteigt diese Summe das Resultat der amerikanischen Statistik um mehr als zwei Millionen. Die Summe ist aber zweifellos noch weiter zu erhöhen, und zwar in sehr beträchtlichem Maße, durch Einrechnung einer Quote der Vermissten, die allein in der britischen Armee 830.742 Mann betragen und in der französischen Armee 265.300. Wenn man bedenkt, daß die österreichische amtliche Statistik zwei Drittel der Vermissten zu den Toten rechnet, wird man einen ähnlichen Prozentsatz, die Hälfte, auch für die anderen Militärstatistiken annehmen müssen, wodurch die Gesamttotalenzahl auf mindestens zehn Millionen Mann steigt.

DIE WELTBÜHNE (Berlin)

Nr.: /

TAG: 1. 1. 1920

STROBEL, Heinrich  
WILHELM II.  
BETHMANN-HOLLWEG  
327 AMSENPOITTE (D.)  
94. 53 WELTKRIEG I

### Wilhelm und Bethmann von Heinrich Ströbel

Mit der Veröffentlichung der deutschen Aktenstücke über die Entstehung des Weltkriegs, die durch Karl Kautskys Schrift 'Wie der Weltkrieg entstand' eine knappere Zusammenfassung und eine scharfe, aber peinlich objektive Würdigung erfahren haben, ist die deutsche Kriegslegende erledigt. Erledigt trotz allen neuerlichen Verteidigungsmanövern deutscher und oesterreichischer Halboffiziöser. Denn wer gegen die granitnen Anklagen dieser Aktenstücke anrennt, kann sich nur selbst den Kopf zerschellen. Unter diesem Eindruck haben die Stellen, von deren Willen die Herausgabe der vier Dokumenten-Bände abhing, wohl selbst gestanden, denn nur so erklärt sich die endlose Verschleppung der Publikation. Hätte nicht die ausländische Presse mit der Veröffentlichung langer Auszüge aus Kautskys Buch begonnen — die Akten wären auch heute noch nicht erschienen. Hatte man doch Kautsky und seinem Verleger versichert, daß sie nicht vor Neujahr herauskommen könnten. Erst als man begriff, daß sich trotz Anrufung des Kadis Kautskys Buch auch in Deutschland nicht länger unterdrücken ließ, war man plötzlich imstande, die vier Bände auf den Markt zu werfen.

Auch diese Verschleppung der Aktenveröffentlichung um viele Monate — denn Kautsky hatte bereits Ende März dem Grafen Brockdorff-Rantzau empfohlen, sofort mit dem Satz zu beginnen — ist ein Geniestreich der deutschen Regierung. Daß eine Regierung, auf deren Mitgliedern und Parteien selbst schwerste Mitschuld am Kriege lastet, die Schuld möglichst zu vertuschen suchte, wäre — obschon ein neues Verbrechen am deutschen Volke — noch begreiflich, wenn nicht die Veröffentlichung der oesterreichischen Akten alle fernern Fehlerdienste zu einem unsinnigen und ganz unmöglichen Unternehmen gemacht hätte. Nach der Herausgabe des oesterreichischen Rotbuches war es nicht nur ein Skandal, sondern auch eine unfaßbare Unklugheit, sich erst mit Gewalt die deutschen Dokumente entreißen zu lassen. War es wirklich nötig, Deutschland abermals vor aller Welt zu kompromittieren, um Wilhelm und die Wilhelminer zu retten? Als ob das Auslieferungsverlangen der Entente sich nicht auf ganz andre Anklagen und Beweise stützte denn auf die deutschen Akten über die Kriegsentstehung! Wohl aber war die rasche und rücksichtslose Enthüllung der deutschen Kriegsschuld notwendig, um dem deutschen Volke derart das Gewissen zu schärfen, daß die Schaffung von Gerichtshöfen für jede Art von Kriegsverbrechen als ein erster Akt der Wiedergutmachung betrachtet worden wäre. Hätte das

deutsche Volksgewissen selbst für die Zurechenenschaftziehung der Schuldigen gesorgt, so wäre der deutschen Regierung die peinliche und schwierige Pflicht der Auslieferung erspart geblieben. Aber man verließ sich auf Verschleppungsmanöver und Vertuschungskünste, man hoffte auf die Schwäche und Uneinigkeit der Entente, um zuletzt wieder als der doppelt Blamierte und Gedeimütigte dazustehen.

Ein Glück nur, daß wenigstens im November vorigen Jahres die Linksozialisten an der Regierung beteiligt waren. So konnten ihre Volksbeauftragten durchsetzen, daß einem Manne wie Kautsky die Sammlung und Herausgabe der deutschen Kriegsdokumente übertragen wurde. Hätten wir von Anfang an eine bürgerlich-rechtssozialistische Regierung gehabt — wer weiß, in welcher Gestalt das deutsche Volk je Kenntnis von den Akten bekommen hätte! So ließ sich zwar die Veröffentlichung der Schuld-Dokumente um ein gutes halbes Jahr verschleppen, aber man konnte doch der Wahrheit nicht das Rückgrat brechen. Die Beweise der Kriegsschuld der deutschen Machthaber vom Jahre 1914 liegen jetzt so lückenlos und in so erdrückender Häufung vor, daß jedes weitere Leugnen, ja jeder Beschönigungsversuch zur Absurdität wird. Die deutsche Kriegselende ist erledigt. Bethmann, Wilhelm und die Wilhelminer sind gerichtet. Freilich — täuschen wir uns darüber keinen Augenblick! — einstellen nur vor der Geschichte. Im heutigen Schieber-Dorado Deutschland hat die Wahrheit einen noch niedrigeren Kurs als im Ausland die Papiermark. Erst wenn das Gehirn des Durchschnitts-Deutschen, das jetzt nur in nationalistischem Wahnsinn oder in Kriegspsychose deliriert, wieder einmal normal zu funktionieren beginnt, wird die Erkenntnis der Kriegsschuld die sittliche Kraft werden, der Deutschlands moralische Wiedergenesung zu danken sein wird.

\*

Wollte man die vier Bände Akten erschöpfend würdigen, so müßte man wiederum mindestens vier Bände mit Kommentaren füllen, die kein Mensch in Deutschland lesen würde. Daß Kautsky sich mit einem Band von 182 Seiten begnügte, verdient deshalb besondere Anerkennung. Bei aller Beherrschung des Stoffes hat er sich auf das Wesentlichste beschränkt. Der Journalist vollends ist zu knappster Zusammenfassung gezwungen. Und da auf Einzelheiten noch oft Eindruck wiedergegeben.

Diese beherrschende Impression aber ist, daß Wilhelms und Bethmanns Schuld an dem Zehnmillionen-Mord dieses Krieges nunmehr auch dem Widerstrebesten erwiesen ist.

Nicht die Borchold und Stürgkh sind die eigentlichen Anstifter dieses Weltbrandes, sondern Wilhelm und Bethmann trifft mindestens die gleiche Verantwortlichkeit. Sie drängten seit Anfang Juli Oesterreich zu skrupellosen Vorgängen gegen Serbien. Sie drängten zur kriegerischen Züchtigung Serbiens, billigten von Anfang die tückische Ultimatum-Politik Oesterreichs, die nur den Vorwand liefern sollte, um über Serbien herzufallen. Und Wilhelm und Bethmann kannten Balkan-Pläne Oesterreichs. Schon der oesterreichische Spezialgesandte Hoyos, der am fünften Juli Wilhelm in Potsdam die oesterreichische Denkschrift überreichte, hatte damals, wie nunmehr ein Telegramm Jagows an Tschirschky vom siebzehnten Juli bestätigt, die Ansicht vertreten, daß Oesterreich Serbien völlig aufteilen müsse. Und wenn Borchold und Tisza sich auch nicht völlig zu diesem Programm bekannten, so wußte man doch in Berlin ganz genau, weshalb man Oesterreich in das gefährliche Balkan-Abenteuer hineintrieb. Am sechsundzwanzigsten Juli machte Wilhelm zu einer Meldung Tschirschkys, wonach Borchold keine Verschiebung der Machtverhältnisse auf dem Balkan herbeiführen wolle (beiläufig ein plumper Schwundel, der schon durch die oesterreichische Denkschrift an Wilhelm und die Protokolle der beiden oesterreichischen Ministerratssitzungen Lügen gestraft wird!), wörtlich diese Bemerkung: „Die kommt ganz von selbst und muß kommen. Oesterreich muß auf dem Balkan präponderant werden den andern Kleinen gegenüber auf Kosten Rußlands, sonst gibts keine Ruhe.“ Den Unsinn, daß Oesterreichs Kreuzzug gegen Serbien nicht auf die Zertrümmerung Serbiens und die Eroberung der Balkanherrschaft hinausgelaufen sei, konnten eben nur ein Graf Montgelas und ein paar deutsche Professoren politischen Analphabeten vorzuspiegeln wagen — Wilhelm und seine Handlanger in der Wilhelmstraße wußten ganz genau, worauf es abgesehen war. Man wollte nun endlich die Balkanpräponderanz Deutschland-Oesterreichs durchsetzen. Auch auf die Gefahr hin, daß man durch dies imperialistische Abenteuer mit Rußland und Frankreich in Krieg geriet. Einen solchen Krieg fürchtete man ja nicht, weil man sich diesen beiden Ländern militärisch überlegen fühlte. Also gab man Oesterreich nicht nur freie Hand für die frechste Provokationspolitik, sondern man genoß auch mit Belagen die wiener Meldungen, daß man „darüber nachsinne, welche Forderungen man stellen könne, die Serbien eine Annahme völlig unmöglich machen würden“. Also meldete Tschirschky am zehnten Juli „ganz geheim“ nach Berlin. Und Wilhelm machte an diese Stelle des Botschaftsberichts die seine Frie-

TAG:

dieser in „demütigster Art“, in „sehr demütigender Form“ vor Oesterreich seine „Kapitulation“ vollzogen hatte, wie Wilhelm selbst am achtundzwanzigsten Juli in einem Briefe an Bethmann zugestand.

\*

In diesem Briefe erklärte Wilhelm auch, daß nach einer derartigen Kapitulation-Serbiens „jeder Grund zum Kriege entfällt“. „Ein Kriegsgrund“ sei „nicht mehr vorhanden“. Gleichwohl müsse die oesterreichische Armee „eine sichtbare Satisfaktion d'honneur haben“. Etwa in Form einer vorübergehenden militärischen Besetzung eines Teiles von Serbien. Auf dieser Basis sei er dann bereit, den Frieden mit Oesterreich zu vermitteln. Am neunundzwanzigsten Juli aber weist er gleichwohl in Randbemerkungen zu einem Bericht des deutschen Militärbevollmächtigten in Petersburg den russischen Vorschlag, den oesterreichisch-serbischen Konflikt dem Haager Schiedsgericht oder einer Konferenz der Mächte zu überweisen, als „Blödsinn“ zurück. Ebenso wenig verspricht er sich von einer direkten Verständigung zwischen Zar Nikolaus und Franz Joseph. Den Krieg hält er offenbar für unabweidbar.

Höchst merkwürdig ist aber, daß Wilhelm die serbische Antwortnote, die doch Oesterreich bereits am Nachmittage des fünfundzwanzigsten Juli überreicht worden war, erst am achtundzwanzigsten zu Gesicht bekommen hat. Und Herr v. Jagow erklärte am siebenundzwanzigsten dem französischen Botschafter, daß er noch keine Zeit gefunden habe, die serbische Note zu lesen! Am gleichen Tage erhielt auch erst Tschirschy von Berlin aus den Auftrag, den Wortlaut der serbischen Antwortnote ehestens mitzuteilen. Am achtundzwanzigsten Juli erklärt aber Oesterreich Serbien bereits den Krieg, und am Tage darauf bombardiert es Belgrad! Wie bei dem oesterreichischen Ultimatum an Serbien kümmerte man sich wieder einmal in Berlin nicht um den furchtbar drohenden Kriegsbrand, der doch zum Weltbrand werden mußte. Man konnte dann umso seelenruhiger jeden Lösungsversuch ablehnen!

Wilhelm hat für seine unglaubliche Politik schließlich den umso glaubhafteren Vorwand der Unzurechnungsfähigkeit. Die unsäglich blöden Schimpereien, mit denen er jedes Aktenstück verunzierte, erweisen auf jeder Seite seine nicht nur moralische Minderwertigkeit. Aber welche Entscheidung hat Bethmann, daß er grade in jenen kritischen Tagen nicht das Geringste unternommen hat, um den Weltkrieg zu verhindern? „Oesterreich“, schreibt Kautsky, „brach am fünfundzwanzigsten die diplomatischen Beziehungen ab, begann sofort zu mobilisieren und erklärte am achtundzwanzigsten

5

den Lieber ins hellste Licht setzende Bemerkung: „Den Sandeschak räumen! Dann ist der Krakeel sofort da!“

Dieses Aktenstück zeigt so, gleich manchem andern, wie unverschämte die Bethmann und Konsorten das deutsche Volk anlogen, als sie versicherten, sie hätten keine Kenntnis von dem Inhalt der oesterreichischen Note gehabt, wenn gleich dieser elende Schwindel ja schon längst — durch Muehlons Enthüllung, durch den Bericht der bayrischen Gesandtschaft in Berlin, den seinerzeit Eisner veröffentlichte, und durch die Offenherzigkeiten des Herrn v. Tirpitz — entlarvt war. Elender Schwindel, obwohl Herr Goos ihn nachplapperte, war es auch, daß man zu spät vom Wortlaut der Note Kenntnis erhalten habe, um noch eingreifen zu können. Die Note wurde erst am Spätnachmittage des dreißigsten Juli in Belgrad überreicht, befand sich aber bereits am einundzwanzigsten im Besitz des deutschen Botschafters in Wien und am Nachmittage des zweiundzwanzigsten Juli im Auswärtigen Amt zu Berlin. Herr v. Jagow hat sie, nach seinen eignen Aufzeichnungen, am zweiundzwanzigsten Juli abends zwischen sieben und acht Uhr erhalten, obwohl er am dreiundzwanzigsten Juli nachmittags an den Gesandten in Stockholm telegraphierte, daß ihm der Inhalt der oesterreichischen Forderungen nicht bekannt sei! In ausländischen Botschafterkreisen genoß die deutsche Diplomatie denn auch damals schon den Ruf völliger Verlogenheit. Herr v. Jagow macht auch in seinem Buche über den Ausbruch des Weltkrieges dem Ruf eines deutschen Diplomaten alle Ehre. Er erzählt dort, daß sowohl ihm wie dem Kanzler die Note „reichlich scharf und über den Zweck hinausgehend“ erschienen sei. Aber Graf Szögyeny habe ihm erklärt, daß die Note bereits nach Belgrad abgegangen sei und bereits am nächsten Morgen überreicht werden solle, daß sich an der Sache also nichts mehr ändern lasse. Auch diese Erklärung hätte Jagow und Bethmann nicht von der Pflicht erköunden, sofort ihr Veto gegen die Ueberreichung der Note einzulegen. In Wirklichkeit aber erfolgte die Ueberreichung der Note in Belgrad erst am andern Tage um sechs Uhr abends. Und das wußte Jagow selbst am allerbesten, denn er hatte ja erst knapp zwei Stunden vor dem Besuche Szögyenys nach Wien telegraphiert, daß die Note wegen der verspäteten Abreise Poincarés aus Petersburg erst zwischen fünf und sechs Uhr in Belgrad überreicht werden könne!

Die deutschen Akten beweisen, daß Wilhelm, Bethmann und seine Leute den Kriegskonflikt mit Serbien skrupellos geschürt und weder vor noch nach Ueberreichung des Ultimatus das Geringste getan haben, um den ruchlosen Ueberfall gegen den kleinen Nachbarstaat zu verhindern, obwohl

4

den Krieg. Am neunundzwanzigsten bombardierte es Belgrad. Jeder dieser Schritte war eine neue Provokation, brachte eine neue Steigerung der allgemeinen Erregung, eine neue Erschwerung jeder friedlichen Lösung. Trotzdem schritt Oesterreich unberrt auf der eingeschlagenen Bahn weiter vorwärts und wurde dabei von Deutschland gestützt, das gleichzeitig von Friedensbetuerungen überfloß. Von einer gleichzeitigen Diplomatie, die am siebenundzwanzigsten Juli durch Szögyeny nach Wien melden ließ, daß die deutsche Regierung zwar in der nächsten Zeit Vermittlungsvorschläge Englands zur Kenntnis der oesterreichischen Regierung bringen werde, daß sie aber aufs bündigste versichere, „daß sie sich in keiner Weise mit den Vorschlägen identifiziere“. Bethmann und Jagow haben allerdings die Richtigkeit dieser Instruction bestritten, wie Graf Montglas und seine Getreuen dem Publikum mitteilen. Aber was haben die Zwei nicht alles bestritten und die Akten dennoch als Wahrheit erwiesen! Mag Graf Montgels glauben, was er will: wer nicht nationalistische Scheuklappen trägt, wird dem Fürsten Lichnowsky zustimmen, der die deutsche Politik dieser entscheidenden Tage also charakterisiert: „Der Eindruck befestigte sich immer mehr, daß wir den Krieg unter allen Umständen wollten. Anders war unsre Haltung in einer Frage, die uns doch direkt garnichts anging, nicht zu verstehen. Die inständigen Bitten und bestimmten Erklärungen des Herrn Sasonow, später die gradezu demütigen Telegramme des Zaren, die wiederholten Vorschläge Sir Edwards, die Warnungen des Marquis San Giuliano und des Herrn Bollati, meine dringenden Ratschläge, alles nützte nichts, in Berlin blieb man dabei: Serbien muß massakriert werden.“

Mit der Arglist und Tücke, mit der man in Berlin den Krieg anstiftete, wetteifert allerdings die gradezu unwahrscheinliche Dummheit, mit der man sich kopfüber in den Weltkrieg stürzte. Mit sträflicherer Fahrlässigkeit ist nie um das Schicksal großer Reiche gespielt worden. Wilhelm bildete sich alles Ernstes ein, daß England Rußland und Frankreich besiegen und Deutschland sich zum Herrn der Welt aufwerfen lassen werde, ohne einzugreifen. Als er merkte, wie kläglich er sich verrechnet hatte, geriet er in eine pathologische Stimmung, die zwischen Katzenjammer und Tobsuchtsanfällen wechselte. Er verlor zuletzt, als das frivol herausbeschworene Verhängnis über ihn hereinbrach, so sehr den Kopf, daß er am ersten August abends ein vor Grenzverletzungen warnendes Telegramm an den Zaren abschickte. Trotzdem er neun Stunden vorher die Kriegserklärung an Rußland abgesandt hatte! Aber mit der gleichen Kopflösigkeit,

mit der man in den Krieg mit Rußland und Frankreich hineingerannt war und Englands Eingreifen provoziert hatte, hatte man auch Italiens Waffenbrüderschaft verschert. Die Unfähigkeit der deutschen Diplomatie und der Bethmannschen Staatskunst war inkommensurabel — aber die Verantwortung für das ungeheuerliche Verbrechen des Weltkriegs wird durch solche Unfähigkeit keineswegs gemildert.

Im Januar soll die Untersuchung über die Kriegsurheberschaft vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß beginnen. Selbst wenn dieser Ausschuß nicht fast ausschließlich aus Leuten bestünde, die der Mitschuld am Kriege dringend verdächtig sind, müßten wir die Verhandlungen für ein höchst überflüssiges Unternehmen halten. Denn der Schuldbeweis liegt lückentlos vor in den Akten, in der Schrift Karl Kautskys. Das Geld, das die Untersuchungskomödie verschlingt, sollte man lieber dazu verwenden, eine billige Ausgabe von Kautskys Buch in Millionen von Exemplaren unter das deutsche Volk zu bringen!

DER KAMPF

Nr.: 19. 13/7

TAG: Juli 1920

**Julius Deutsch: Die Männer der Katastrophe.**

Während des Krieges umgab die führenden Männer des Staates ein Glorienschein, der gewoben war aus der Ehrfurcht sorgsam gegängelter Massen und der Lücke gemeiner Zensur. Gegen die Heerführer und Diplomaten des eigenen Staates war kein kritisches Wort möglich. Sie wurden von einem magischen Lichte der Heldenverehrung bestrahlt, das sie dem Volke in gleichem Maße verehrungsvoll erscheinen ließ, als es die Würdenträger der feindlichen Staaten mit dem Stigma der Unzulänglichkeit behaftete.

Nun der Krieg zu Ende ist, erheben sich kritische Stimmen. Zuerst selbstverständlich in den Ländern der Besiegten, die schon seit Monaten das Schauspiel wütender Generale und Diplomaten genießen. Keiner von den einst Mächtigen will teil haben an der Schuld, immer ist es der andere, der das Unheil herbeigeführt hat. Aus dem wechselfollen Bilde gegenseitiger Enttäuschung gewinnt der Zuschauer schließlich doch eine wenn auch nur ungefähre Vorstellung der wirkenden Kräfte in den verhängnisvollen Jahren des Zusammenbruchs. Man lernt die Personen kennen, die in einer tragischen Verstrickung ihr Volk und sich selbst in den Abgrund führten, wobei allerdings alle Schimmer des angeichteten Heldentums jählings verblasen. Was da an Heerführern und Staatsmännern auf der Tribüne der Geschichte erscheint, war, wie sich die Großen ihrer Zeit nun gegenseitig bestätigen, ein kleines Geschlecht, getragen von allzumenschlicher Eitelkeit und Großmannsjucht, von Streberei und Neid, von Verblendung und Unzulänglichkeit.

Vorsichtige Prüfung der Memoiren der Generale und Staatsmänner wird schließlich das Persönliche vom Sachlichen streifen und klarstellen, daß es weit weniger an den Menschen als am System lag, woran die Mittelmächte scheiterten. Aber bevor diese Klarstellung möglich sein wird, werden Jahre vergehen. Vorerst müssen wir uns begnügen, das auf uns wirken zu lassen, was die erste Welle der Kritik hochgeworfen hat: die gegenseitigen Anklagen der Männer der Katastrophe.

**Die Diplomaten.**

Ottokar Czernin beklagt sich in seinen Erinnerungen<sup>1)</sup>, daß die Minister des monarchischen Systems sich dazu hergaben, Dinge zu verant-

<sup>1)</sup> Ottokar Czernin, „Im Weltkrieg“. Ullstein-Verlag, Berlin 1919.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

266

Die Männer der Katastrophe.

worten, von denen sie gar keine Ahnung hatten. Er weist darauf hin, wie widersinnig es war, daß der Ministerpräsident Dr. Seidler im April 1918 die volle Verantwortung für den Sirtusbrief übernahm, obwohl dieser zu einer Zeit geschrieben worden war, da Seidler gar nicht im Ministerium saß, und Seidler auch nachweislich während seiner Ministerchaft von den einschlägigen Vorgängen nichts erfahren hatte. Diese volle Verantwortung und das restlose Einstehen für Dinge, von denen er keine Ahnung hatte, waren echter Seidler! Der Mann wollte nichts anderes sein als ein gehorsamer Diener seines Herrn. Die Verantwortlichkeit des Ministers gegenüber dem Volke und dem Parlament sagte er so auf, daß der Minister einfach alles zu decken hatte, was sein Herr anrichtete. Zur Charakteristik solcher Männer paßte es, daß sie objektiv einfach unfähig erschienen, ihre Aufgaben zu erfüllen. Dem Ministerpräsidenten Dr. Seidler bestätigte Czernin ausdrücklich. Unmittelbar vor dem Jännerstreik im Jahre 1918 telegraphierte Czernin an den Kaiser über die Schuld der Minister, insbesondere Seidlers, an dem Ernährungsjammer: „Die durch die Frivolität und Unfähigkeit der Minister eingetretene Situation ist furchtbar und ich fürchte, es ist bereits zu spät, um den völligen Niederbruch, welcher in den nächsten Wochen zu erwarten ist, aufzuhalten.“ (Seite 322.) „Ich finde keine Worte, um den apathischen Zustand Seidlers richtig zu kennzeichnen.“ (Seite 323.)

An Seidler selbst telegraphierte Czernin: „Ich bedaure lebhaft, nicht die Macht zu besitzen, um alle die Fehler, welche die mit der Ernährung betrauten Ressorts gemacht haben, zu paralysieren.“ ... „Hätten Guer Erzellenz oder Ihre Ressorts rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht, so wäre noch die Möglichkeit gewesen, rumänische Vorräte herbeizuschaffen.“ (Seite 325.)

Was Seidler anbelangt, scheint Czernin tatsächlich mit jedem Worte der Kritik das Richtige getroffen zu haben. Denn auch ein so ruhiger Beobachter wie der deutsche Militärbevollmächtigte General Cramon jagt Seidler nach, daß ihn „Schwäche und Dilettantismus“ kennzeichneten. „Dieser Staatsmann, der sich noch nach dem Umsturz rühmte, zu allen Zeiten ein gehorsamer Diener seines Kaisers gewesen zu sein, bildete die Verkörperung eines Regimes, das den österreichischen Staat in den Abgrund reißen mußte.“

Czernin und Cramon bestätigen, was alle, die das Wirken Seidlers beobachten konnten, sagen, nämlich, daß der österreichische Teil der Monarchie einem schwachen, dilettantischen Mann ausgeliefert war und daß dies ein Unglück war. Aber nicht minder groß war das Unglück, daß jenseits der Leitha in der ungarischen Reichshälfte ein Mann vom Schläge Tiszas regierte, der wohl von ungleich stärkerer Art sich zeigte als sein österreichischer Kollege, aber der gerade wieder durch seine Stärke zum Unheil wurde. Tisza sah nur Ungarn. Es war, wie er selbst einmal sagte, sein größter Fehler, als Ungar auf die Welt gekommen zu sein. Alle Vorurteile und Fehler jenes magyarischen Dünkels, der sich ständig als Mittelpunkt der Welt sieht, waren in ihm, neben Kraft und zweifelloser Begabung. Czernin hat ihm, wie er erzählt, oft vorgeworfen, „daß er durch seinen unglücklichen Puszta-Patriotismus sich selbst und uns allen das Grab grabe. Er war nicht zu ändern, er war starr und unbeugjam wie nur einer, und sein großer Fehler war der, daß er Zeit seines Lebens in dem Banne dieser kleinlichen Kirchturmpolitik gefangen blieb“). Für die wirklichen Machtverhältnisse hatte er als echter Ungar so wenig Verständnis, wie etwa für die Bedürfnisse und Sorgen der österreichischen Staatshälfte. „Er hätte lieber die Welt zugrunde gehen lassen, als Siebenbürgen her-

<sup>2)</sup> v. Cramon, „Unser Oesterreich-Ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege“. Verlag Mittler u. Sohn, Berlin 1920. Seite 149.

<sup>3)</sup> Czernin, a. a. O., Seite 157.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die Männer der Katastrophe.

267

zugeben", meint Czernin. Wir glauben, solange Tisza und sein Geist wirkend waren, war nicht einmal die Abtretung eines Fußbreit des ungarischen Globus möglich, dessen Integrität dem ungarischen Fanatismus heilig ist.

In den entscheidungsvollsten Tagen wirkten in Oesterreich ein Minister von der Unfähigkeit Seidlers und in Ungarn ein Starrkopf von der genialen Beschränktheit Tiszas. Die gemeinsamen Geschicke lenkte Czernin, der über beide Staatsmänner gleich hart urteilt, aber selbst im Lichte der Kritik kaum besser besteht. Von denen, die mit ihm zu arbeiten hatten, wird seine Sprunghaftigkeit und seine Nervosität als ein Hemmnis jeder gedeihlichen Wirksamkeit geschildert. Er war so abhängig von seinen Nerven, daß er in schwierigen Situationen in schwere Nervenkrisen, ja sogar in Weinkrämpfe verfiel. Aus diesem Nervenzustand heraus entstand wohl jene Unzuverlässigkeit Czernins, über die Cramon klagt, zum Teil vielleicht sogar die Zweideutigkeit, die er zum Beispiel in der Sixtusaffäre zeigte. Wenn schließlich der Nervenzustand eines Außenministers entscheidend die Geschicke eines Staates beeinflussen konnte, war es nicht verwunderlich, daß seine Politik mehr und mehr in jene Wirrnisse von Unehrlichkeit und Unaufrichtigkeit trieb, die Oesterreichs Haltung in den letzten Kriegsjahren kennzeichneten.

Cramon, der über die Bundesstreue Oesterreichs sehr bittere Erfahrungen machen mußte, ist freilich der Meinung, und wohl mit Recht, daß es nach Czernin nicht besser wurde. Weder Burian's trockene geistlose Routine noch Andraffy's Künste seien danach angetan gewesen, Vertrauen zu erwerben. Unwürdig, wie während der ganzen Dauer des Krieges, war die Haltung der führenden Staatsmänner Oesterreichs noch in den letzten Tagen des Zusammenbruches. Am 27. Oktober 1918 bestritt Andraffy gegenüber dem deutschen Botschafter, daß Oesterreich eine Sonderfriedensnote abenden werde, die dann am folgenden Tage in allen Zeitungen zu lesen stand. Treulosser konnte man gegenüber einem Bundesgenossen nicht handeln. Es fällt uns gar nicht ein, untersuchen zu wollen, ob dieser Schritt Oesterreichs ein notwendiger war oder nicht, aber die Art, wie er vollzogen wurde, gibt von dem Charakter der führenden Personen ein wenig anmutvolles Bild.

Freilich, wenn die Deutschen den Oesterreichern Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit vorwerfen, erwidern die letzteren nicht ganz mit Unrecht, daß sie gegenüber der übermächtigen Militärpartei in Deutschland sich gewissermaßen in einem Zustand der Notwehr befanden. Sowohl Czernin wie Karl Friedrich Nowak<sup>4)</sup>, der autorisierte Biograph Conrad-Höhendorfs, wissen nicht genug von der unheilvollen, kurzsichtigen Politik der Deutschen Obersten Heeresleitung zu berichten, von der Schuld jener deutschen Generale, „die ihre Verschuldungsgefühle hinter dröhnender Haltung deckten.“ Kein Zweifel, daß in der Tat die Gewaltpolitik der Alldeutschen bei dem schwachen Bundesgenossen, der nicht mehr mit konnte, nicht allein Gefühle des Neides und der Mißgunst auslöste, sondern bei der schließlichen katastrophalen Wendung der Ereignisse den treulosen Verrat erleichterte.

Jedenfalls haben die unverantwortlichen Männer der Deutschen Militärpartei die österreichischen Staatsmänner durch die ungeschickte Betonung der deutschen Ueberlegenheit und durch das verständnislose Verkennen der tatsächlichen Verhältnisse genau so wie alle übrige Welt vor den Kopf gestoßen und gereizt. Der Schwache reagierte darauf schließlich im letzten Augenblick mit Verrat. Wobei man freilich gerechterweise sagen muß, daß es anständiger gewesen wäre, wenn die österreichischen Staatslenker rechtzeitig mit der

<sup>4)</sup> Karl Friedrich Nowak, „Der Weg zur Katastrophe“. Verlag Erich Reiß, Berlin 1919.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

268

Die Männer der Katastrophe.

nötigen Energie den deutschen Militärs gegenüber aufgetreten wären. Czernin meint: „Der Umstand, daß der hervorragende General Ludendorff gleichzeitig Staatslenker wurde, war ein Unglück. Sein Gedanke, die Entente vernichtend zu schlagen, also bis zur Wehrlosigkeit zu besiegen, war eine Utopie, weil es immer eine Unmöglichkeit war, England und Amerika nebst der ganzen mit ihnen koalitierten Welt in die Knie zu zwingen. Der Ludendorffsche Siegfrieden war unter allen Umständen ausgeschlossen. Was der General Ludendorff schuf, verdarb der Staatsmann Ludendorff. Hätte Ludendorff dazu bewogen werden können, nach seinen fabelhaften militärischen Erfolgen einen Frieden mit Opfern anzutragen, hätte er Deutschland retten können; so verdarb er durch seine Politik alles, was er durch seine Siege gewonnen hatte.“ Diese Erkenntnis des österreichischen Außenministers kam leider reichlich zu spät. Seine ganze Argumentation, daß die Vernunft den deutschen Generälen nicht heizubringen gewesen wäre, kann im Urteil der Geschichte nur ein Milderungsgrund, keinesfalls eine Rechtfertigung der österreichischen Staatsmänner sein. Wären sie rechtzeitig klar und deutlich geworden, hätten sie sich vielleicht später nicht zur Treulosigkeit gedrängt gesehen.

### Die Heerführer.

Die Machtfülle, die einem Heerführer notwendigerweise im Kriege zuzufallen muß, kann nur in dem Bewußtsein der auf ihm lastenden riesengroßen Verantwortung eine Korrektur finden. Wo das Verantwortlichkeitsgefühl durch persönlichen Ehrgeiz, durch Ruhmjucht oder gar durch kleinliche Eitelkeiten eine Beeinträchtigung erfährt, muß der Heerführer von seiner hohen Warte herabsinken und des unpersonlichen Wirkens entkleidet werden, das allein seiner großen Stellung ziemt.

Ein Heerführer, dem die kleinlichen Schwächen menschlichen Alltags anhaften, steht nicht über dem Leben, über das er gebietet, sondern unter ihm.

Die Erinnerungen der Generale des Weltkrieges lassen wenig von dem hohen Geist erkennen, der in großen Zeiten führenden Männern eigen sein mußte. Wer in die täglichen Katzbalgereien blickt, die sich zwischen dem österreichischen Armeekommando und der Deutschen Obersten Heeresleitung zutragen, versteht schier nicht, wie verantwortliche Männer für so was Zeit haben konnten. Der Brank um den Vorrang zwischen Conrad-Höbendorff und Falkenhahn, den beiden Chefs der Generalstäbe der verbündeten Armeen, gehört zu den kleinlichsten und unerquicklichsten Episoden. Wäre dieser Streit nichts weiter als eine Illustration menschlicher Schwäche, so könnte man an ihm mit einem bedauerlichen Achselzucken vorübergehen. Aber er ist mehr. Er ist nach dem Zeugnis der Fachmänner mit eine Ursache der Niederlage der Mittelmächte gewesen. Jeder der beiden Heerführer strebte, unbekümmert um den anderen, nach seinem Privat-sieg, was zur Folge hatte, daß beide Niederlagen ernteten. Höbendorff verbiß sich zum Beispiel im Jahre 1916 in die italienische Offensive, Falkenhahn strebte zu gleicher Zeit nach Verdun. Keiner wollte mit dem anderen kooperieren, was zur Folge hatte, daß schreckliche Niederlagen mit einem Verlust zehntausender Menschen und ungeheurem Kriegsmaterial sowohl in Italien und

<sup>5)</sup> Czernin, a. a. O., Seite 170. Ludendorff selbst geht in seinen Memoiren (Meine Kriegserinnerungen 1914 bis 1918, Verlag Mittler u. Sohn, Berlin 1919) mit den „Österreichern“ verhältnismäßig glimpflich um. Aber nicht vielleicht deshalb, weil er die österreichischen Diplomaten und Heerführer besonders hoch geschätzt hätte, sondern nur deshalb, weil er in seinem leidenschaftlichen Kampf gegen die deutschen Diplomaten in der „Wilhelmsstraße“ und gegen den friedensresolutionierenden Reichstag alle anderen Widersacher links liegen läßt. Die Schale seines Zornes ergießt sich so völlig über die Friedensdränger des eigenen Landes, daß für die Österreicher schier nichts übrig bleibt.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die Männer der Katastrophe.

269

Frankreich als schließlich auch in Rußland das Ergebnis waren. Cramon drückt das sehr treffend aus: „Mit der Zeit empfand einer den anderen als Last und Hemmnis. Sie standen einander im Wege und suchten beide jeder für sich den Weg zum Erfolg — über Asiago der eine, der andere über Verdun. Und sie trafen sich — bei Luck<sup>6)</sup>!“

Conrads begeisterter Lobredner, Karl Friedrich Nowak, der sein Idol als den größten aller Sterblichen zeichnet und auch nicht den kleinsten Schatten in dem Gemälde glänzender Eigenschaften Conrads zu erblicken vermag, schiebt natürlich alle Schuld auf Falkenhahn. Er erscheint ihm als „der böse Geist im Kriege“ (Seite 197), der „eine sinnlose Politik der Unehrllichkeit“ treibt (Seite 178), „hochmütig und unaufrichtig“ ist (Seite 168) und dessen Wesen nur aus einer Art „horizontal beengten Junkertums“ (Seite 80) zu erklären sei. „Die Haltung der deutschen Generale erwuchs der Bundesgenossenschaft, den Endzielen des Bundes, zu schwerer Gefahr...“

Nowak schwärmt übrigens so sehr für Conrad, daß er neben ihm selbst Hindenburg nicht gelten läßt, den er als einen Feldwebel in Riesenformat beschreibt, dessen strategisches Genie sich „noch ertragen“ ließ. Falkenhahn selbst behandelt diese Streitigkeiten in seinem Buche über den Weltkrieg mit verhältnismäßig großer persönlicher Zurückhaltung. Er spottet nur bei einer Gelegenheit, nämlich bei dem Hinweis auf die gegen den Willen der Deutschen Obersten Heeresleitung erfolgten ersten Offensive gegen Italien, daß es wohl eine besondere Lockung für das österreichische Armeecorpskommando gewesen sei, „ganz mit eigenen Mitteln ohne den als Bevormundung empfundenen deutschen Rat arbeiten zu können“<sup>7)</sup>.

Cramon wird Conrad und Falkenhahn gerechter, indem er beiden unrecht gibt. Er tadelt an Conrad, daß ihm das Prestige und immer wieder das Prestige die Hauptsache war, daß er sich also an Neußerlichkeiten klammerte, während Falkenhahn hinwieder klaren Lösungen aus dem Wege ging und durch allerlei Aushilfen sein Ziel erreichen wollte, die eines Mannes in solcher Stellung nicht würdig waren.

Wie sich die österreichische Armeeführung dem sachkundigen Beobachter darstellte, mag nur an einigen Sätzen Ludendorffs gezeigt werden, der, im allgemeinen sehr zugeknöpft, doch folgende Bemerkungen nebenher einfließen läßt: „Der k. u. k. Generalstab trieb zuviel Theorie und war dem Truppendienst fremd. Es wurde zuviel von oben her befohlen und jede Freude am selbständigen Handeln unterdrückt“<sup>8)</sup>.

„Gut ausgebildet war das Etappenwesen, aber es verschlang eine Unsumme von Offizieren.“ (Eine zarte Kritik des typisch österreichischen Etappenwesens mit seinen reichen Offiziersmessen und dem entsprechenden Zubehör!)

Sehr österreichisch war wohl auch der k. u. k. Verbindungsoffizier im deutschen Generalstab, von dem Ludendorff berichtet, daß er „nicht nur Tatzachen, sondern auch A lat sch gemeldet“ habe. Ja, so war es halt einmal in der glorreichen Armee der Habsburger: ein feines Bonmot, ein kleiner Tratsch, ein guter Wit — darauf kam es an.

Am deutlichsten wird das System, nach welchem in den Mittelmächten regiert wurde, durch die Vorgänge beim Sturze Conrads illustriert. Conrad war bei allen seinen Fehlern ein aufrechter Mann, der sich auch nicht

<sup>6)</sup> Cramon, a. a. O., Seite 77.

<sup>7)</sup> Erich v. Falkenhahn, „Die oberste Heeresleitung 1914—1916 in ihren wichtigsten Entschlüssen“. Verlag Mittler u. Sohn, Berlin 1920. Seite 203.

<sup>8)</sup> Ludendorff, a. a. O., Seite 59.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

scheute, dem Kaiser die Wahrheit zu sagen. Das wurde ihm zum Verhängnis. Nicht die militärischen Fehler, die zu Niederlagen geführt hatten, nicht etwa seine Streitigkeiten mit dem deutschen Oberkommando, die das Zusammenwirken der Armeen erschwerten, sondern gerade jene Eigenschaften führten zu seinem Sturze, die mit einem dienstlichen Verhalten gar nichts zu tun hatten und die gerade die sympathischsten seines Wesens waren. Selbst der vorsichtige Gramon konstatiert: „Conrad war vielen Leuten, die ihre Stunde gekommen glaubten, unbequem; er war den Damen des Hofes und der Geistlichkeit ein abtrünniger Sohn der Kirche, der auch vor einem hohen kirchlichen Würdenträger nicht haltmachte, wenn er ihn für schädlich hielt und auch kaiserliche Fürsprache ablehnte, wenn er sie für unberechtigt erachtete. Er stand dem jungen kaiserlichen Armeoberkommandanten im Wege, dessen besondere Befähigung zum Feldherrn von gefälligen Journalisten des Hofstaates unter Aufsicht der Kaiserin auch schriftlich festgelegt wurde; — kurzum, er paßte nicht mehr recht in ein Regime, in dem sich immer sichtbarer Frauen, Pazifisten, Alexikale und gehorsame Diener hineinschoben.“ (Seite 101.) Schroffer und deutlicher ist Nowak, der rundheraus sagt, daß Conrad gestürzt wurde, weil die klerikalen Frauen bei Hofe, denen er ein Dorn im Auge war, ebenso gegen ihn hetzten wie die unfähigen Erzherzoge, denen er nicht die gewünschten hohen Kommandostellen verschaffte. Er hielt es zu sehr mit der Tüchtigkeit und zu wenig mit dem Titel. So hatte er schließlich alle gegen sich, den Hof, die Diplomaten, die Minister, den hohen Adel, die Alexiker. Sie wirkten alle zusammen, um Conrad zu stürzen.

Nach Conrad kam der Generaloberst Arz-Straußenburg. Er war jedenfalls bequemer als Conrad. Er war, wie Gramon schreibt, „ein heiterer, anregender Lebenskünstler, der mit witzigen, häufig sehr geistvollen Bemerkungen Schwarz in Weiß umzudeuten verstand, auch im Widerspruch nie die Lebenswürdigkeit verlor, aber allen seinen Einwendungen und Gegenvorstellungen selbst das Gewichtige und Beachtung Heischende nahm — ein Mann für schönes Wetter und sorgenlose Stunden.“ (Seite 134.) Er fühlt sich mehr als Generaladjutant des Kaisers, denn als Generalstabschef. „Es genügte, daß der Kaiser seine Stirne runzelte, um eine Sache wenigstens bis auf weiteres als abgetan zu betrachten.“ Nur schade, daß dieser Mann für schönes Wetter und sorgenlose Stunden just in der Schicksalsstunde der Monarchie zum obersten militärischen Führer berufen war. Unter einer solchen Führung mußte es kommen, wie es kam...

Es wäre falsch zu meinen, daß nur der Zufall die unrechten Männer auf große Posten berufen hätte. Schuld war vielmehr das System, das gerade Männer von so schmiegsamer Art wie Arz, an die höchsten Stellen gelangen ließ, ja gerade sie fast ausschließlich dazu prädestinierte.

Im Hauptquartier saß, zur rein dynastischen Dekoration, Erzherzog Friedrich als Armeoberkommandant. Er hatte selbstverständlich gar nichts dreinzureden, und redete auch tatsächlich nichts drein, was nach das Beste war, was er unter diesen Umständen tun konnte. Bei den Armeen wirkten ein Bruderman, der die Niederlage in der ersten großen Schlacht bei Lemberg verschuldete, ein Potiorek, der die serbische Katastrophe des österreichischen Heeres im Jahre 1914 auf dem Gewissen hatte. Dieser Potiorek war ein Hölbling, der das Schlachtfeld als Exerzierplatz ansah und die Soldaten wie seelenlose Maschinen behandelte, die man nach Gutdünken vorwärts- und zurücktreiben konnte. Er und sein Untergebener, der General Liborius Frank, hatten nichts anderes im Sinne, als zum Jahrestage des

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die Männer der Katastrophe.

271

Negierungsantrittes des Kaisers Belgrad alleruntertänigst zu Füßen zu legen! Sie lockten Fürstengunst und Orden — alles andere war Nebensache.

In der Umgebung des Kaisers wirkten Waldstätten, der nach dem Urteil Cramons innerlich noch nicht reif genug war, um an so maßgebender Stelle zu stehen und sich eben deshalb gegen jeden Widerspruch um so empfindlicher zeigte. Dann Marterer, der als Chef der Militärkanzlei des Kaisers sich zu nichts anderem berufen fühlte, „als die allerhöchsten Befehle widerstandslos zu befolgen, mochten sie auch noch so oft der Eingebung eines Augenblicks entsprungen sein“. Es ist wohl richtig, daß die Unzulänglichkeit Marterers und noch mehr seine absolute Höflingsnatur den jungen Kaiser schwer kompromittiert haben.

Aber was soll man erst von den Erzherzogen sagen, die nach alter dynastischer Sitte Armeekommanden erhielten, ohne daß sie imstande gewesen wären, auch nur eine Kompagnie zu führen. Aussenberg schildert in zwar sehr vorsichtiger, aber deshalb nicht minder eindrucksvoller Weise, wie der Erzherzog Peter Ferdinand in der Schlacht bei Komarow völlig versagte<sup>9)</sup>, indem er auf eigene Faust seine Truppen gerade in dem entscheidenden Moment zum Rückzug beorderte, als es galt, den um die Russen bereits gezogenen Ring zu schließen. Was nützt es aber, daß die Maßnahmen des Erzherzogs im Armeeeoberkommando „Ueberraschung“ und auch „hohen Unwillen“ hervorriefen. Ein Habsburger war ja ein geborener Heerführer! Dagegen ließ sich nichts tun!

Am ärgsten trieb es der Erzherzog Josef Ferdinand, der die Katastrophe bei Luck verschuldet hatte. Von ihm erzählt Nowak: „Er vergaß ganz, daß Krieg und Sterben keine Veranstaltung der Unterhaltung sei, er begann, Langeweile zu empfinden. Er unterbrach sie durch kleine musikalische Abende. Allmählich wurden sie zu einem kleinen Kabarett. Bei der Truppe wollte er gern volkstümlich sein. Er sah es gern, daß in den Schützengräben der fröhlichen Vierten Armee die Wiener Schrammeln aufspielten. Josef Ferdinand fraternisierte mit jedem Leutnant. Erzherzog und Leutnant zogen bei Wein und Bitherklang über die Generale her.“

„Sie schickten täglich vom Armeeeoberkommando ihre gelöffelte Weisheit herüber. Voran dieser Conrad, der von den Truppen im Felde verlangte, daß sie selbst in Kampfpausen exerzieren sollten... Die Witze schwirrten auf, kein General blieb ungeschoren. Die kacksten Witze machten schließlich die Leutnants, der Erzherzog lachte, der Stab lachte. Es war ein Kommando der Sorglosigkeit, wurde es immer mehr. Wenn Josef Ferdinand von Tafelrunden und Tafelfreuden ermüdet war, zog er auf Jagd hinaus, Jagd war ein fürstliches Vergnügen. Der Erzherzog teilte seinen Armeebereich in Jagdbezirke ein.“ (Seite 173.) ... Kein Wunder, daß die Vergnügungssucht des Erzherzogs und sein schlafes Wohlleben auf die Untergebenen abfärbte. Seine Generale waren im entscheidenden Augenblick wie er selbst. „Der Kommandant des zehnten Korps berichtete im entscheidenden Zeitpunkt trotz wiederholter Befehle nicht an die Armee. Das Armeekommando mußte ihn suchen lassen. Den Befehl zum Gegenangriff an bedrohter Stelle gab er unklar. Er verwässerte ihn. Er hatte nicht die Energie, den Befehl als Befehl weiterzugeben. Ein anderer General war in den Stunden der schwersten Gefechte nicht aufzu-

<sup>9)</sup> Aussenberg-Komarow, „Aus Oesterreich-Ungarns Teilnahme am Weltkrieg“. Ullstein-Verlag, Berlin 1920, Seite 198 bis 250.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

272

Die Männer der Katastrophe.

finden. Im Nervenchock war er davongegangen. Einen Tag lang ließ er seine Truppe ohne Führer. Unklarheit und Verwechslung über den gleichen Gegenstand, über gleiche Anordnungen herrschte bei den Stäben. Korpsbefehle und Divisionsbefehle widersprachen einander. Indes die Widersprüche aufgeklärt wurden, drangen die Russen weiter. Die Truppen glitten den Generalen aus der Hand, die Generale der Armeeführung. Niemand war der Situation gewachsen. Bei Truppe und Lenkern hatte die Moral gelitten. Aber der Geist der Truppe, die im ersten Augenblick zusammenbrach, der Geist der Generale, die alle Zucht verlernt hatten, war geschaffen und vorbereitet durch Josef Ferdinands Geist.“ (Seite 174 und 175.)

Noch einiger Habsburger sei hier Erwähnung getan, die, wenn auch nicht so sichtbarlich wie die zwei Vorangeführten, an den Mißerfolgen im Kriege auch ihr gerüttelt Maß von Schuld hatten. Cramon erzählt, daß die letzte Piaweschlacht im Jahre 1918 nicht zumindest dank des selbständigen, nur auf eigenen Ruhm bedachten Vorgehens der einzelnen Heereskommandanten zu einer so schweren Niederlage führte. Sowohl Boroevic als auch der Erzherzog Josef gingen auf eigene Faust vor und trugen durch ihre Undisziplin dazu bei, daß die Schlacht einen so unglückseligen Verlauf nahm.

Der Heldenruhm des Feldmarschalls Boroevic wird übrigens auch von General Krauß<sup>10)</sup> unbarmherzig zerpflückt. Dem Nachweis der absoluten Unfähigkeit dieses Heerführers, seiner Eitelkeit, seines Starrsinns und seiner Ideenlosigkeit sind viele Seiten des Kraußschen Buches gewidmet. Wenn es am Tsonzo eine Zeitlang gut ging — was Speichellecker dem Boroevic zugute schrieben — so geschah dies nach dem Urteil des Generals Krauß nicht durch „sondern trotz dieser Armeeführung“.

In Nowaks Buch wird auch noch von dem Erzherzog Leopold Salvator erzählt, der, weil ihm Conrad kein Kommando gab, schimpfend von Stab zu Stab zog, und unausgesetzt tätig war, nicht um seine Funktion als Artillerieinspektor auszufüllen, sondern um seinen Vorgesetzten in die Gasse zu zerren.

Auch der General Alfred Krauß weiß eine Fülle Details über das unmögliche System zu erzählen, das am Hofe Karl I. geübt wurde, und schließlich zur völligen Korruption der Armee führen mußte. Prinzen wurden mit höheren Truppenkommandos betraut, „obwohl sie ihre Unfähigkeit zum Truppenführer schon zur Genüge dargetan hatten. Es wurden mitunter sogar eigene Kommandos für sie geschaffen“. Hohe Aristokraten gelangten ohne jede Prüfung ihrer Eignung zu den höchsten Stellen. Ein Beispiel: „Im Jahre 1916 lernte ich den Herzog von Draganza als Oberst und Führer eines Maltejerzuges (!) kennen, im Frühjahr 1918 traf ich ihn als Feldmarschalleutnant und Kommandanten einer Kavalleriedivision<sup>10)</sup>.“

Diese Ausschnitte aus dem Bilde der österreichischen Generalität sind deutlich genug. Sie zeigen, daß ein Höflingsystem unmögliche Menschen an die höchsten Stellen warf, charaktervolle Leute verdrängt wurden, und daß die Generale, unter sich in ständiger Rivalität lebend, schließlich außerstande waren, ihre Aufgaben zu erfüllen.

<sup>10)</sup> Alfred Krauß, „Die Ursachen unserer Niederlage“. Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkrieg. Verlag Lehmann, München 1920.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die Männer der Katastrophe.

273

### Die Kaiser.

Die Gestalt Wilhelm II. entbehrt nicht eines Zuges tragischer Größe. Er hat, wie kein anderer, an sein Gottesgnadentum geglaubt. In seinem Gehirn spiegelte sich nicht die Welt, wie sie war, sondern die Welt, die er sich einbildete. Ein Hauch alter Ritterromantik belebte seine Handlungen; in theatralischer Pose, halb Held und halb Don Quichotte, verbrachte er sein Leben in einer einzigen großen Geste. Die Geste scheiterte an der Wirklichkeit, die Pose wurde lächerlich. In der Geschichte könnte Wilhelm II. mit dem Beinamen „der letzte Kaiser“, vielleicht noch besser mit dem „der letzte preußische Sunter“ weiterleben.

Czernin sagt nicht mit Unrecht, daß mindestens ebenso wie die Veranlagung des Kaisers seine höfische Umgebung an dem Gottesgnadenrausch schuldig geworden sei, der den von Haus nicht unbegabten Monarchen gefangen hielt. Die Sitten des Berliner Hofes waren auf plumpesten Byzantinismus gestimmt. „Der Kaiser konnte sagen oder tun, was er wollte: ob es richtig oder falsch war — er stieß auf begeisterte Bewunderung und Lob. Es fanden sich immer Menschen dutzendweise, welche ihm verhimmelnde Bewunderung darbrachten.“ Die höchsten Würdenträger nahen sich dem Kaiser nur mit den Zeichen größter Unterwürfigkeit, ja sie schämten sich nicht, ihm, nach irgendeinem erhaltenen Gnadenbeweis, die Hand zu küssen<sup>11)</sup>. Einem Kaiser von der Veranlagung Wilhelms II., von einer solchen Umgebung eingelulkt, konnte die Wirklichkeit gar nicht nahekommen. Alle, die mit ihm zu tun hatten, bestätigten, wie schwer es war, ihm auch nur eine unangenehme Nachricht beizubringen. Er war so eingesponnen in seinen Vorstellungen und seinen engen Kreis, daß er schließlich die Wirklichkeit gar nicht mehr sehen wollte. Als sein Thron so jämmerlich zerbrach, wird niemand im Deutschen Reiche erstaunter gewesen sein als Wilhelm II.

Anders der letzte Kaiser von Oesterreich, Karl I. Er war von Haus aus nicht für den Thron erzogen worden und konnte sich, solange Franz Ferdinand lebte, auch nicht als Thronerbe fühlen. Er war ein feicher Oberleutnant, von denen zwölf auf ein Duzend gingen: nur mittelmäßig begabt, haltlos, heiter, gutmütig, gewiß kein schlechter Mensch, aber alles eher denn eine Führernatur. Zur Regierung gelangt, benahm er sich ungefähr so wie ein armer Musikant, der das große Los gewonnen hat. Mit einem Male war er zum Größten berufen, der nie gewohnt war, selbst nur das Kleinste zu meistern.

In festen, guten Händen und in einer ruhigen Zeit wäre Karl I. kein schlechterer Monarch gewesen als irgendein anderer. Vielleicht etwas burlesker als der Durchschnitt — das hätten die Historiker für leutselig ausgegeben — vielleicht etwas jünger als der Durchschnitt — das hätten die Historiker mit einem leisen Hauch von Genialität zu verbrämen gesucht — aber alles in allem: Mittelmaß. Leider kam der junge Kaiser in eine schlechte Höflingsumgebung, und seine Regierungszeit war die Schicksalsstunde des Reiches. Da mußte er scheitern. Seine Sozialität wurde zur Verlegenheit, seine Unbedeutendheit zur Gefahr. Karl I. konnte zu keiner der großen Fragen unserer Zeit eine Beziehung gewinnen, denn er begriff sie kaum. Andere Fürsten hatten irgendeine Meinung, sie waren national oder fromm-konservativ. Karl I. war gar nichts. Er fühlte sich weder als Deutscher noch hatte er ein tieferes religiöses Gefühl. Es sind so viele Märchen während der Regierungszeit Karls und auch nachher gerade über das Innenleben des Kaisers erzählt worden, daß es sich wohl lohnt, einen so ruhigen Beobachter wie Gramon darüber zu hören. Gramon sagt: „Dem jungen Monarchen fehlte

<sup>11)</sup> Czernin, a. a. O., Seite 82.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

274

Die Männer der Katastrophe.

das Empfindungsleben eines deutschen Fürsten vollkommen. Er war in diesem Sinne weit mehr als sein Vorgänger auf dem Habsburgerthron ein richtiger Repräsentant seines Geschlechtes: er war weder Deutscher noch Slawe noch Magyare...“ „Er war im wahrsten Sinne des Wortes anational. Daß unter solchen Umständen das deutsche Bündnis für ihn eine Herzensangelegenheit hätte sein können, durfte man nicht voraussetzen. Die nichtdeutschen, dem Bündnis abgeneigten Völker der Monarchie, betrachtete der Kaiser in gewisser Hinsicht als Bundesgenossen in der Abwehr des ihm so unangenehmen reichsdeutschen Druckes. Wenn ihm gesagt wurde, Oesterreich-Ungarn wäre kein deutsches, sondern ein slawisches Reich, so hörte er das gar nicht ungern. Bot sich ihm dadurch doch die Möglichkeit, stärkere militärische und wirtschaftliche Bindungen abzuschneiden.“ (S. 150.)

Mit der Frömmigkeit des Kaisers, die klerikale Zeitungen den Gläubigen einreden möchten, stand es nicht anders. „Ich muß hier leider gestehen, daß ich der Frömmigkeit des Kaisers nur einen sehr bedingten Wert zuerkennen konnte. Es gab keinen Menschen, der in der Kirche die äußerlichen Gebräuche der katholischen Liturgie genauer einhielt, pflichtgemäßer niederkniete und peinlicher das Kreuzeszeichen machte — sich aber im übrigen in anscheinend un beobachteten Augenblicken so gelangweilt zeigte wie er. Für ihn war Frömmigkeit eine scheinbar rein äußerliche Sache, ein Vertrag auf Gegenseitigkeit, den er mit dem Herrn im Himmel abgeschlossen hatte. Man erzählte, daß er und die Kaiserin nach der Sixtus-Affäre monatelang täglich zur Beichte und zum heiligen Abendmahl gegangen sind. Dies würde ganz gut in das Bild passen, das ich mir vom religiösen Innenleben des Kaisers machen konnte.“ (Cramon, S. 162.)

Der General Alfred Krauß, der viel mit dem Kaiser zu tun hatte, schildert ihn so: „Der Kaiser war nicht von dem Ernst seines Berufes und der Zeit, in der er diesen antrat, erfüllt. Weder das Gefühl hoher, alles beherrschender Menschlichkeit noch die strenge, ernste Pflichterfüllung war als leitender Gedanke seines Tuns und Lassens erkennbar. Jede wirkliche Vertiefung fehlte. Er hielt sich nur an der Oberfläche, war mit spielerischen Neußerlichkeiten zufrieden, strebte nur nach Volkstümmlichkeit, nicht nach wirklicher Liebe des Volkes, und schwankte daher in der Auffassung wichtiger Erscheinungen und Ereignisse hin und her, bis meist die oberflächliche, leichte Beurteilung die Oberhand behielt<sup>12)</sup>).

Am meisten hat dem Kaiser seine geistige Haltlosigkeit geschadet. Er stand geistig völlig unter dem Einfluß der Frauen seines Hofes, insbesondere der Kaiserin. Sie war intellektuell die Stärkere und „verstand es, ihren Kopf durchzusetzen“. Der Kaiser durfte am Hofe keine bedeutenderen personellen Veränderungen vornehmen, ohne Bita zu fragen. Er durfte keine politische Entscheidung fällen, ohne ihr Votum eingeholt zu haben. Sie mischte sich in alles drein. Der Generalstabschef Arz erklärte zum Beispiel, als Deutschland in der Stunde höchster Gefahr sich an Oesterreich um Truppenhilfe nach Frankreich gewendet hatte, dem deutschen Militärbevollmächtigten, „daß der Kaiser sich in dieser Frage wohl erst mit seiner Gemahlin besprechen wollte“...<sup>13)</sup>

<sup>12)</sup> Krauß a. a. O., Seite 204.

<sup>13)</sup> Cramon, a. a. O., Seite 168.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Das Manifest der Reichenberger Linken.

275

Die Sixtus-Briefe waren ein weiterer Beweis der treulosen Schwäche und Lügenhaftigkeit, deren der Kaiser Karl unter dem Einfluß seiner Frau fähig war.

Der Kaiser versuchte sich mitunter zu wehren, indem er — flüchtete. Cramon meint, es sei durchaus nicht übertrieben, „wenn behauptet wurde, daß der Kaiser sozusagen flüchtig wurde“, um sich dem Einfluß der Kaiserin zu entziehen. Das erklärt seine zahlreichen Reisen!

Die Kaiserin Sita war alles eher denn eine Deutsche. Sie fühlte sich als Sproß eines italienisch-französischen Hauses, dem das Interesse ihres Hauses über alles ging. Was war, in dieser Perspektive gesehen, das deutsche Volk? Ein Fußschemel zur Macht! Die Politik wurde zur Zeit des Kaisers Karl in Oesterreich etwa eben so betrieben, wie am Hofe eines kleinen Duodezfürsten zur Zeit des lächelnden Kokoko.

Mit Reisen und prächtigen Schaustellungen, mit jubelnden Volksschören und politischem Theaterdonner, mit kleinen Intrigen und tausend persönlichen Affären verbrachte der Hof seine Zeit. Und das in einem Augenblick, in dem das Reich in allen Fugen frachte!

Der Operette folgte schließlich eine Intrigantenkomödie, ein Salonstück, in dem der Kaiser eine immer schlechtere Figur machte: Cramon schließt seine Schilderung mit den bitteren Worten:

„Kaiser Karl und seinen Leuten blieb es vorbehalten, dem Ausgang des Krieges jeden großen Zug zu nehmen und die Selbsterhaltung über die Bundestreue zu setzen. An die Stelle der einfachsten Bundesplicht trat der eigene Vorteil, an die Stelle des Willens zum Durchhalten und zum Siege das ewige Liebäugeln mit dem Frieden, das die eigene Kraft lähmt und die des Feindes zu immer neuer Anstrengung aufstachelt. Ich sage mit voller Absicht „liebäugeln“, denn bei Kaiser Karl und seinen willensschwachen Ratgebern klappte zwischen Wunsch und Tat, zwischen innerer Treulosigkeit und offenem Verrat ein Abgrund, den sie, an ihrem eigenen Mute zweifelnd, nicht zu überwinden wagten. Als die Not ringsum ihnen diesen Mut vorübergehend lieh, war der erhoffte Vorteil verpaßt und es blieb nur noch der Treubruch.“ (Seite 201.)

Dem Urteil dieses überzeugten Monarchisten braucht der Republikaner kein Wort hinzuzufügen und kein Wort wegzunehmen. Der Vorhang der Geschichte senkte sich beim Zusammenbruch des Habsburgerreiches über eine letzte Szene charakterloser Schwäche, die noch im Sterben unwürdig war.

DER KAMPF

Nr.: 10.13/11

TAG: November 1920

**Fritz Rager: Ein alldeutscher General in der  
Habsburger-Armee.**

Vor einigen Monaten hat der General der Infanterie Alfred Krauß sein Buch „Die Ursachen unserer Niederlage“ veröffentlicht, das nicht nur wegen der Person des Autors, sondern ebenso wegen seiner sachlichen Qualitäten berechtigtes Aufsehen erregt hat. Krauß war vor dem Kriege Kommandant der Kriegsschule, das ist des Ausbildungsinstituts für den österreichischen Generalstab. Er gehörte zu jenen Offizieren, die sich von Anfang an des wirtschaftlichen Charakters des herannahenden Krieges bewußt waren und dieser Ueberzeugung in ihren Vorschlägen und Plänen stets Ausdruck verliehen. Er geriet aus diesem Grunde und weil er als „Strategie“ zum „Taktiker“ Conrad von Haus aus in Gegensatz kam, mit dem „Chef“ in wiederholte sachliche Meinungskonflikte, galt aber gleichwohl stets mit Recht, und zwar auch bei Conrad als hervorragender militärischer Fachmann. Aber auch als Historiker hat sich Krauß schon vor dem Kriege durch sein „Ulm“ einen Namen gemacht, in dem er den Fall der Kapitulation des österreichischen Generals Mack in den napoleonischen Kriegen im Jahre 1805 zu prinzipieller Bedeutung erhob und zum Gegenstand heftiger Kritik an österreichischer Regierung- und Kriegsführungsmacht machte. Seit jener Publikation galt Krauß als Oesterreicherfeind, als „Preuze“ und „Theoretiker“, ohne daß man doch in dem an Führerpersönlichkeiten armen österreichischen Offizierskorps des begabten Mannes entraten konnte. Gleich zu Beginn des Weltkrieges war Krauß an der serbischen Front tätig, schlug die serbische Timokdivision bei Mitrowiza an der Save vernichtend, wurde später nach der Botiorek-Katastrophe Generalstabchef des Erzherzogs Eugen, nahm dann als Kommandant einer Armeegruppe am Durchbruch der italienischen Front bei Karfiet teil und erhielt am Schlusse des Krieges die Aufgabe, als Militärgouverneur der besetzten Ukraine den Lebensmittelpport aus diesem reichen Produktionsgebiet zu organisieren, nachdem er schon vorher wiederholt vom jungen Kaiser Karl zu verschiedenen wirtschaftspolitischen Spezialmissionen verwendet worden war. Diese Kriegsdienstleistung des Generals soll hier nur erwähnt werden, um erkennen zu lassen, daß Krauß, wie kaum ein zweiter General, alle Phasen des österreichischen Krieges in leitender Stellung miterlebte, in das Getriebe und die Intrigen der österreichischen Befehlsstelle einen umfassenden Einblick nehmen konnte und so auf Grund seiner Erfahrung und seiner Fähigkeiten zur Abgabe eines ernsten Urteils über das Heer und den Staat der Habsburger zweifellos hervorragend berufen ist. Dieses Urteil hat Krauß, wie gesagt, in seinem zu Beginn des Jahres 1920 mit dem Untertitel „Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkriege“ versehenen Werke, „Die Ursachen unserer Niederlage“, mit vorbildlicher Schärfe abgegeben. Seither ist nun dieser Offizier aus der Stille seines Pensionistendaseins in die Öffentlichkeit zurückgekehrt, in der er innerhalb Deutschösterreichs eine vielbeachtete, an Bedeutung zunehmende politische und publizistische Rolle spielt. Diese Tätigkeit setzte mit der Veröffentlichung von Flugblättern ein, in denen er den Standpunkt vertrat, daß der dem österreichischen Kaiser geleistete Eid der Offiziere auf jeden Fall erloschen sei. Zu dieser Tat, die die heftigsten Angriffe aus dem großen monarchistischen Offizierslager gegen Krauß auslöste, wurde er nicht so sehr durch seinen Drang zum republikanischen Bekenntnis, als vielmehr durch seine niemals verleugnete und jetzt stark zum Durchbruch gelangende deutschnationale Gesinnung.

<sup>1)</sup> Marr: „Kapital“, II. Seite 84.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

426

Ein alldeutscher General in der Habsburger-Armee.

nung bestimmt. In der Folge bildete sich ein Nationalverband der deutschösterreichischen Offiziere unter seiner Führung, eine deutschnationale Offiziersliga, die eine Zeitschrift, „Der Anschluß“, herausgibt, für den Zusammenschluß Oesterreichs mit dem Deutschen Reich im Rahmen der großdeutschen Partei Propaganda treibt und in dem politisch nie sehr jattelfesten österreichischen Offizierskorps wachsenden Anhang findet. Als Gegengewicht gegen die schwarzgelbe Richtung der Legitimisten ohne Frage lebhaft zu begrüßen, birgt doch die neue Bewegung Gefahren in sich, die nicht zu gering veranschlagt werden sollten, wie ein Ueberblick über die im Kraußschen Werk entwickelten Gedankengänge zu zeigen vermag. Denn Krauß ist und bleibt ein österreichischer Ludendorff, freilich im österreichischen Format und ohne jemals zur weltumspannenden Wirkungsmöglichkeit seines preußischen Vorbildes gelangt zu sein. Das Motto seines Buches lautet: „An das deutsche Volk! Dir, deutsches Volk, gewidmet von einem deiner Söhne, die obwohl im Raume angrenzend, doch von dir getrennt sind. Erkenne dich selbst, deutsches Volk, und du wirst den Willen und die Kraft haben, alle Deutschen zu vereinigen und damit den Weg zu deiner Größe betreten.“

Wie Ludendorff ist auch er von der Verderblichkeit und Kriegsuntauglichkeit des österreichischen Systems im Tieffsten überzeugt, vom heftigsten Mißtrauen gegen die habsburgische Dynastie, besonders gegen ihren letzten Repräsentanten erfüllt, in dessen Wankelmuth und Unzuverlässigkeit er eine nicht geringe Ursache des Unterganges sieht. Freilich drängt sich hier, wie so häufig, bei diesen Selbstanklagen der Gedanke auf: „... spottet seiner selbst und weiß nicht, wie“. Denn Krauß war es ja, der als Kommandant der Kriegsschule den ganzen Nachwuchs des österreichischen Generalstabes auszubilden hatte. Dennoch wäre es ungerecht, seine Darstellung als eine der in Oesterreich landesüblichen Selbstverfälschungen anzusehen. Dazu steht sie zweifellos zu hoch und trägt zu sehr den Charakter ernster kriegsgeschichtlicher Forschung. Und eben wegen dieses gebührenden Gewichtes von Krauß' Autorität ist der zwingende Schluß gerechtfertigt, daß dieses unzulänglich gerüstete, mangelhaft — und an anderen Stellen wieder überorganisierte Oesterreich mit seiner schwankenden Dynastie und seinem unnatürlich zusammengeschweißten Massenheer diesen Krieg nie führen und nie gewinnen konnte, daß der endliche Niederbruch das natürliche Ergebnis des echt österreichischen Staats- und Heeresystems und nicht etwa die Folge von Verrat und Rebellion war.

Es kommt hier nicht auf die Kritik im einzelnen an, die der Autor an den operativen Maßnahmen der österreichischen Heeresleitung während des Weltkrieges übte. Nur zur Veranschaulichung des sicherlich nicht kleinlichen Ideenganges Krauß' sei etwa auf folgendes verwiesen: Den serbischen Angriffsplan des Armeekorpskommandos über die Drina und durch die Maewa hielt er stets für zerplitternd, zeit- und kraustraubend und selbst im Falle des Erfolges wegen der Nachschubschwierigkeiten und Ressourcenarmut des Landes für aussichtslos und gefährlich; nur die klare und einfache Linie: Donauübergang-Belgrad-Kragujevac schien ihm seit jeher günstig, und Madensens Zug hat ihm recht gegeben. Im Norden erklärt er die von den Offiziösen viel bejubelte Aktion Daniks bei Krasnik für eine ohne Rücksicht auf das strategische Ganze der Front unternommene „Offensive ins Blaue“; die gleichfalls vielgerühmte und als eine der hervorragendsten österreichischen Kriegisleistungen ausposaunte Verteidigung des Karst durch Borojević verurteilt er und weist diesem Strategen insbesondere auch im Zuge der Karstreiter Offensive verhängnisvolle Verstöße nach, die die entscheidende Ausnützung jenes Sieges und damit möglicherweise die Abkürzung des ganzen italienischen Krieges verhindert haben.

Es ist für uns, die wir verurteilt sind, die Fehler des habsburgischen Systems nunmehr schauernd am eigenen Leibe zu büßen, doppelt wertvoll, diese Erkenntnisse von sachlich einwandfreier Seite ausgesprochen zu hören.

Gleichwohl bliebe das Bild des fähigen Mannes, der Krauß ohne Frage ist, unvollständig, wollte man außer acht lassen, daß seine ganze Geistesrichtung im Banne der Ludendorffschen Auffassung von der Allmacht der Gewalt steht. Seine theoretischen Auseinandersetzungen am Beginne seines Buches beweisen es, die sich als Variationen des Clausewitzschen Satzes erweisen: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.“ Die an anderer Stelle zum Ausdruck gebrachte Meinung beweist es, deren eigentlicher Sinn in der Behauptung liegt,

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Kundschau.

429

daß jeder Staat einen Zweck haben müsse, und daß dieser Zweck sich in Aktivität — das ist militärisch in Eroberungen — äußern müsse. Kommentiert er doch den alten lateinischen Spruch so: „Willst du den Frieden, bereite den Krieg vor — und führe ihn rechtzeitig herbei.“

So sehr wir aber in Deutschösterreich den Anschluß ans Deutsche Reich als die einzige Rettung aus dem politischen und wirtschaftlichen Chaos ansehen müssen, dem wir sonst rettungslos verfallen, so sehr müssen wir zugleich stets wachsam sein gegenüber der Möglichkeit, daß Ludendorffscher Geist im Norden von Ludendorffschen Geist in Süden gestärkt und ergänzt werde.

Treibt doch Krauß beispielsweise in seinem Flugblatt „Die Bauern und die Armee“ schärfste Propaganda gegen das österreichische Söldnerheer und für — nicht etwa eine demokratische Miliz, wie sie dem Geist der Zeit entsprechen würde — sondern für die alte, in Stadt und Land, bei Bauer und Proletarier, gleich verhaßte Zwangsar mee, von der er nicht nur die Sicherung von Ordnung und Gesezlichkeit, sondern auch Hebung der wirtschaftlichen Lage, Herabdrückung der Kriminalität erhofft und die er auch der Entente zum Troz durchsetzen möchte. Es ist bedenklichster alldeutscher Revanchegeist von ausgeprochen reaktionärer Prägung, der aus dieser Forderung hervorleuchtet. Und in den gegenwärtigen Annäherungsversuchen Krauß' an die Sozialdemokraten vermag man so nichts zu erblicken, als die österreichische Spielart des deutschen Nationalbolschewismus.

WANNEN  
07. 11. 1921  
94. 53 Weltkriege I  
329 H. P. G. - P. 1921

## Warum die Presse im Weltkrieg versagte

von Heinrich Kanner

Mit Recht schreibt man der Presse der Mittelmächte eine gewisse Mitschuld am Ausbruch des Weltkriegs zu. Denn fast ohne Ausnahme hat die deutsche, die deutsch-österreichische und die magyarische Presse in den kritischen Tagen des Monats Juli 1914 die provokatorische, kriegentzündende Politik der österreichisch-ungarischen Regierung gegen Serbien und Rußland unterstützt, bejubelt oder mindestens — in den sozialdemokratischen Blättern — durch eine unerwartet milde Beurteilung oder gar durch Stillschweigen ermuntert. Die Beweggründe der magyarischen Presse liegen ganz klar zutage: die Magyaren sahen in den Serben die Totengräber ihrer nationalen Unterdrückungspolitik. Was aber ging Serbien die deutsche und die deutsch-österreichische Presse an? Die Deutschen in Ungarn hatten es nicht viel besser als die andern nichtmagyarischen Völker, und wenn sich schon die deutsche und die deutsch-österreichische Presse — von der alldutschen abgesehen — aus politischen Gründen jeder Einmischung in die nationalen Kämpfe des Reiches der Stefanskronen enthielt, so mußte sie doch umso entschlossener von ihrer Freiheit Gebrauch machen in dem Augenblick, wo es galt, die kriegshetzerische Politik des wiener Kabinetts durch Kritik und Opposition zu durchkreuzen.

Warum hat sie das Gegenteil getan?

Auf diese Frage möchte ich mit der Erzählung eines lehrreichen Erlebnisses antworten.

Seit vielen Jahren hatte ich in Opposition zu der Politik des k. u. k. Ministeriums des Aeußern gestanden. Die Verhältnisse erlaubten mir diese Freiheit. Als nun mit dem Ausbruch des Krieges die Kriegszensur eingeführt und die Presse vollständig unter das Diktat der Aemter gestellt wurde, lud eines Tages der damals allmächtige Pressechef des k. u. k. Ministeriums des Aeußern, Herr v. Montlong, einer der ärgsten Kriegshetzer des Ballplatzes, mich und meinen Kollegen, den Mitherausgeber der „Zeit“, Professor Singer, ad audiendum verbum zu sich vor, um uns seine Mißbilligung unumwunden auszusprechen. Im Namen des hohen Amtes, dem er diente, entwickelte er uns bei dieser Gelegenheit seine allgemeinen presspolitischen Anschauungen, ohne zunächst etwa auf den Krieg und die besondern Umstände dieser Zeit Bezug zu nehmen. Er sagte, er sei gewiß ein Freund der Presse und der Preßfreiheit und wisse die Nützlichkeit, Notwendigkeit, ja Unentbehrlichkeit der öffentlichen Kritik sehr wohl zu schätzen — aber nur in der innern Politik sei sie am Platze. Denn hier könne der Journalist das Feld übersehen. Ganz anders lägen die Dinge in der äußern Politik. Der außerhalb des Amtes Stehende könne, da ihm die amtlichen Quellen verschlossen seien, sich garnicht über die wirklichen Vorgänge, über die Motive und Absichten des handelnden Staatsmannes ausreichend unterrichten, denn diese würden — auch in Friedenszeiten — geheim gehalten und müßten es im höchsten Interesse des Staates bleiben. Deswegen sei der Journalist garnicht

fähig, an der Politik des Ministers des Aeußern zutreffende Kritik zu üben. Das sei überdies nicht seine Aufgabe. Durch Kritik könne er in der äußern Politik nichts nützen, nur die Stellung des eignen Ministers nach außen schwächen und dem Ausland, den Gegnern also, dienen. Pflicht des Journalisten wie jedes Staatsbürgers sei daher, unter allen Umständen die Politik des Ministers des Aeußern zu unterstützen. In diesem Ressort dürte es keinen Unterschied zwischen offiziösen und oppositionellen Blättern geben. Alle Zeitungen hätten „offiziös“ zu sein, und eine oppositionelle Haltung in der äußern Politik sei mit Rücksicht auf die dadurch gefährdeten, dem Journalisten vielleicht garnicht sichtbaren Interessen der nackte Landesverrat.

Herr v. Montlong war ein viel zu unbedeutender Kopf, als daß diese oder irgendeine andre Idee seinem Gehirn entsprungen wäre. Und auch seine Chefs wie seine Vorgänger am Ballplatz hatten sich in allgemein politischen Fragen wie dieser das selbständige Denken schon seit einer Generation abgewöhnt. Sie waren in die so erfolgreiche berliner Schule gegangen, und aus Berlin stammte auch die von Herrn v. Montlong vorgetragene Lehre von dem Landesverrat, der durch Kritik an der äußern Politik verübt wird, und von der höhern Weisheit, die das Amtsgeheimnis den leitenden Staatsmännern sichert. Wer aber war ihr Urheber? Wer hat die letzte und vorletzte Generation so mächtig beeinflußt, daß er sie in eine solche Irrlehre auf Jahrzehnte bannen konnte? Kein Andrer wäre dazu fähig gewesen als der einzige Bismarck, und was Herr v. Montlong uns zwei armen Sündern von der Journalistik vorhielt, waren, nur in vulgärerer, platterer Form, dieselben Argumente ad hominem, mit denen einst der große Reichskanzler die Männer abführte, die im und am Heiligtum seiner äußern Politik herumkritisierten. Bismarck hat solchermassen, gestützt auf seine überwältigenden diplomatischen Erfolge, an den stärksten nichtbeamteten politischen Intelligenzen des deutschen Volkes ein Exempel statuirt, das auf Zeitgenossen wie Nachfahren abschreckend wirkte bis in unsre Aera. Er hat verstanden, in der Auffassung des deutschen Volkes, wenigstens was das äußere Ressort betrifft, den Satz des andern Kanzlers, Oxenstjernas, in sein Gegenteil zu verkehren und dem deutschen Volk den Glauben einzutrichtern, daß die Welt von der Wilhelm-Straße aus mit einer Summe von Weisheit regiert werde, die von nichtamtlicher Seite auch nicht um ein Tröpfchen vermehrt werden könnte. Und das Alles mit Berufung nicht allein auf seine diplomatische Erfahrung, die sicherlich Niemand dem ersten Reichskanzler bestreiten wird, die er aber seinen Nachfolgern nicht vererbte, sondern hauptsächlich auf die nur dem leitenden Staatsmann bekannten Amtsgeheimnisse, wie sie jeder Beliebige erbt, dem Gott oder der Gottbegnadete das Amt gibt. Bismarck führte die zünftlerischen Abschließungs-ideen des Spezialistentums in die äußere Politik ein. So kam es, daß fortan die höhern Intelligenzen des deutschen Volkes ein Gebiet mieden, auf dem sie doch nur als Laien geringgeschätzt wurden, und die so grundwichtige Kritik der äußern Politik, in der sich bei freien Völkern die Besten betätigen, den Berufspoli-

..: TAG:

tikern in Parlament und Presse überließen. Auch die wieder hatte Bismarck dem deutschen Volk verächtlich gemacht. Deren harmlose Kritik wurde als eine Art Zeitvertreib, als bedeutungsloses parlamentarisches oder journalistisches „Gewäsch“ in verhältnismäßig ungefährlichen Zeiten geduldet, wäre aber in entscheidenden Momenten wie im Juli 1914 von der allgemeinen Entrüstung niedergeschrien worden.

Bei dem großen Kanzler habe ich mich also für die beschämende Lektion zu bedanken, die ich mir von seinem kleinen Nachbeter am Ballplatz anhören mußte. Bei ihm — was weit wichtiger ist — hat sich aber auch das deutsche Volk zu bedanken, wenn ihm im verhängnisvollsten Augenblick, da die Weisheit der Wilhelm-Straße nicht mehr aus weltbewegender diplomatischer Erfahrung, sondern nur noch aus dem leeren Amtsgeheimnis ihre Kraft schöpfte, aus den Reihen seiner geistigen Führer statt kritischer Warner bellende, den Feind anbellende Hurra-Schreier erstanden und wie die getreuen Hunde hinter dem Staatswagen einherliefen, der einst den großen Kanzler zum Triumph geführt hatte.

Unter ihnen und hinter ihnen waren natürlich die Herren von der Presse. Ich bedaure, dies von meinen Kollegen sagen zu müssen, aber — zu ihrem Trost —; auch größere waren ja mit von der Partie. Die Presse ist am Ausbruch des Weltkrieges mitschuldig. Nur wäre es unrecht, ihre auf allen Gebieten des Geistes hervorragenden Mitläufer, unrecht zumal, den hohen Urheber der Mitschuld ihrer Aller zu vergessen.

DIE WELTBÜHNE (Berlin)

Nr.: 50 TAG: 15. 12. 1921

VANNER

WENDEL

329 S. P. Ö.

94 53

Herrn

Herrmann

Wendel

Wettweg I

Heinrich Kanner. Sie schreiben mir: „Herr Herrmann Wendel, der mich in Nummer 45 der ‚Weltbühne‘ stellt, geht von der unrichtigen Behauptung aus, ich hätte in meinem Artikel der Nummer 43 die deutsche sozialdemokratische Presse beschuldigt, daß sie im Juli 1914 ‚einhellig die Weltbrandstifter der Hofburg ermuntert habe‘, und bemüht sich, durch Zitierung seiner damaligen Artikel mich zu widerlegen. In meinem Artikel der Nummer 43 ist die sozialdemokratische Presse nur in einer kurzen Parenthese gestreift, und von einer Einhelligkeit der sozialdemokratischen Presse habe ich gar nicht gesprochen. Im Gegenteil. Was ich der sozialdemokratischen Presse vorzuwerfen habe, ist grade, daß sie im Juli 1914 nicht einmütig war. Ein Teil der sozialdemokratischen Presse schrieb damals allerdings contra — so auch Herr Wendel —, ein anderer Teil aber pro, ein Teil ‚serbenfreundlich‘, wie man es damals zu nennen beliebte, der andere Teil ‚oesterreichfreundlich‘. Ich weiß nicht, ob Herr Professor Carl Grünberg, der in seinem Buche: ‚Die Internationale und der Weltkrieg‘ einen der Artikel des Herrn Wendel der Vergessenheit entrissen hat, dort auch einen Artikel der entgegengesetzten Tendenz aus der sozialdemokratischen Presse für die Nachwelt aufbewahrt hat. Ich muß deswegen, da ich von Herrn Wendel herausgefordert bin, wenigstens einen dieser vielen Artikel hier zitieren, der für unsre Frage deswegen besonders wertvoll ist, weil er eine treffende Charakteristik der zwiespältigen Haltung der sozialdemokratischen Presse im Juli 1914 gibt. Ich entnehme den Artikel einem der angesehensten wissenschaftlichen ‚Organe der Partei, den ‚Sozialistischen Monatsheften‘. In der Nummer vom sechzehnten Juli 1914 schreibt Herr Ludwig Quessel im Eingang seines Artikels: ‚Serbia irredenta‘: daß ein gewisses Schwanken, eine fühlbare Unsicherheit das Kennzeichen fast aller Artikel (der deutschen sozialdemokratischen Presse) bildet, die sich mit den Motiven des nationalistischen Verbrechens (von Serajevo) befassen. Das war eben der Fehler der deutschen sozialdemokratischen Presse. Durch ihr Schwanken, durch ihre Unsicherheit, durch ihre geteilte Meinung hat sie im Juli 1914 die wiener Kriegshetzer — gewiß ohne es zu wollen — ermuntert. Denn diese konnten sich danach sagen, daß sie im Kriegsfall von der stärksten und für sie damals gefährlichsten Partei Deutschlands, die aber in diesem Fall gespalten und unsicher war, keinen ersten, ausdauernden und geschlossenen Widerstand zu befürchten haben würden. Darin haben sie sich auch nicht geirrt. Als es anfangs August 1914 mit dem Krieg ernst wurde, trat die deutsche sozialdemokratische Presse einhellig für die Unterstützung des Krieges ein. Selbst in den beiden Blättern, die noch im Juli 1914 die ‚serbenfreundlichen‘ Artikel des Herrn Wendel abgedruckt hatten, im ‚Vorwärts‘ und in der ‚Neuen Zeit‘, wurde nun der andere Ton angeschlagen und auf diese Weise Herr Wendel desavouiert. Das Ergebnis war, daß die deutsche sozialdemokratische Presse im Juli 1914 durch ihre Zwiespältigkeit, im August 1914 durch ihre Einhelligkeit zur Unterstützung der wiener Kriegspläne das ihrige beigetragen hat. Für mich als Kriegsgegner, der ich es von allem Anfang an war und bis zum Schluß geblieben bin, folgt daraus, daß die deutsche sozialdemokratische Presse versagt hat, im Juli wie im August 1914. Das und nicht mehr habe ich in meinem Artikel behauptet, in dem es sich um die Presse der Mittelmächte im allgemeinen handelte. Wenn aber Herr Wendel das perverse Gelüst anwandelt, über die sozialdemokratische Presse im besondern etwas zu hören, so muß ich hinzufügen, daß die sozialdemokratische deutsche Presse beim Ausbruch des Weltkriegs noch mehr versagt hat als die bürgerliche. Hier im Rahmen einer ‚Antwort‘ kann ich diesen Gegenstand nicht ausführlicher erörtern. Wer sich dafür interessiert, den verweise ich auf das Kapitel: ‚Wie die Kriegsstimmung erzeugt wurde‘ in meinem eben erschienenen Buche: ‚Kaiserliche Katastrophenpolitik‘ (bei E. P. Tal & Co. zu Wien). Aus diesem Kapitel kann auch Herr Wendel ersehen, daß ich durchaus nicht in der Stimmung bin, seinen etwas voreiligen Rat zu befolgen und ‚in mich zu gehen‘. Diesen Rat soll er lieber jenen seiner Kollegen in der sozialdemokratischen Presse erteilen, die vorn und im Weltkrieg so ganz versagt haben.“

DER KAMPF

Nr.: 1g. 15/6

TAG: Juni 1922

**Friedrich Ansterlitz: Schuld und Alleinschuld am Weltkrieg.**

I.

Psychologisch läßt sich der Lärm, der in der deutschen Presse über das Urteil in dem Ehrenbeleidigungsprozeß angehoben hat, den Felix Fischenbach, Kurt Eisners Sekretär, gegen sechs bayrische Zeitungen angestrengt hatte, immerhin begreifen. Der Versailler Friedensvertrag, alles andere denn ein Vertrag, lastet schwer auf dem deutschen Volke, und da er seine Berechtigung davon ableiten will, daß Deutschland „den Krieg gewollt und entfesselt habe“, so muß sich der Wunsch einstellen, auf keinen Beweis zu verzichten, daß Deutschland den Weltkrieg nicht gewollt, ihn, im Gegensatz zu den Behauptungen der Entente, die ja auch in dem Friedensvertrag niedergelegt sind, weder „bewußt“ noch „überlegt“ herbeigeführt habe. Das mag es erklären, daß an der Legende von der „aufgedeckten Fälschung“ diesmal auch Zeitungen mitwirken, von denen sonst mehr Besonnenheit und auch mehr Gerechtigkeit dargetan wird. Man könnte die aufgebotenen Gelehrten, von denen nicht wenige an die berühmte oder berüchtigte Erklärung der Dreiundneunzig zu Beginn des Krieges erinnern, gewähren lassen, wenn dieser allerneueste Beweis für die Unschuld der deutschen Machthaber nicht mit einer infamen Schmähung des toten Revolutionärs verbunden wäre. Schon deshalb ist eine unbeugsame Kritik des Münchner Prozesses, der in dem aufgedonnerten Entzücken der Zeitungen die würdige Fortsetzung gefunden hat, dringend geboten. Dabei wird sich auch herausstellen, daß der deutschen Sache dieser Feldzug gegen den ermordeten Eisner am wenigsten frommt.

Vor allem ist nichts lächerlicher als die U b e r r a s c h u n g, die über die Münchner „Feststellungen“ geäußert wird. Überrascht könnte man von der Gerichtsverhandlung natürlich nur sein, wenn dabei etwas herausgekommen wäre, das man bis dahin nicht gewußt hatte; davon ist aber keine Rede. Denn da man die Dokumente, die Eisner am 24. November 1918 im Auszug veröffentlicht hat, seither schon im Wortlaut kennt, seit zweieinhalb Jahren kennt, und nicht bloß die kennt, von denen Eisner einen Auszug gegeben hat, sondern sie alle kennt, die von der bayrischen Gesandtschaft in Berlin an das bayrische Ministerium des Außern nach München in dem ganzen Schicksalsmonat (2. Juli bis 5. August 1914) geschickt worden sind, so hat klärlicherweise der Münchner Prozeß aber schon gar nichts Neues gebracht, kann also einleuchtenderweise auch kein Anlaß sein, sich derart überrascht zu gebärden, wie es nun geradezu die gesamte bürgerliche Presse, im Reich und bei uns, tut. Ob es eine Fälschung war, daß Eisner die drei Berichte, die er in seiner Veröffentlichung aufnahm, gekürzt hat, mag wichtig sein zur Beurteilung von Eisners Charakter; aber daß die „Feststellung“, ob nun durch „Sachverständige“ oder durch das Gericht, diese Kürzung sei eine Fälschung, zur Beantwortung der Frage nach der Schuld am Kriege nicht s N e u e s beizutragen vermag, da alles das, was da festgestellt wurde (nämlich die Kürzung), seit zweieinhalb Jahren restlos bekannt war, das ist doch absolut klar. Wenn sie sich also überrascht stellen, wenn sie sich gebärden, als sei in dem Prozeß über die Schuldfrage etwas hervorgekommen, was ganz unbekannt gewesen sei, so

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

162

Schuld und Alleinschuld am Weltkrieg.

schwindeln sie; und das ist schon der erste und ein großer Fehler. Denn wenn man einen Beweis, den man gegen die verstockte Entente führen will, mit einer Täuschung anhebt, so macht man ihr nur das Entkräften leicht.

Dieser Vorbehalt muß insbesondere gegen die famosen Gelehrten gemacht werden, die in München aufgetreten und die bei dem Entzücken über die „überraschende und unerwartete Feststellung“, die in dem Prozeß gelungen sei, nun die Chorführer sind. Vor allem soll mit der nötigen Deutlichkeit gesagt werden, daß die Bereitwilligkeit und Bereitschaft zu diesem „Gutachten“ eine höchst zweifelhafte Sache ist. Unter Fälsche n versteht man im Deutschen die bewußte Entstellung eines Sachverhaltes, das planmäßige Verdrehen seines wirklichen Sinnes; die Fälschung schließt den bösen Voratz ein. Angenommen es wäre so, wie es die Gelehrten behaupten, daß nämlich durch das Auslassen einiger Stellen, also in der Eisnerschen gekürzten Wiedergabe, der Sinn der betreffenden Berichte nicht hervorgerufen, der ursprüngliche also verkrümmert sei: auch dann ist noch lange nicht dargetan, daß Eisner die durch die Kürzung (angeblich) hervorbrachte Entstellung b e a b s i c h t i g t, also bewußt herbeigeführt habe; was e r s t u n d a l l e i n die Achtung seiner Veröffentlichung als Fälschung zuließe. Es könnte doch auch Unverständnis gewesen sein: daß ihm die Bedeutung der Kürzungen nicht zum Bewußtsein gekommen sei, daß er dessen gar nicht inne geworden, daß die Auslassungen den Sinn des Berichtes beeinträchtigen. Man könnte ihm dann die Fähigkeit als Staatsmann bestreiten; aber Fälschung und Fälscher? Denn auch die Auslegung, Eisner habe die gewissen Stellen des Berichtes deshalb weggelassen, „weil er sich in die Vorstellung hineingedacht habe, daß die deutsche Regierung wirklich absichtlich und mutwällig den Weltkrieg entzündet habe“ (Hans Delbrück), und er habe, um das Schuldbekenntnis, von dem er hoffte, daß es auf die Feinde den besten Eindruck machen werde, reslos zu liefern, einige Berichte der bayrischen Gesandtschaft „derart verstümmelt herausgegeben, daß der Anschein erweckt wurde, als ob seine Auffassung damit dokumentarisch belegt sei“, wonach ihm zugebilligt wird, daß er „nach seiner Vorstellung etwas Gutes erreichen wollte“, auch das ist nur eine H y p o t h e s e (und eine recht törichte dazu); denn was man t a t s ä c h l i c h sieht, ist nur die Auslassung; über die B e w e g u n g des Auslassens und Kürzens wissen wir nichts. Die Toten schweigen; wer aber das Schweigen Eisners, zu dem ihn die Kugel des gräßlichen Mörders verurteilt hat, benützt, um ihm schmählische Motive zuzuschreiben, begeht eine Infamie, woran sich gar nichts ändert, daß er damit „nach seiner Vorstellung etwas Gutes erreichen will“, nämlich die Lüge entkräften, daß Deutschland den Krieg bewußt und überlegt herbeigeführt habe. Nur Eisner mag viele Fehler gehabt haben, aber Mangel an Liebe zur Wahrheit war unter ihnen nicht. Im Gegenteil, er hat die Wahrheit so geliebt, daß er ihr immer gehorcht hat, daß er selbst den Vorwurf der Inkonsequenz nicht scheute, lieber da stand als ein Mann, der seine Anschauung wechselt, als daß er eine Anschauung unterdrückt hätte, zu der ihn sein Gewissen anrief. So stand er zu Beginn des Krieges, als er der Legende, mit der die Monarchen und Diplomaten der Zentralmächte den Krieg gegen die Wahrheit eröffnet hatten: daß nämlich Deutschland von der Entente überfallen sei, glaubte und vertraute — weil sie damals eben niemand durchschauen konnte — zu Deutschlands Krieg, war ein begeisterter Verkünder seiner Sache. Als die Legende zerflatterte, als die Wahrheit, allen hermetischen Absperrungen zum Trotz, durchzusichern begann, änderte er sein Urteil, und was man ihm als Inkonsequenz auslegen wollte, war nur seine Treue zur Wahrheit; immer verkündete er, ob er auch seinen Ruf gefährdete, was er als Wahrheit erkannte. Deshalb ist die Vorstellung des Professors Delbrück, Eisner habe die Berichte, die er herausgegeben hat, zu einem Zwecke, den er für gut hielt, a b s i c h t l i c h verstümmelt, eine Vorstellung, die vor allem

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Eisners Charakter gröblich verkennt. Und daß sich diese Vorstellung als ein „Gutachten“ ausgibt, ändert selbstverständlich nichts daran, daß sie eine höchstpersönliche Hypothese des Gutachters ist. Also ergibt sich gegenüber allen diesen Gelehrten der Schluß, daß sie, wenn sie es so ansahen, berechtigt gewesen sind, zu erklären, daß mit der Kürzung der Berichte der eigentliche Sinn der Berichte ungenau und ungetreu wiedergegeben wird, so ungenau, daß er sich ins Gegenteil verkehrt (Gelehrte können ja alles meinen), aber nur von einer Fälschung durften sie nicht sprechen. Auch dann nicht, wenn sie mit dieser „Feststellung“ etwas Gutes, nämlich die Reinwaschung der deutschen Politik von einem ungerechten Urteil, erreichen wollten.

Aber diese Gelehrten, die da aufgetreten sind, wären auch ernstlich zu fragen, wo sie denn die zweieinhalb Jahre gesteckt haben. Denn wenn sich aus der Tatsache, daß Eisner die Berichte damals nur gekürzt und „verstümmelt“ veröffentlicht habe; so daß der Entente auf der Vorfriedenskonferenz nur die „Fälschung“ vorgelegen ist, weshalb sie die Eisnersche Veröffentlichung gegen Deutschland ausnützen konnte, die Folgerungen ableiten ließen, mit denen sich die Gelehrten jetzt so selbstgefällig brüsten: so hätte die Entlarvung des Gebrauchs, den die Entente von der „Fälschung“ gemacht hat, schon längst anheben können und könnte längst vollzogen sein — denn da die Berichte der bayerischen Gesandtschaft seit zweieinhalb Jahren in der amtlichen Dokumentensammlung, die Karl Rautsch besorgt hat, restlos vorliegen, so war es seit zweieinhalb Jahren auch bekannt, daß Eisner gekürzt und „verstümmelt“ habe; warum haben es die deutschen Gelehrten unterlassen, diese Tatsache, von der sie nun gackern, daß sie geeignet sei, das ganze Gebäude des Versailler Friedensvertrages zu erschüttern, der europäischen Öffentlichkeit zum Bewußtsein zu bringen? Denn daß es ihnen vergönnt war, diese Feststellung in München als „Sachverständigenutachten“ zu produzieren, ist doch nicht geeignet, die erstaunliche Passivität, die sie durch zweieinhalb Jahre beobachtet haben, zu entschuldigen! Von zwei Dingen eines: entweder ist die Feststellung, daß Eisner gekürzt und „verstümmelt“ habe, von Bedeutung, dann wären die deutschen Gelehrten einer sehr tadelnswerten Versäumnis schuldig, daß sie, obwohl das seit Jahren möglich, diese Bedeutung nicht ins rechte Licht gestellt haben; oder die Sache wäre, wie es aus der Gleichgültigkeit, mit der sie bis zu dem Münchner Prozeß behandelt wurde, hervorzugehen scheint, ohne größere Bedeutung; dann stellt sich das Gackern, das jetzt angehoben hat, als eine tendenziöse Maché dar. Daß Eisner gekürzt und was er ausgelassen hat, ist längst bekannt, und die „Feststellung“, daß damit Eisner eine „Fälschung“ begangen habe, hat das Wissen um die Sache nicht gemehrt; also war der Prozeß gegen Versailles schon längst zu führen. Die Gelehrten, die sich gebärden, als hätte die Münchner Verhandlung über die Ehrenbeleidigungsfrage irgend etwas Neues gebracht, irgend etwas Neues bringen können, scheinen damit nur vertuschen zu wollen, daß sie es bisher nicht zuwege gebracht haben, die Argumente, die mit der Rautsch'schen Dokumentensammlung beige stellt werden, fruchtbringend zu verwerten.

Was nun die „Feststellung“ des Urteils betrifft, die Veröffentlichung Eisners sei eine „Fälschung im wahren Sinne des Wortes“, so steht es, obgleich sie mit dem Plomb auftritt, zwanzig Sachverständige zur Seite zu haben, ernstlich gar nicht dafür, daß man sich mit ihr beschäftigt. Welche Kinderei diese Feststellung manchmal ist, ist wohl ausreichend daraus zu erkennen, daß allen Ernstes die Fälschung darin erblickt wird, daß in der Veröffentlichung Eisners gewisse Stellen „gesperrt“ gedruckt sind, „obwohl diese Stellen in dem Bericht nicht äußerlich hervorgehoben sind, und ohne daß ersichtlich gemacht ist, von wem die Sperrung herrührt“. Durch diese Sperrungen, fügt nun das Urteil wörtlich bei, „wird der sich aus dem Bericht sonst nicht ergebende Ein-

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

164

Schuld und Meinschuld am Weltkrieg.

druck hervorgerufen, Deutschland habe den Weltkrieg gewünscht". Also von ein paar „Sperrungen“ in der „Bayerischen Staatszeitung“ hing das Urteil der Weltgeschichte über die Kriegsschuld ab! Denn schließlich kann man Eisner nicht für die „Sperrungen“ in allen möglichen Zeitungen verantwortlich machen; ihm könnten höchstens die Sperrungen zur Last fallen, die er selbst veranlaßt hat. Es ist nun ganz bezeichnend, daß sich das Urteil, das von den Sperrungen dreimal redet, in ihnen beinahe den größten Bestandteil der Fälschung erblickt, anscheinend der Frage ganz enthalten hat, ob irgendeine Sperrung Eisner selbst vorgenommen und herbeigeführt habe. Über die Entstehung der Eisnerischen Veröffentlichungen besagt das Urteil, daß Eisner am 23. November 1918 in den Räumen der bayerischen Gesandtschaft in Berlin seinem Sekretär „eine Mitteilung“ diktirt hat (Eisner war damals in Berlin bei der Ministerkonferenz); diese Mitteilung ist am 24. November 1918 im „Berliner Tageblatt“, an den folgenden Tagen in einer Reihe anderer Zeitungen, am 26. November insbesondere auch in Nummer 275 der „Bayerischen Staatszeitung“ als amtliche Veröffentlichung der Korrespondenz Hoffmann erschienen. Das Original wäre also die „Mitteilung“, die Eisner seinem Sekretär diktirt hat. Dieses Original hat dem Münchner Gericht nicht vorgelegen (es existiert vielleicht gar nicht mehr), das Urteil bezieht sich darauf, daß die „Mitteilung“ in einem Buche („Bayerische Dokumente zum Kriegsausbruch“), das im Auftrag des bayerischen Landtages von dem Vorstand des Stadtarchivs München (Dirr) herausgegeben worden ist, „ihrem Wortlaut nach wiedergegeben ist“. Ihrem Wortlaut nach; aber woher hat der Archivar die Sperrungen hergenommen? Entweder aus der Veröffentlichung des „Berliner Tageblatt“ oder aus der der „Bayerischen Staatszeitung“; entweder aus der ersten oder aus der (sozusagen) amtlichen. Was nun die Berliner Veröffentlichung betrifft, so steht nicht nur nicht fest (und kann heute gar nicht mehr erforcht werden), wer in dem Bericht des „Berliner Tageblatt“ die Sperrungen vorgenommen, ob sie insbesondere Eisner veranlaßt hat; die amtliche Veröffentlichung in München wird aber nach der Sachlage nur ein Abdruck der Berliner gewesen sein, wonach auch nicht zu erkennen ist, ob die Sperrungen gerade von Eisner herrühren. Aber das nur nebenbei; wir wollen eigentlich dartun, wie albern diese ganze Argumentation ist. Mit den „Sperrungen“ soll, da „nicht ersichtlich gemacht ist, von wem sie herrühren“, der Mätschein erweckt werden — das muß das Urteil meinen, wenn es ihnen einen besonderen Eindruck zuweist — daß sich die Sperrungen in den Originalberichten befinden. Aber die Originale sind doch Briefe, also Handschriften; welcher Dummkopf wird meinen, daß der Gesandte, wenn er dem Minister einen Brief schreibt, oder einen handschriftlichen Bericht sendet, Worte oder Sätze sperren könnte — was doch nach der Sachlage ausgeschlossen ist und sich in Handschriften ja gar nicht durchführen läßt! Und wie soll sich gar die Sperrung im Original der — Fernsprechemeldung befunden haben? Da aber die Leser von Zeitungen nicht so töricht sind wie Sachverständige und Richter in München, so war sich selbstverständlich kein Mensch im unklaren, daß sich die Sperrungen nicht im Original vorfinden, nur im Abdruck geschehen sind; also hat er sie auch nicht dem Original zur Last gelegt und für die Absichten, die aus den Berichten an sich hervorgehen, nicht die Sperrungen als Quelle erachtet. Aber das ist noch nicht alles. Die Sachverständigen und das Urteil nehmen an, mit den Sperrungen sei auf die Entente ein bestimmter Eindruck hervorgerufen worden: „Deutschland habe den Weltkrieg gewünscht“, „Deutschland habe den Weltkrieg erlehnt“, „Deutschland habe schlechthin einen Angriffskrieg gegen Frankreich führen wollen“ (wörtlich aus dem Urteil). Aber damit die Entente aus den Sperrungen diesen Eindruck gewinnen hätte können, müßte sie diese Sperrungen doch gesehen haben — das ist wohl klar, denn wenn sie sie

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

nicht gesehen hat, konnte doch von ihnen kein Eindruck (auf die Entente) ausgehen. Mit ein bißchen Nachdenken hätten die Sachverständigen und hätte das Urteil darauf kommen müssen, daß die Entente die (angeblich) Eisnerischen Sperrungen tatsächlich nicht gesehen hat. Oder glaubt man ernstlich, daß die von der Vorfriedenskonferenz am 25. Jänner 1919 eingesetzte Kommission, die aus 15 Mitgliedern bestand, von denen je zwei von den fünf Großmächten (Vereinigte Staaten, Großbritannien, Frankreich, Italien, Japan) und je einer von Belgien, Griechenland, Polen, Rumänien und Serbien bestimmt worden sind, und von denen vielleicht kein einziger deutsch verstanden hat, als das Material der Eisnerischen Enthüllung die Veröffentlichung im „Berliner Tageblatt“ (vom 24. November 1918) oder die in der „Bairischen Staatszeitung“ (vom 28. November), welche die einzigen sind, die mit einem Schimmer von Richtigkeit Eisner zugeschrieben werden können, benützt hat? Ganz selbstverständlich nicht! Warum denn auch? Die Veröffentlichung im „Berliner Tageblatt“ ist natürlich sofort nach Paris, nach London usw. gemeldet und übermittelt worden, und selbstverständlich war es dann die französische, die englische Veröffentlichung in den Pariser, Londoner usw. Zeitungen, die die Untersuchungskommission benützte. Ebenso selbstverständlich ist es auch, daß die Telegramme, durch die die Eisnerische Veröffentlichung in die Welt gegangen ist, keine Sperrungen und keinen Hinweis auf Sperrungen enthielten — weil das natürlich ein Unsinn wäre. (Das könnten wir übrigens auch aus Erfahrung bezeugen: denn selbstverständlich enthielt auch das Telegramm nach Wien, das den vollen Wortlaut wiedergab, keinen Hinweis auf Sperrungen.) Daraus ergibt sich also zweierlei: es war erstens kein Mensch darüber im unklaren, daß die Sperrungen nicht Sperrungen der Originale, sondern Sperrungen einer Zeitung waren, und zweitens hat die Entente die Sperrungen, die angeblich Eisner vorgenommen hatte und die nun als „Fälschungen“ erklärt werden, überhaupt nicht gesehen, weshalb es so lächerlich ist, von ihnen „festzustellen“, daß sie auf die Entente einen (und noch dazu gewaltigen) Eindruck gemacht haben... Wir haben das deshalb so ausführlich dargelegt, weil man in dem Münchner Prozeß aus dem Eifer, geschichtsklitternde Gutachten zu produzieren, das Einfachste vergessen hat, nämlich, was der gesunde Menschenverstand sagt.

Zum zweiten soll die „Fälschung“ darin liegen, daß Eisner von dem beregten Bericht (des bairischen Geschäftsträgers in Berlin an den Vorsitzenden des Ministerrates in München, vom 18. Juli 1914) nur einen Teil veröffentlicht, den anderen Teil weggelassen hat. Aber dazu ist vor allem zu sagen, daß der Bericht aus zwei sachlich voneinander ganz verschiedenen Teilen besteht. Der erste, der in vollem Wortlaut veröffentlichte, ist tatsächlich, wie ihn Eisner nannte, ein „Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges“: er enthält nämlich zwei Tatsachen, die damals noch unbekannt waren, seither aber, durch die Veröffentlichungen der Kriegsdokumente in Berlin (Kautsky) und Wien (Goop), so bekannt und bekräftigt worden sind, daß man das Aufsehen, das die Eisnerische Veröffentlichung hervorrief, nicht mehr recht begreift; man muß sich, um es zu verstehen, eben ins Gedächtnis zurückrufen, daß die Eisnerische Veröffentlichung die erste war. Diese zwei Tatsachen sind: erstens daß die österreichisch-ungarische Regierung mit vollem Bewußtsein, daß sie nicht angenommen werden können, und aus dem Vorjab, damit sie nicht angenommen werden, die Bedingungen des Ultimatums formuliert hat, also das Ultimatum vorsätzlich so übertrieben hat, daß daraus Krieg werden mußte und damit daraus Krieg wird. Zweitens daß die deutsche Regierung diesem Vorgehen des Ballhausplatzes nicht etwa bloß zugestimmt, daß sie, mehr als dies, die Wiener Schufte dazu geradezu ermuntert hat. Das alles geht aus jenem Bericht hervor: dieser Teil ist also tatsächlich ein Beitrag zur Vorgeschichte des Krieges.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

166

Schuld und Mitschuld am Weltkrieg.

Aber dieser alle in: was dann folgt, die „Erwägungen“ nämlich, wie sich alle möglichen und unmöglichen Mächte verhalten werden, wenn der von Wien gewollte Krieg mit Serbien ausgebrochen sein wird, das ist tatsächlich nur ein Geschwätz, was mit den Worten: „Es wird weiter über diplomatische Aktionen Deutschlands geplaudert“, ganz zutreffend bezeichnet ist. Wenn aber behauptet wird, die ausgelassenen Stellen tun das, daß die deutsche Regierung den Krieg „lokalisieren“ wollte, mit ihrer Zustimmung zu der auf die Herbeiführung des Krieges mit Serbien gerichteten Politik der Wiener Glenden doch und noch keinen auf Entfesselung des Weltkrieges gerichteten Voratz bekundet habe, so ist dazu zu sagen, daß das nicht einmal die Entente behauptet — sie leitet den deutschen Voratz auf den Weltkrieg aus anderen Umständen ab; selbst in jener Mantelnote (vom 16. Juni 1919) zu der Antwort der Alliierten an die deutsche Friedensdelegation, die die Annahme des Friedensvertrages erzwungen hat und die sich in harter Gehässigkeit nicht genügen kann, wird keineswegs bestritten, daß sich die deutsche Regierung mit der „Lokalisierung“ beschäftigt, nur wird erklärt, daß die deutschen Machthaber recht wohl wußten, der Krieg mit Serbien „könne nicht lokalisiert werden und würde den allgemeinen Krieg entfesseln“. Aber denen, die es so darstellen möchten, daß sich aus den ausgelassenen Stellen ergebe, die deutsche Regierung habe die Absicht gehabt, die Lokalisierung des Krieges mit Ernst zu betreiben, und die sich darum berechtigt halten, die Auslassung als eine Fälschung zu erklären, denen muß zugerufen werden, sie sollten nicht so vorlaut sein. Denn in Wahrheit sind die ausgelassenen Stellen für die Berliner „Diplomatie“ nicht minder gravierend wie die veröffentlichten! Die entscheidenden lauten (wobei wir bemerken, daß die „Sperrungen“ von uns herrühren):

Wie sich die anderen Mächte zu einem kriegerischen Konflikt zwischen Österreich und Serbien stellen werden, wird nach hiesiger Auffassung wesentlich davon abhängen, ob Österreich sich mit einer Bückigung Serbiens begnügen oder auch territoriale Entschädigungen für sich fordern wird. Im ersteren Fall dürfte es gelingen, den Krieg zu lokalisieren, im anderen Fall dagegen wären größere Verwicklungen wohl unausbleiblich.

Im Interesse der Lokalisierung des Krieges wird die Reichsleitung sofort nach der Übergabe der österreichischen Note in Belgrad eine diplomatische Aktion bei den Großmächten einleiten. Sie wird mit dem Hinweis darauf, daß der Kaiser auf der Nordlandsreise und der Chef des Großen Generalstabs sowie der preußische Kriegsminister in Urlaub seien, behaupten, durch die Aktion Österreich genau so überrascht worden zu sein wie die anderen Mächte. (Wie ich mir hier einzuschalten gestatte, ist nicht einmal die italienische Regierung ins Vertrauen gezogen worden.) Sie wird geltend machen, daß es im gemeinsamen Interesse aller monarchischen Staaten liege, wenn das Belgrader Anarchistennest einmal ausgehoben werde, und sie wird darauf hinarbeiten, daß die Mächte sich auf den Standpunkt stellen, daß die Auseinandersetzung zwischen Österreich und Serbien eine Angelegenheit dieser beiden Staaten sei. Von einer Mobilmachung deutscher Truppen soll abgesehen werden, und man will auch durch unsere militärischen Stellen dahin wirken, daß Österreich nicht die gesamte Armee und insbesondere die in Galizien stehenden Truppen mobilisiere, um nicht automatisch eine Gegenmobilisierung Rußlands auszulösen, die dann auch uns und danach Frankreich zu gleichen Maßnahmen zwingen und damit den europäischen Krieg heraufbeschwören würde.

Entscheidend für die Frage, ob die Lokalisierung des Krieges gelingen wird, wird in erster Linie die Haltung Rußlands sein. Will Rußland nicht auf alle Fälle den Krieg gegen Österreich und Deutschland, so kann es in diesem Fall — und das ist das Günstige der gegenwärtigen Situation — sehr wohl untätig bleiben und sich den Serben gegenüber darauf berufen, daß es eine Kampfweise, die mit Bombenwerfen und Revolver-schüssen arbeite, ebensowenig wie die anderen zivilisierten Staaten billige. Dies insbesondere, solange Österreich nicht die nationale Selbständigkeit Serbiens in Frage stellt. Herr Zimmermann nimmt an, daß sowohl England und Frankreich, denen ein Krieg zurzeit kaum erwünscht wäre, auf Rußland in friedlichem Sinne einwirken werden; außerdem baut er darauf, daß das „Bluffen“ eines der beliebtesten Requisite der russischen Politik bildet, und der Russe zwar gern mit dem Schwert droht, es aber im entscheidenden Moment doch nicht gern für andere zieht.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Schuld und Mitschuld am Weltkrieg.

167

Der Bericht erwägt dann die Stellung Englands, das „eine Zertrümmerung Serbiens kaum zulassen würde“ und, wenn es zu einem Kriege mit Rußland und Frankreich käme, „auf der Seite unserer Gegner zu finden“ wäre; erwägt die Stellung Italiens, das „an einer Züchtigung Serbiens durch Österreich sehr wenig Freude empfinden“, die Aufteilung Serbiens oder auch nur die Annexion des Lovtschen nicht dulden würde; erwägt die Stellung Bulgariens, von dem man annimmt, daß es dann „gleichfalls gegen Serbien los schlagen werde“, Rumäniens, bei dem die Gefahr besteht, daß es sich „gegen Bulgarien wenden würde“, Griechenlands, das „im Epirus zu entschädigen wäre“, Montenegro, das man für den Lovtschen in Nordalbanien entschädigen konnte, und schließlich Albaniens, „dessen Schicksal sich heute noch kaum absehen läßt“. Von all dem plaudert der Bericht; und wer kann danach sagen, daß die Berliner Machthaber den Gedanken an einen Weltkrieg in ihr Bewußtsein damals nicht aufgenommen haben? Und was wollten sie schließlich zur Lokalisierung des Krieges tun? Redensarten vorbringen! Denn der Hinweis auf das „gemeinsame Interesse aller monarchischen Staaten gegen das Belgrader Anarchistennest“, der Aufruf, die Gemeinschaft mit „Bombenversfern und Revolvererschüssen“ abzulehnen, das wäre wirklich nur Geschwätz gewesen; und eine Diplomatie, die sich eingebildet hätte, mit derlei Argumenten die Lokalisierung herbeizuführen, und die Vorbereitung solcher schleißiger Redensarten eine „diplomatische Aktion“ nennt, die würde ein Übermaß von Kurzsichtigkeit und Unberücksichtigung offenbaren, das sie beispiellos macht. (Aber die Berliner Tore hatten vielleicht wirklich gemeint, die ganze Welt werde in Zerknirschung fallen, weil ein Erzherzog ermordet worden ist!) Nun vernehmen wir, daß man in Berlin der Meinung war, die Lokalisierung hänge wesentlich davon ab, daß Österreich-Ungarn auf territoriale Eroberungen verzichte. Also hätte die „diplomatische Aktion“ zur Lokalisierung des Krieges, da zu dieser der österreichische Verzicht auf Eroberungen als die unerläßliche Voraussetzung er schien, doch vor allem darin bestehen müssen, dem Wiener Bundesgenossen diesen ausdrücklichen Verzicht aufzuzwingen, was doch unschwer zu erreichen war: die Deutschen hätten nur ihre Unterstützung von dem Verzicht abhängig machen müssen! Aber davon, was das zur Lokalisierung des Krieges wichtigste war, hören wir kein Wort! Im Gegenteil wird erkannt, daß sich Rußland nicht zur Seite stellen werde, wenn Österreich die nationale Selbständigkeit antaste, wird erkannt, daß das Eingreifen Rußlands das Eingreifen Frankreichs nach sich ziehen würde, wird erkannt, daß sich dann England auf die Seite der Gegner stellen werde; kurz wird erkannt, daß wenn den Wiener Schurken nicht sofort der Kappzaun angelegt wird, der Weltkrieg geradezu unausweichlich ist. Und dennoch kein Wort, daß man Wien sagen werde, daß jede Eroberungsabsicht vorweg ausgeschlossen sein muß; nicht ein Wort, das eine ernsthafte Bemühung um die Lokalisierung des Krieges dartun würde! Die ernsthafte Bemühung mag beabsichtigt gewesen sein; aus den ausgelassenen Stellen geht aber in Wahrheit das Gegenteil hervor. Gewiß geht aus diesen Stellen nicht hervor, daß Deutschland den Weltkrieg gewollt hat; aber aus diesen Stellen geht leider auch nicht hervor, daß es ihn nicht gewollt hat. Mit der Auslassung ist also nicht etwas Entlastendes weggelassen worden, eher etwas Gravierendes. Die Sachverständigen, die das eine Fälschung nennen, haben keinen Verstand.

### II.

Mit dem Münchner Prozeß — von dem, nebenbei bemerkt, man nicht recht begreift, warum und wozu er unternommen wurde: denn die ganze

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

168

Schuld und Alleinschuld am Weltkrieg.

Bemerkung, in der sich die Ehrenbeleidigung vorfindet, sind vier Zeilen<sup>1)</sup> — mit dem Prozeß wollten die Beklagten, an ihrer Spitze der Schriftleiter jener Monatshefte, der Revancheprofessor, Coßmann, vor allem den toten Revolutionär treffen; das zeigt ja schon die ganze Anlage der langen Gerichtsverhandlung. Denn einleuchtenderweise hätte sich der Wahrheitsbeweis nur um die Frage bewegen können, ob Fetschenbach die „Fälschung“ gemacht, eigentlich nur um die Frage, ob Frau Eisner das gesagt habe (nach ihrer eidlichen Aussage, muß das Urteil feststellen, „hat sie eine Äußerung, wie sie ihr in den Mund gelegt wurde, nicht getan“). Da aber das Urteil erklärt, das sei nicht wahr, so hätte die Verhandlung über die Frage, ob Eisner eine Fälschung begangen habe — denn der Tote klagte ja nicht — gar nicht anheben können, und wie sich ein Urteil, das feststellen soll, ob Fetschenbach eine Fälschung begangen habe, was er bestreitet, seitenslang mit der Frage beschäftigen kann, ob Eisner eine Fälschung begangen habe, das wird von dem, der Münchner Gerichtsjitten nicht kennt, natürlich auch nicht verstanden werden. Deshalb möchten die Sachverständigen, die sich da mißbrauchen ließen, um den Reaktionären in Bayern und im ganzen Reich einen Triumph über den toten Revolutionär zu verschaffen, die Sache so darstellen, als würde die Bedeutung des Prozesses darin liegen, daß mit ihm die Lüge von der Alleinschuld Deutschlands zerstört sei, woran sich der Appell knüpft, wie es von den Gutachtern Desbrück und Karo tatsächlich geschehen ist, alle Parteiunterschiede zur Seite zu stellen und sich als ein einzig Volk von Brüdern um die Münchner Feststellungen zu scharen. Dagegen kann jeder Sozialdemokrat nur leidenschaftlich protestieren. Aber nicht minder wichtig ist, zu zeigen, daß auch das Unternehmen, das Münchner Urteil gegen die Entente auszubeuten, von sehr fragwürdigem Werte ist.

Sicherlich hatte die Eisnersche Veröffentlichung einen starken Eindruck gemacht: weil sie eben die erste Veröffentlichung von geheimen Dokumenten war und den Schleier zerriß, unter dem bis dahin die Legende von der alleinigen Kriegsschuld der Entente gewuchert hatte. Wie war bis zu dem Zusammenbruch, seit dem damals noch nicht mehr als vierzehn Tage vergangen waren, die Kriegslgende beschaffen? Daß die Mittelmächte von der Entente überfallen worden sind, daß die Mittelmächte an einen Krieg nie gedacht haben, daß sich aber die Ententemächte, daß sich Rußland, Frankreich und England verbündet hätten, um Österreich-Ungarn und Deutschland mit Krieg zu überziehen und zu vernichten. Von Anbeginn bis zum Ende des Krieges war die Lesart — und die Zensur sorgte dafür, daß sich auch die leiseste Bezweiflung nicht vorwage — daß die Mittelmächte den Krieg, die Ententemächte den Frieden nicht wollten. Die Mittelmächte wollten nicht bloß den Weltkrieg nicht, sondern auch den Krieg mit Serbien nicht: denn die offizielle Lesart war auch die, daß Österreich-Ungarn mit den „Forderungen“ des Ultimatums nur Billiges verlangt habe, den Krieg nicht hervorrufen wollte, vielmehr zum Kriege von Serbien gezwungen worden ist. („Vergebens hat meine Regierung einen letzten Versuch unternommen, dieses Ziel mit friedlichen Mitteln zu erreichen, Serbien durch eine ernste Mahnung zu einer Umkehr zu bewegen. Serbien hat die maßvollen und gerechten Forderungen meiner Regierung zurückgewiesen und es abgelehnt, jenen Pflichten nachzukommen, deren

<sup>1)</sup> Folgende Fußnote der Schriftleitung der „Süddeutschen Monatshefte“ zu einem Artikel von Professor Müller in der Nummer der „Süddeutschen Monatshefte“ vom Juli 1921: „Als die Untersuchung von Georg Karo über die Eisnersche Fälschung im Gest Dezember 1919 der „Süddeutschen Monatshefte“ erschienen war, wurde uns erzählt, Frau Eisner sage, ihr Mann habe die Fälschung gar nicht gemacht, sondern sein Sekretär Fetschenbach; ihr Mann habe nur seinen Namen daruntergesetzt.“ Und deshalb eine Klage vor einem Münchner Gericht!

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Schuld und Alleinschuld am Weltkrieg.

169

Erfüllung im Leben der Völker und Staaten die natürliche und notwendige Grundlage des Friedens bilden." Manifest von Franz Josef zur Kriegserklärung.) Da mußte natürlich ein amtlicher Bericht, in dem zu lesen war: „daß Serbien derartige mit seiner Würde als unabhängiger Staat unvereinbare Forderungen nicht annehmen kann, liegt auf der Hand. Die Folge wäre also der Krieg“; in dem weiter zu lesen war: „in Berlin ist man durchaus damit einverstanden, daß Österreich die günstige Stunde nützt, selbst auf die Gefahr weiterer Verwicklungen hin“, mußte also ein Bericht, der die offizielle Legende vom Kriegsausbruch, die man der Welt vorgetragen und auf die man die eigenen Bürger geradezu eingeschworen hatte, zerriß und entlarvte, das größte Aufsehen erregen. Die Sachverständigen tun so, als ob die Eisnerische Veröffentlichung deshalb großen Eindruck gemacht hätte, weil aus ihr hervorgegangen sei, daß Deutschland den Weltkrieg gewollt habe, den Weltkrieg und gewollt. Aber das ist ein Unsinn: denn das geht weder aus dem ganzen, viel weniger aus dem gefürzten Bericht hervor, das hat auch niemand aus ihm herausgelesen, auch die Entente nicht. Erregt hat die Veröffentlichung die Menschen deshalb, weil sie die bis dahin gezüchtete und geglaubte Kriegslegende zerstört hat. Nicht mehr und nicht weniger. Aber der Schluß, daß mit der Entkräftung der Eisnerischen Veröffentlichung, dadurch nämlich, daß sie als eine tendenziöse erwiesen wird, die Behauptung von der Alleinschuld Deutschlands entkräftet sei, „weil diese Behauptung eben nur die Stütze der Eisnerischen Fälschung habe“, wird sich als ein folgenreicherer Fehlschuß erweisen. Denn dann brauchen die Gegner nur darzutun, daß die Eisnerische Veröffentlichung von ihnen derart nie eingeschätzt worden ist — welcher Beweis wirklich nicht schwer zu führen ist: weil die Aufzeichnung der wirklichen Verwendung des Eisnerischen Materials in dem Bericht der von dem Friedensvertrag eingesetzten Kommission den Beweis ergibt — und der deutsche Gegenbeweis ist schon mißlungen. Die deutschen Sachverständigen entwurzeln etwas, was heute, wo man längst alle Dokumente kennt, gar keine Bedeutung hat; indem sie aber ihre Sache zur Gänze auf die Eisnerische „Fälschung“ stellen (damit die Schuld des Revolutionärs um so krasser sich darstelle), ermöglichen sie es der Entente, den Stoß gleichsam aufzufangen: sie wehrt ihn ab, indem sie die Unbeträchtlichkeit der Einwirkung der Eisnerischen Veröffentlichung auf ihren Schuldspruch (§ 231 des Friedensvertrages) nachweist. Es tut nicht gut, den Kampf gegen eine Unmoral mit Unmoral anzufangen.

In Wahrheit läßt sich heute, wenn man weder die Feinde anschwärzen noch die heimischen Verbrecher reinwaschen will, über die Schuld am Kriege das richtige Urteil unschwer finden, das erschöpfende Urteil sogar, ohne daß man sich darum in das Labyrinth der damaligen Berichte und Telegramme vertiefen müßte. Überhaupt ist die Vorstellung, daß in den Berichten immer hervortritt, was die wirkliche Absicht gewesen sei, man also aus ihnen das eigentliche Wollen, die letzten Absichten geradezu unmittelbar ablesen könnte, diese Vorstellung ist kindisch, weshalb uns die Spezialisten, die sich das Vergleichen und Abwägen dieser Berichte zum Beruf erforen haben, immer sehr wunderbar vorgekommen sind. Gewollt den Weltkrieg in dem Sinne, daß die Entfesselung der bewußte Vorfall war, hat ihn gewiß niemand; die Behauptung, daß sich die drei Ententemächte verbunden haben, um Deutschland und Österreich-Ungarn zu überfallen, ist kein geringerer Unsinn wie die an Krümmern gemahnende Behauptung der Mantelnote, Deutschland habe auf den Weltkrieg hingesteuert, habe ihn bewußt, und zwar zu dem Zweck entfesselt, um seine Weltherrschaft zu begründen. Aber kann ein Unsinn zu arg und kraß sein, um daß ihn der losgekoppelte Nationalismus nicht glaube? Der Weltkrieg ist entbrannt zwischen Serbien, Österreich-Ungarn, Deutschland, Rußland, Frankreich und England.

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Keiner dieser Staaten war zum Krieg gezwungen, wie überhaupt die Behauptung, daß man zu einem Krieg gezwungen wäre, nur in einer barbarischen Epoche möglich ist, in welcher Epoche sich die Menschheit bis zum Zusammenbruch freilich ausnahmslos befand. Jeder dieser Staaten konnte den Krieg ablehnen. Österreich-Ungarn hätte das hehre Ziel, Serbien an die Wand zu drücken, natürlich auch ohne Krieg erreichen können; Serbien hätte nicht aufgehört, ein eigenberechtigter Staat zu sein, wenn es, da es ja den größten Teil der Forderungen des Ultimatums annehmen wollte, auch den Rest bewilligt hätte; Rußland konnte den Serben auch zur Nachgiebigkeit raten, wodurch schon der „Zwang“ zu seinem Eingreifen aus der Welt geschafft worden wäre; Frankreich und England waren noch weniger gezwungen, sich in den österreichisch-serbischen Streit hineinziehen zu lassen, und Deutschland hätte nur die moralische Kraft aufbringen müssen, die Wiener Glenden rechtzeitig zur Ordnung zu rufen und der Zwang wäre für ihn geschwunden. Es ist auch klar, daß wenn sich unter diesen sechs Staaten, zwischen denen der Weltkrieg anhub — Belgien war nur ein Opfer — nur einer gefunden hätte, der wirklich nicht Krieg führen hätte wollen, der Weltkrieg überhaupt nicht ausgebrochen wäre: denn wenn Rußland den Serben, wenn Deutschland den Österreichern erklärt hätte, es führe keinen Krieg, so wäre auch der „lokalisierte“ Krieg nicht ausgebrochen. Hätte Frankreich, hätte England abgelehnt, nämlich unbedingte Abgelehnt, an einem Krieg teilzunehmen, so hätte sich natürlich Rußland nicht vorgewagt. Aber zu dieser unbedingten Ablehnung hat sich eben keiner verstanden: keiner hat den Weltkrieg gewollt, aber keiner hat auch gewollt, ihn zu verhindern. Keiner hat eben geschwankt, ihn zu riskieren; keiner meinte so zu handeln, daß daraus der Weltkrieg entstehen müsse, jeder hat aber so gehandelt, daß daraus der Weltkrieg entstehen könne. Dieses Entfesselnkönnen hat auch jeder in seinem Vorsatz aufgenommen: auf jedem lastet eben das, was man in Deutschland den *dolus eventualis* nennt. Natürlich sind die Glenden des Ballhausplatzes die Hauptschuldigen: weil sie nämlich angefangen und den Bemühungen, den Weltkrieg zu vermeiden, auch dann den verstockten Widerstand entgegengejetzt haben, als sie schon sahen, daß aus ihrem Belgrader Abenteuer der große Krieg unvermeidlich entstehen müsse; mitschuldig aber an dem Weltkrieg sind alle, wahrscheinlich sogar in gleichem Maß. Wer sich um die Bewahrung des Friedens damals am meisten bemühte, war sicher Sir Edward Grey. Aber wohin gingen seine Bemühungen? Den Druck Berlins auf Wien hervorzurufen! Ohne Zweifel hätte dieser Druck — und daß sie zu ihm nicht den sittlichen Mut auch dann nicht aufgebracht haben, als es klar geworden war, daß der serbische Konflikt den Weltkrieg automatisch nach sich ziehen werde, ist der deutschen Macht-haber größte Schuld — den Krieg verhindert; aber ebenso hätte ihn Englands Ablehnung verhindert: denn ohne Englands Hilfe hätte weder Rußland noch Frankreich den Strauß gewagt. Jeder hat gemeint, vor seinem Kriegswillen werden die anderen zurückweichen, aber jeder hat dabei freilich auch den Kriegswillen der anderen unterschätzt. Da es nun jedem gegeben war, den Krieg zu verhindern, so sind sie alle mitschuldig, ihn nicht verhindert zu haben.

Es wird auch immer deutlicher, daß sich diese einzig gerechte Auffassung von dem Kriegsausbruch und von der Kriegsschuld durchzusetzen beginnt. Aber nichts wäre dem Durchbruch der Wahrheit und Gerechtigkeit, der sich vorbereitet, weniger förderlich als eine deutsche Propaganda, die, wie just diese, im Grunde darauf hinausläuft, jede Schuld Deutschlands zu leugnen. Denn wenn es so dargestellt wird, daß Österreich-Ungarn berechtigt gewesen sei, mit Serbien abzurechnen, es also mit Krieg zu überziehen — der berühmte Delbrück behauptet sogar, daß dieses Vorgehen Österreich-Ungarns eigentlich bezweckt habe, den Weltkrieg zu verhindern! — daß danach Deutschland verpflichtet gemeien

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die Gewerkschaftsinternationale in Genua und Rom.

171

sei, Österreich-Ungarn bedingungslos zu unterstützen, wonach die Pflicht zum Einlenken nur den anderen zugefallen wäre — natürlich behaupten die anderen wieder das Gegenteil —: so wären die Mittelmächte ja ganz unschuldig; und daß sie es sind, die den Krieg erklärt haben, wäre dann nur eine Formalität gewesen; aber das wird den Deutschen, weil es natürlich nur eine plumpe Schönfärberei ist, ganz bestimmt niemand glauben. Im Gegenteil: dann wird eher jedermann zu der Ansicht gelangen, daß das neue Deutschland im Entstellen und Zurechtbiegen der Dinge mit dem alten wetteifert. Die Unschuldtheorie besteht darin, daß jeder sagt, er mußte so handeln, wie er gehandelt; das hätten die anderen einzusehen gehabt, sie hätten sein „Müssen“ respektieren, ihr Handeln danach einrichten sollen. Aber in Wahrheit mußte niemand so handeln, wie er gehandelt, keiner kann sich auf unüberstehlichen Zwang berufen; jeder ist schuldig, den Frieden nicht hoch genug geschätzt zu haben, um ihm seine egoistischen Interessen zu opfern. Die Mittelmächte sind gewiß nicht weniger schuldig als die anderen; und eine Propaganda, die ihre schwere Schuld leugnet, würde der deutschen Sache wahrlich keinen Nutzen bringen.

Es mag ein Irrtum gewesen sein, wenn Eisner gehofft hatte, die Feinde durch eine rücksichtslose Trennung von den deutschen Kriegsschuldigen zur Milde stimmen zu können. Aber der Irrtum, der deutschen Sache zu nützen, indem man sich mit dem wilhelminischen Deutschland, das den Krieg mitverschuldet und geführt hat, identifiziert, der wäre noch größer.

### Was man Italien versprach.

Von unserem römischen Korrespondenten.

Bisher wußte man wenig über die diplomatischen Verhandlungen, die dem Eingreifen Italiens in den Weltkrieg vorausgegangen waren. Man kannte die allgemeinen Linien der Verträge, hatte Kenntnis von den Schwierigkeiten, die Rußland dem italienischen Verlangen nach dem Besitz von Dalmatien entgegensetzte, und auch von der Absicht Rußlands im Frühjahr 1915, auf die Mithilfe Italiens zu verzichten, war etwas durchgesickert. Aber von dem Auf und Ab dieser Verhandlungen hat man nicht viel gewußt. Jetzt veröffentlicht die „Rassegna internazionale“ als erste Stelle in Italien die russischen Dokumente, sowohl die zwischen dem Ministerium des Äußern in Petersburg mit den russischen Botschaften, wie auch die zwischen der italienischen Regierung und deren Botschafter am russischen Hof gewechselten Schriftstücke.

Daraus erfahren wir denn, daß die Bemühungen der Entente, Italien in den Krieg hineinzuziehen, sehr alten Datums sind. Zuerst, vor dem siegreichen Vormarsch der Deutschen gegen Paris, begünstigte sich Rußland noch mit der Neutralität Italiens, sofern sie eine sehr ungewisse Haltung darstellte. Dann bot Frankreich Italien das Trentino und Balona an, während Edward Grey schleimigke Triest hinzusetzte. Paleologue, Frankreichs Botschafter in Petersburg, sprach davon zum italienischen Botschafter, Carlotti; aber das Angebot war in einem Ton gehalten, in dem Carlotti so etwas wie eine Drohung erblickte. Die Entente verstand sofort, daß sie den Ton wechseln müsse. Sazanoff dachte an einen gemeinsamen Schritt bei der Consulta, aber es kam nicht dazu. Schlaun, wie immer, wußten Barrere und Kennell Rodd in Rom vorzugehen. Am 15. August 1914 gab San Giuliano, Italiens Minister des Äußern, dem russischen Botschafter Krupenski die Antwort: entweder vereinige sich Italien mit dem Verband oder es bleibe bis zuletzt neutral, auf keinen Fall bleibe es an der Seite Österreich-Ungarns. Er ließ jedoch durchblicken, daß er gegebenenfalls drei Bedingungen stellen würde: daß die Verhandlungen ausschließlich zu London geführt würden; daß die Flotten Englands, Frankreichs und Italiens gemeinsam vorgehen und daß sich die Verbündeten verpflichten, keinen Sonderfrieden zu schließen. San Giuliano hat zugleich die diplomatischen Vertreter der Entente in Rom, ihm keinerlei Schwierigkeiten durch allzuhäufige Besuche zu bereiten. Am 25. September 1914 sandte er

an den Botschafter Carlotti die Abschrift eines Projektes, das bereits ungefähr den Kern des Londoner Vertrages darstellte: gemeinsamer Friedensschluß, Abkommen zu Land und zur See, die Apenninengrenze bis zum Quarnero, Balona und Zugeständnisse in Britisch- und Französisch-Afrika. Nur über Dalmatien war nichts Bestimmtes gesagt.

Im Herbst 1914 starb San Giuliano. Sonnino trat sein Erbe an. Die Hoffnungen der Entente stiegen bedeutend. Aber die Mission des Fürsten Bülow in Rom setzte diesen einen Dämpfer auf. Aus diesen Tagen datiert ein Bericht Krupenskis an seine Regierung, in der gesagt wird, Österreich-Ungarn habe dem „Corriere della sera“ eine Million Lire angeboten, wenn diese Zeitung ihre Politik ändere. Übrigens wollte auch der deutsche Botschafter, der vor Bülow im Palazzo Caffarelli saß, der Baron Plotow unseligen Gedenkens, Ähnliches, allein der deutsche Konsul in Mailand antwortete ihm, es sei nichts zu machen. (Aus unserer eigenen Kenntnis der Dinge kann hinzugefügt werden, daß die deutsche Botschaft in Rom über einen gewissen Betrag nicht hinausgehen wollte!) Es geschah also in dieser Hinsicht nichts, abgesehen von der Gründung etlicher allzu verdächtiger Zeitungen in Rom.

Bei Beginn des Jahres 1915 schien Rußland nur sehr geringen Wert auf die Hilfe Italiens zu legen. Aber England und Frankreich bestanden darauf und schließlich gab Sazanoff nach. Im März übernahm Italien selbst die Initiative. Sonnino forderte dabei all das, was dann im Londoner Vertrag festgesetzt wurde, zudem Dalmatien bis zur Narenta, inbegriffen die Halbinsel Sabbioncello und alle Inseln im Norden und Westen von Dalmatien. Rußland lehnte sich dagegen energisch auf. Es fühlte sich als Schutzherrin aller Slawen. Sazanoff wollte das mittlere Dalmatien, von der Kerka bis Ragusa Serbien zuteilen, den südlichen Teil von Ragusa abwärts den Montenegrinern, und die ganze nördliche Küste, von Bolosca bis zur Kerka Kroatien, „wer immer in dessen Besitz sei“. Der italienische Botschafter in London, Marchese Imperiali, beharrte auf den Forderungen Italiens und endlich gab Sazanoff nach, Bara den Italienern zuzusagen.

Man war sich im Schoße der Entente vollkommen darüber klar, daß der Eintritt Italiens in den Weltkrieg auch jenen Rumäniens zur Folge haben würde, wenn nicht gar den der Neutrale. Rußland jedoch, ob der Einnahme Przemsyls etwas übermütig, tat, als ob man die Unterstützung Italiens nicht mehr

nötig hätte. Der russische Botschafter in London, Wendendorf, bemüht, in Petersburg die Auffassung der Westmächte zur Geltung zu bringen, erinnerte Sasanoff daran, daß, wenn auch die wirkliche Macht Italiens nicht sehr groß sei, doch die näheren Umstände dem Eintritte Italiens in den Krieg hohe Bedeutung geben müßten. Sasanoff schlug daraufhin die Teilung Dalmatiens vor, wobei Italien die nördliche Zone bis zum Kap Blanca erhalten sollte und willigte ein, wenn auch schweren Herzens, daß Italien künftig die diplomatische Vertretung Albaniens bekommen solle. So war der April herangekommen, ohne daß faktisch etwas beschlossen wurde. Sonnino stimmte der Teilung Dalmatiens zu, aber die Unstimmigkeiten der Alliierten und Italiens waren nicht begraben. Am 19. April telegraphierte Sir Edward Grey an Buchanan, dem englischen Botschafter in Petersburg, er möge Sasanoff sagen, die Teilnahme Italiens am Kriege sei für die Westmächte von größtem Wert, auch wenn sie für Rußland gleichgültig sein könne. Poincaré telegraphierte direkt an den Zaren (von diesem Telegramm weiß man bereits seit der Veröffentlichung Recoulys im September 1922 in der „Revue de France“), daß die Intervention Italiens außer von Joffre, auch vom Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch gewünscht werde. Am 21. April ermächtigte der Zar seine Bevollmächtigten, den Vertrag zu unterschreiben, wobei er erwähnte, es schmerze ihn, daß die Forderungen Italiens in einigen Punkten mit den Wünschen der Slawen in Widerspruch stünden.

Nun handelte es sich darum, die Formel zu finden für die von Italien verlangte Verpflichtung, keinen Sonderfrieden zu schließen. Petersburg wollte davon nichts wissen, daß Italien die vorher zwischen Rußland, England und Frankreich abgeschlossenen Abkommen über Konstantinopel und die Meerenge erfahre. Aber Poincaré beruhigte den Zaren durch ein Telegramm vom 22. April, in dem gesagt wird, die Intervention Italiens würde in keiner Hinsicht die bereits vereinbarten Punkte ändern können. So kam denn das Londoner Memorandum zustande, wie aus der Korrespondenz hervorgeht, ohne besondere Begeisterung, abgesehen von Frankreich, dem ein großer Stein vom Herzen gefallen war.

Der Unterzeichnung des Londoner Vertrages folgte am 1. Mai ein Danktelegramm Viktor Emanuels an den Zaren. Grey aber hob in einem Brief an Wendendorf ausdrücklich hervor, das neue Abkommen sei ohne den geringsten Druck auf irgend einen der Unterzeichner zustande gekommen.

## Deutsche und Serben im Weltkrieg.

Von Hermann Wendel.

Als im Herbst 1915 die Armee Madsens in Serbien eindrang, hatten die Deutschen, die jahrzehnteläng mit Wiener Schwindeleien und Budapest Lügen über den europäischen Südoften gefüttert waren, im Durchschnitt vom serbischen Volk und Land alles andere als eine hohe Meinung. Da sie beides aus der Nähe betrachten lernten, versielen sie freilich in maßloses Staunen. „Es ist“, schrieb damals der spätere Reichsminister Dr. Adolf Köfer als Kriegsbericht-erstatte, „merkwürdig mit diesem Land. Vom General bis zum Trainkutscher — alles ist überrascht. Dieses „Landsland“ ist reich an Vieh, an fruchtbarem Boden. Die Dörfer machen einen geordneten Eindruck, man findet Schulen von einer Größe wie nicht immer in Westeuropa. Und die Menschen sind das Ueberraschendste. Entgegenkommend, freundlich, zu jeder Hilfe bereit da, wo man es erwarten kann — zurückhaltend und kühl, wo der nationale Takt es gebietet.“

Eine ähnliche Ueberraschung erlebten aber auch die Serben im Okkupationsgebiet, die mit den deutschen Truppen, nein, mit den deutschen Menschen in der Uniform in Berührung kamen. Ein Zeugnis dessen ist ein serbisch geschriebenes Büchlein „Pod Nemeima“ (Unter den Deutschen), unlängst in Belgrad erschienen, in dem Dr. Boscha S. Nikolajewitsch, Sohn des 1922 verstorbenen bekannten Universitätsprofessors, Staatsrates und früheren Ministerpräsidenten Svetomir Nikolajewitsch, seine Eindrücke und Erinnerungen aus den Jahren 1915 bis 1918 festhält. Was das Werkchen sein will, ist es wirklich: ein unparteiischer Beitrag zur Geschichte der Okkupation Serbiens, denn Nikolajewitsch tritt den Kriegsdingen mit Friedensgesinnung entgegen; er weiß, daß sich die Völker nicht die Hälsche abschnitten, wenn eine verbrecherische Politik sie nicht hefte, und steht frei und hoch genug, um seinen Mitmenschen nicht einen krummen Hund zu schimpfen, weil er eine andere Kofarde an der Mütze trägt. Wenn gleichwohl in seiner Schilderung die Oesterreicher und Bulgaren bei weitem nicht so günstig wegkommen wie die Deutschen, so liegt das sicher nicht daran, daß Nikolajewitsch als Berliner, Münchener und Heidelberger Student von einst für diese eingenommen wäre, sondern an den Tatsachen selbst.

Gerade der Vergleich zwischen den drei feindlichen Mächten, die als Herren in dem eroberten Lande saßen, schärfte seinen Blick und klärte sein Urteil. Die Bulgaren waren vielfach, namentlich nach dem Aufstand von Toplica und dort, wo ihre Irregulären, die „Komitatschis“, die Oberhand hatten, darauf aus, die serbische Bevölkerung, zum mindesten das serbische Wesen zu vertilgen. Gewalttat aller Art zeichnete die Spur ihres Wirkens; in Malo Zrnitsche bei Boscharewa, wo die Nikolajewitsch ein Stammgut hatten, mußte mit der ängstlichen Vorsicht, mit der die verfolgten ersten Christen in den Katafomben ihren Gottesdienst begingen, serbischer Unterricht abgehalten

werden, und das war die einzige serbische Schule weit und breit. Aber trotz aller Grausamkeit und wilden Härte des bulgarischen Regimes erschien das k. und k. System den Serben noch verächtlicher und gehässiger. Schon bei der deutschen Stappenkommantatur Boscharewa, mit der Nikolajewitsch dauernd zu tun hatte, flüchte ihm der dieser Behörde zugeteilte österreichisch-ungarische Oberleutnant Elias Abscheu ein, denn bestrebt, die schwarzgelbe Spitzelwirtschaft einzuführen, scharrte er wie der Hahn im Mist in der politischen Bergangenheit der angesehenen Leute des Kreises und bediente sich aller möglichen feigen Zuträgereien. Und als Nikolajewitsch aus dem deutschen Bereich zum erstenmal nach Belgrad kam, wo das Oesterreichertum unumschränkt herrschte, flog ihm schon auf dem Dampferanlegeplatz bei der Durchschnüffelung der Reiseausweise durch einen barschen und großspurigen Oberspittel ein kalter Schauer über den Leib, und jeder Schritt weiter in die Stadt offenbarte ihm eine üble Mischung von Terror und Korruption, bewies ihm,

„daß Oesterreich, das damals mit ein wenig Weisheit und Takt die Dinge nicht nur in Serbien, sondern im ganzen slawischen Süden entscheidend ändern konnte, das alte bürokratisch-polizeiliche Oesterreich geliebt war“, und brachte ihn zu dem Schlusse, „daß, wenn man schon einmal eine feindliche Okkupation durchleben mußte, es bei weitem besser war, von den Deutschen okkupiert zu sein“.

Wenn Nikolajewitsch nicht nur mit der deutschen Stappenkommantatur Boscharewa gute Erfahrungen machte, für die er zugunsten seiner Volksgenossen eine Art serbischer Zivilverwaltung einzurichten unternahm, sondern auch sonst in den deutschen Offizieren und Mannschaften, mit denen ihn das Geschick des Krieges zusammenführte, durchwegs tüchtige, anständige, gebildete, gutmütige und hilfsbereite Leute kennen lernte, so war das nicht nur sein zufälliger persönlicher Eindruck. Ueberall betrogen und verfländigten sich deutsche Soldaten und serbische Bauern vortrefflich. Die Rucksäcke deutscher Landstürmer waren das Beförderungsmittel, durch das die Serben des österreichisch besetzten Gebiets mit ihren Verwandten und Freunden in der bulgarischen Okkupationszone Nachrichten und Lebensmittel austauschten; die Menschlichkeit deutscher Befehlshaber wußte nicht wenige Serben durch Verwendung als Arbeiter in deutschen Diensten dem österreichischen Internierungslager oder der bulgarischen Rekrutierungskommission zu entziehen, und manche geplante Schandtät bulgarischer Schinder ward durch deutschen Zugriff vereitelt. Sie und da erzeugte die Eintracht zwischen Serben und Deutschen auch Idyllen mit humoristischer Färbung. So wurde in einem Dorfe des Kreises Boscharewa ein allein durchmarschierender deutscher Landsturmmann derart gastfreundlich aufgenommen, daß er, statt seinem

Truppenteil zuzustreben, bei diesen liebenswürdigen Menschen seine Belte aufzuschlagen beschloß. Er ernannte sich zum Ortskommandanten von eigenen Gnaden und ließ es sich bei Bachhühnern und Sitowitz wohlsein, nahm dafür aber nicht nur den ausgebreiteten Schmuggelhandel über die Morava unter seine Fittiche, sondern trat auch sonst als wirksamer Schutzherr des Dorfes auf. Als ihn eines Tages eine fahrende deutsche Patrouille aufgriff und wegführte, begab sich eine ganze Bauernabordnung zu dem zuständigen Befehlshaber und kam sehr betrübt zurück, da ihre Bitte, dem Ort seinen bewährten und beliebten „Kommandanten“ zu lassen, ohne Erfolg geblieben war.

Da es solcher klein menschlicher Tüde viele gab, sah der serbische Bauer in den Deutschen Söhne eines großen Kulturvolkes, „das auch als Sieger sein Gemüt nicht einbüßte“, und Nikolajewitsch macht kein Gehr daraus, „daß sich zur Zeit der dreijährigen Okkupation Serbiens zwischen unserem Volk und den Deutschen sogar eine Art Freundschaftsverhältnis entwickelte“. Diese Feststellung ist ebenso ein Trost und eine Freude wie der Wunsch, in den das dem Abbau des Hasses dienende Werkchen ausklingt, „daß Serben und Deutsche für immer Freunde werden“, aber wie viel Betrübnis bleibt, daß sich zwei Völker erst bekriegen müssen, um sich kennen zu lernen!

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Der Krieg der veräußerten Gelegenheiten.

23

Der General Max Hoffmann ist weiteren Kreisen erst durch sein Auftreten bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk bekannt geworden, wo er als Vertreter der Obersten Heeresleitung die Aufgabe hatte, gelegentlich drohend ans Schwert zu schlagen. Wie der General aber nunmehr nachdrücklich feststellt, war er persönlich keineswegs für die von der Obersten Heeresleitung geforderte Wegnahme der Randstaaten von Rußland; er sei — so versichert er — kein Annexionist gewesen, sondern wollte Deutschland nur einige ganz schmale Gebietsstreifen an der polnischen und litauischen Grenze sichern, von denen er glaubte, daß sie aus militärischen Gründen unbedingt gebraucht würden. Was sein Buch über die Vorgänge bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk enthält, ist jedoch nicht das Wichtigste, so aufklärend auch manche seine Bemerkungen über diese Begebenheiten sein mögen, denn schließlich hat ja Brest-Litowsk selbst nicht jene überragende Bedeutung gewonnen, die man ihm einst zuschrieb, sondern ist Episode geblieben. Viel bedeutsamer ist das, was der General Hoffmann über die militärische Führung des Weltkrieges zu sagen weiß. Auf diesem Gebiete, auf dem er als Fachmann auftreten kann, sind seine Darlegungen die denkbar eindringlichste Widerlegung einer Reihe von militärischen Kannegießereien, die nach dem Kriege in Schwung gekommen sind.

Um die sachliche Autorität des Generals Hoffmann zu würdigen, müssen wir darauf verweisen, daß er in den beiden ersten Jahren des Weltkrieges der erste Generalstabsoffizier Ludendorffs gewesen ist, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband. Nach der Berufung Ludendorffs in die Oberste Heeresleitung nahm Hoffmann dessen bisherige Stelle als Chef des Generalstabes des Oberbefehlshabers Ost ein, war also von nun an der eigentliche Führer der ganzen deutschen Ostarmee. Ein Mann in dieser hervorragenden Stellung, in der er Gelegenheit hatte, die innerste Gebarung der deutschen Kriegsführung aus der unmittelbarsten Anschauung kennenzulernen, setzt nun an die militärische Führung der Deutschen im Weltkrieg die Sonde ernster Kritik.

Die Kritik des Generals Hoffmann beginnt mit dem Hinweis, daß der berühmte Offensivplan des Grafen Schlieffen, des früheren Chefs des deutschen Generalstabes, von seinen Nachfolgern nicht ausgeführt worden ist. Der Schlieffensche Plan verlangte, daß im Falle des Zweifrontenkrieges gegen Frankreich und Rußland die Entscheidung durch ein rasches Überrennen Frankreichs herbeigeführt werden sollte. In den ersten Kriegswochen, solange Rußlands Armee noch nicht marschbereit sein könnte, weil ihm die großen Entfernungen des Riesenreiches nur eine sehr langsame Mobilisierung gestatten, müßten die Armeen Deutschlands in Frankreich einbrechen und dort liegen, ehe die „russische Dampfwalze“ noch recht in Bewegung zu kommen vermag. Um Frankreich rasch niederwerfen zu können, sieht der Schlieffensche Plan vor, daß am Beginn des Krieges die Massen der deutschen Armee an die französische Grenze geworfen werden, während im Osten nur einige Armeekorps auf der Wacht bleiben. Die gegen Frankreich operierende Armee sei an ihrem rechten Flügel besonders zu stärken, habe raschestens durch Belgien zu marschieren und dann im Norden Frankreichs die Entscheidungsschlacht zu schlagen.

General Hoffmann weist nun nach, daß dieser Plan ohne eine ersichtliche Notwendigkeit in den entscheidendsten Momenten nicht zur Gänze durchgeführt wurde und eben deshalb, nämlich wegen der Halbheit der Durchführung, schließlich scheiterte. Schon beim Aufmarsch beließ die Oberste Heeresleitung einen zu großen Teil der Armee am linken Flügel in Lothringen, obwohl dort nach ihrem eigenen Plan keine Entscheidung fallen konnte. Anstatt einige Gebietsstreifen Elsaß-Lothringens vorübergehend preiszugeben ließ sie die dort kämpfende 6. und 7. Armee Offensivstöße unternehmen, die nichts anderes bewirken konnten, als daß sich die Truppen festrannten, während sie bei der gleichzeitigen Entscheidungsschlacht am rechten Flügel in Nordfrankreich fehlten. Noch ein unbegreiflicher Fehler war es aber — nach Hoffmann — daß die Oberste Heeresleitung gerade im kritischsten Augenblick dem rechten Flügel nicht nur keine Verstärkungen gab, sondern ihm im Gegenteil zwei Armeekorps wegnahm, um sie nach Ostpreußen zu schicken, wo man sie gar nicht brauchte.

Die verhängnisvolle Wegschickung dieser beiden Armeekorps aus Frankreich hat bekanntlich in der militärischen Nachkriegsliteratur eine große Rolle

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

24

Der Krieg der veräuerten Gelegenheiten.

gespielt. Der General Hoffmann legt deshalb begreiflichen Wert darauf, festzustellen, daß die im Osten kommandierenden Generäle die zwei Armeekorps nicht nur nicht verlangt, sondern von ihrer Entsendung ausdrücklich abgeraten haben. Er teilt ein Telefongespräch mit, das er und Ludendorff an einem der letzten Kampftage der Tannenberger Schlacht mit dem Chef der Operationsabteilung des Großen Hauptquartiers (Oberst Tappen) hatten, in dem dieser ihnen die Entsendung der beiden Armeekorps mitteilte, ohne daß sie um diese gebeten hätten:

Am nächsten Tag wiederholte sich ungefähr dieselbe Szene; Oberst Tappen rief an — ich hatte den zweiten Hörer des Feldtelefons — und teilte mit, daß nur das 11. und Gardereservekorps sowie die 8. Kavalleriedivision kommen würden, daß dagegen das gestern noch angemeldete 5. Armeekorps im Westen gebraucht würde. General Ludendorff betonte nochmals, daß ja die Korps für die jetzt im Gange befindliche Schlacht zu spät kämen und daß wir uns auch gegen Rennenkampf im Notfall allein helfen könnten, daß also, wenn die Korps im Westen zur schnelleren Entscheidung gebraucht würden, die Oberste Heeresleitung auf den Osten keine Rücksicht nehmen möchte. (Seite 41.)

Trotz dieser unzweideutigen Mahnung sind von der Obersten Heeresleitung die Truppen nach dem Osten geschickt worden, wo sie überdies erst nach der großen Schlacht bei Tannenberg eintrafen, während im Westen buchstäblich jede Kompagnie gebraucht wurde. Sie sind in den Tagen der Entscheidung auf der Eisenbahn gefessen.

Für dieses unzweifelhafte Versagen macht Hoffmann die erste Oberste Heeresleitung unter dem Generalstabschef Moltke verantwortlich. Noch immer aber, so meint er, wäre der Rückschlag an der Marne nicht notwendig gewesen, wenn nicht zu den ersten Fehlern ein weiterer Fehler hinzugekommen sein würde. Als nämlich die an der Marne kämpfende 2. deutsche Armee in Schwierigkeiten geraten war, eilte ihr die nicht gefährdete 1. Armee nicht zur Hilfe, sondern blieb untätig. Ihre Führer beriefen sich später auf einen mündlichen Befehl des von der Obersten Heeresleitung mit besonderer Mission zur Front entsandten Oberstleutnants Henrich, den sie hätten befolgen müssen. Tatsächlich war dieser mündliche Befehl so unklar, daß die Generäle formell gedeckt waren. Der General Hoffmann sagt mit Recht, daß es „unbegreiflich“ bleibe, daß der eigens zur Front entsandte Oberstleutnant „für seinen, das Schicksal der deutschen Armee so einschneidend beeinflussenden Auftrag keinen schriftlichen Befehl erhielt; die zehn Minuten, die ein gewandter Generalstabsoffizier zur Niederschrift eines solchen Befehles braucht, mußte die Oberste Heeresleitung haben“. (Seite 69.)

Nach der auf diese Weise selbstverschuldeten katastrophalen Niederlage der deutschen Armee an der Marne wäre es vielleicht noch einmal möglich gewesen, das Geschick zu wenden, wenn die Oberste Heeresleitung durch rasches Einsetzen der am linken Flügel aussichtslos operierenden Armeekorps am rechten Flügel den Angriff in größerem Stil neuerdings versucht hätte. Aber auch das geschah nicht. Der Krieg im Westen erstarrte von nun ab im Schützengrabenkrieg. Nach der Meinung des Generals Hoffmann war damit der Krieg im Westen überhaupt nicht mehr zu gewinnen. Man mußte sich jetzt dazu entschließen, die Entscheidung im Osten zu suchen. Sowohl im Spätherbst 1914 wie im Sommer 1915 boten sich hiezu Gelegenheiten mit starken Siegeschancen. Aber die Oberste Heeresleitung, die nun von General Falkenhayn geführt wurde, ließ diese Gelegenheiten ungenützt vorübergehen. Die Oberste Heeresleitung schien schlechthin nicht imstande zu sein, den ganzen Umfang der im Westen eingetretenen Katastrophe begreifen zu können und versuchte immer wieder, durch einen Masseneinsatz von Mann und Material die gegnerische Front zu durchstoßen, obwohl die Vergeblichkeit dieser Bemühungen immer offenkundiger zutage trat. So verbiß sich der General Falkenhayn, der dem österreichischen Verbündeten gerade um diese Zeit die Unterstützung seiner ersten italienischen Offensive abgelehnt hatte, in das aussichtslose Abenteuer der Verdun-Offensive. Der General Hoffmann beweist an einigen sehr einleuchtenden Beispielen, daß überdies auch noch der Angriff auf Verdun selbst so mangelhaft geführt war, daß Hekatomben von Menschen zwecklos hingeopfert wurden. Falkenhayn erscheint nach dieser Darstellung geradezu

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Der Krieg der veräumten Gelegenheiten.

25

als ein Unglück der deutschen Armee. „Das Kapital, das in dem stolzen Heer und der nationalen Begeisterung vorhanden war, hatte General von Falkenhayn in den zwei Jahren seiner Heerführung vertan, ohne irgendeinen Erfolg zu erreichen.“ (Seite 157.)

Man hätte sich schon Ende 1916 darüber klar werden müssen, sagt Hoffmann, „daß Deutschland nach menschlichem Ermessen den Krieg nicht mehr gewinnen konnte“. (Seite 232.) Aber anstatt sich mit einem Frieden auf dem status quo ante zu begnügen, der damals gewiß zu haben gewesen wäre, schlugen die deutschen Militärs raffelnd aus Schwert — von dem sie in ihrer Einsichtslosigkeit nicht erkannten, daß es bereits stumpf geworden war — und zwangen die Reichsleitung zu immer verhältnissvolleren Entschlüssen. So kam es zu dem verschärften U-Bootkrieg, ohne daß eine genügende Anzahl U-Boote vorhanden war! Man berauschte sich mit ungeheurer Leichtfertigkeit an einigen phantastischen Ziffern über die nun sicher zu erwartende Aushungerung Englands, indes sich alsbald herausstellte, daß alle diese Berechnungen auf Sand gebaut waren. Ebenso grotesk waren die Ansichten der militärischen „Autoritäten“ über das Gewicht des Eintretens Amerikas in die Reihen der Gegner Deutschlands. Man höhnte und lachte über die militärische Leistungsfähigkeit Amerikas — bis eine Million amerikanischer Soldaten in Frankreich stand.

Aber nochmals trat ein Ereignis ein, das Deutschland eine Chance gab: die russische Revolution. Mit ihr schied der zahlenmäßig stärkste Gegner aus. Nun wäre es Deutschland auch möglich gewesen, im Westen wieder kraftvoller aufzutreten und vielleicht doch noch den Sieg — wenigstens militärisch — zu erringen. Um diese Zeit war Ludendorff bereits unumschränkter Gebieter der Obersten Heeresleitung und damit der eigentliche Herr Deutschlands geworden. Er ist also für diese letzte Siegeschance verantwortlich. Wie hat er sie genützt? Nach der Darstellung des Generals Hoffmann hat Ludendorff Fehler über Fehler gemacht. Er hat zuerst die Märzoffensive 1918 unglücklich geleitet.

Der Angriff erfolgte nicht einheitlich an der für den Durchbruch als richtig erkannten Stelle und er erfolgte nicht mit Einsatz sämtlicher zur Verfügung stehender Kampfmittel. Der als richtig erkannte Punkt war der Südsügel des englischen Heeres nördlich der Somme, gegen ihn mußte alles eingesetzt werden. Statt dessen wurde nördlich und südlich der Somme angegriffen. (Seite 225.)

Dann hat Ludendorff das Scheitern der Offensive gegen Amiens nicht rechtzeitig erkannt und die Bedeutung dieser Niederlage nicht erfasst.

An demselben Tag, an dem die Oberste Heeresleitung die Einstellung der Offensive an Amiens befahl, hatte sie die Pflicht, die Reichsleitung darauf aufmerksam zu machen, daß es Zeit sei, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, und daß keine Aussicht vorhanden sei, den Krieg auf der Westfront mit einem entscheidenden Sieg zu beenden.

Aber Ludendorff war zu verblendet, um zu erkennen, daß Deutschland militärisch vollständig geschlagen war. Ja, er fütterte gerade um diese Zeit die Welt mit bombastischen Siegesbulletins, ließ sich beweihräuchern und mit Orden behängen, während der Zusammenbruch der ganzen Front sich schon immer deutlicher ankündigte. Aber das durfte damals kein Mensch in Deutschland laut aussprechen. Noch herrschte unbeschränkt der von den Militärs kunstvoll genährte Irrwahn eines glanzvollen Sieges. Man muß das, was der General Hoffmann über dieses Verbrechen an der Erkenntnis des wahren Sachverhalts schreibt, im Wortlaut hierher setzen. Diese Sätze des alten Generals sind fürwahr lehrreich genug:

So trieben wir rettungslos in das Verderben. Dazu kam, daß in dem ganzen Volk eigentlich niemand den Ernst der Situation kannte. Die Siegesmeldungen der Obersten Heeresleitung nach dem Märzangriff, die an die Persönlichkeiten der Obersten Heeresleitung und die beteiligten Führer verliehenen großen Ehrungen brachten nicht nur die Masse des Volkes, sondern auch die Masse des Heeres zum Glauben, daß alles gut stünde. Wir — auch der Oberbefehlshaber Ost — erfuhren nichts von den schweren Verlusten, die die Offensiven kosteten, wir wußten nicht, daß Deutschland nicht

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

26

Der Krieg der veräumdten Gelegenheiten.

mehr in der Lage sei, die Verluste zu decken. Jedermann im Heer war überzeugt, daß das Westheer im schlimmsten Falle halten würde. Auch mir brachte erst der Sommer Marzheit über die Lage. (Seite 228.)

Es ist müßig, darüber zu streiten, ob die führenden Generale der Deutschen sich selber belogen haben oder ob sie ihrerseits die gegebenen Tatsachen richtig erkannten und dem deutschen Volke wissentlich Unwahrheiten über den wahren Stand der Dinge vermittelten. Wenn man sieht, mit welchem Eifer die Militärs nach dem Kriege die Meinung zu verbreiten suchen, daß die deutsche Armee unbesiegt geblieben sei und nur ein tödlicher „Dolchstoß von hinten“ sie niedergeworfen habe, dann kommt man beinahe zu der Meinung, daß die Verbreitung von Unwahrheiten zum unentbehrlichen Requisite ihrer Kampfweise gehört. Freilich, im Kriege selbst ließ sich die Siegeslegende verhältnismäßig leicht aufrecht erhalten. Nach dem Kriege wird sich die Dolchstoßlegende auf eine längere Dauer gewiß nicht behaupten lassen. Bücher wie das des General Hoffmann tragen sehr erheblich dazu bei, daß das deutsche Volk die ungeheuren Fehler seiner Heeresleitung erkennen lernt und mit ihr die bedeutendste Ursache der Niederlage. Wohl gebraucht auch der General Hoffmann da und dort einige Redensarten von holländischen Einflüssen auf den bis dahin gesunden Geist der Armee. Aber das sind nicht mehr als eingestreute beweislose Redensarten. Der Kern des Buches dieses schwerer entscheidender Fehler der Heerführer. Sie, die uns eine speichelleckerische Journalistik schier als Halbgötter aufzuwachen suchte, erweisen sich im Lichte ernster fachmännischer Kritik als kleine Menschen von unbeträchtlicher Geistigkeit und vom militärischen Standpunkt aus gesehen als Führer von durchaus geringem Range.

Das ist der starke, zwingende Eindruck, der sich bei der Lektüre des Buches des General Hoffmann dem Leser aufdrängt. Aber bei diesem hauptsächlichlichen Ergebnis der Lektüre wollen wir es noch nicht bewenden lassen. Das Buch enthält nämlich noch manches lesenswerte Detail über die Beziehungen der Generale untereinander, über die persönliche Lebensführung der Heerführer und ferner — was uns als Österreicher nicht interesselos läßt — Bemerkungen über die österreichische Armee und ihre Führer, die so ziemlich den Nagel auf den Kopf treffen.

Bei den Streitigkeiten der deutschen Generale untereinander braucht man sich nicht lange aufzuhalten. Die scheinen zum Handwerk zu gehören. Es ist aber immerhin interessant, zu vernehmen, daß die höchsten militärischen Führer, die ihren Untergebenen nicht genug von der strengsten und allerstrengsten Unterordnung zu predigen wissen, vielfach sehr unbotmäßige Gesellen sind. Der General Hoffmann stellt da zum Beispiel fest, daß die bewußten Eigenmächtigkeiten des kommandierenden Generals des ersten deutschen Armeekorps, General v. Franke, bei den ersten Schlachten in Ostpreußen eine ernste Gefahr für die dort kämpfenden Truppen bedeuteten. Dieser General hat Befehle, die er vom Armeekorps auf eigene Faust geführt, ohne seine Vorgesetzten auch nur einer Meldung über seine Aktionen zu würdigen. Ganz so, wie es der österreichische General Brudermann zu gleicher Zeit, aber mit einem viel verhängnisvolleren Ergebnis in Galizien tat.

Wenn bei solchen Anlässen die Generale ins Streiten kamen, wurde aus dem sachlichen Gegensatz allsgleich ein persönlicher. So erzählt der General Hoffmann, daß seine engen freundschaftlichen Beziehungen zu Ludendorff sofort in die Brüche gegangen waren, als er es einmal gewagt hatte, in einer politischen, nicht in einer militärischen Angelegenheit anderer Meinung zu sein als der Allgemaltige der Obersten Heeresleitung. „Ich bekam“, so berichtet er in seiner etwas zurückhaltenden Art, „den Groll der Obersten Heeresleitung auch persönlich durch eine Reihe von Anordnungen und Anfragen zu fühlen, und zwar in einer Form, die mir zeigte, daß große Männer auch recht klein sein können.“ (Seite 26.)

Freilich, die konservative Einstellung des General Hoffmann wurde durch derartige Erlebnisse nicht erschüttert. Er blieb, das zeigt sein Buch recht deutlich, auch nach dem Kriege ein den Monarchen, unter denen er gedient hatte, stets gehorsamer Untergebener, der selbst für offenkundige Lächerlichkeiten monarchischer

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Der Krieg der veräüßerten Gelegenheiten.

27

Gottähnlichkeiten kein Empfinden hatte. Er schildert die „Heerführertätigkeit“ seines unmittelbaren Vorgesetzten, des Generalfeldmarschalls Pringen Leopold v. Bayern, mit einer Selbstverständlichkeit, die geradezu zum Lachen reizt, in folgender Weise: Seine königliche Hoheit nahm Quartier auf einem kleinen Landgut. Er kam von dort um 11 Uhr zum Vortrag in das Geschäftszimmer des Generalstabschefs; er speiste mittags zu Hause, aber abends erschien er wieder um 12 1/2 Uhr zum gemeinschaftlichen Essen in der Offiziersspeiseanstalt.“

So also schlug S. k. k. die blutigen Schlachten! ...

Dafür durfte er einmal von einem Hügel aus einer Schlacht zusehen. Als aber einige Granaten in der Nähe einschlugen, wollte der besorgte General Hoffmann S. k. k. gleich wieder weggehen. Was der tapfere königliche Held mit der ungnädigen Bemerkung quittierte: „Sie gönnen mir nicht das kleinste Vergnügen!“ (Seite 156.) Und der General Hoffmann war gerührt über diese heroische Auffassung des blutigen Kriegsgeschehens! Er vergißt nicht, zu erzählen, daß S. k. k. geruhte, sich später noch einmal an der Spitze seiner Truppen zu zeigen. Das war beim Angriff auf Riga im Sommer 1918. Bei diesem „Angriff“ ging S. k. k. — man denke nur! — als erster über eine eben geschlagene Brücke! Die Russen hatten nämlich das Feuer der Angreifer gar nicht mehr erwidert, wie General Hoffmann selber berichtet, sondern ließen die Deutschen vor Riga Krieg spielen, soviel sie wollten... Da konnte S. k. k. leicht Tapferkeit mimmen!

Während General Hoffmann seine kaiser- und königliche Hoheiten mit der ganzen servilen Ehrfurcht des geborenen Monarchisten behandelt, spricht er dagegen von dem verbündeten österreichischen Kaiser sehr wenig schmeichelhaft. Er höhnt, daß der Kaiser Karl seine Feldherrentätigkeit im Herumreisen betrieben habe, und sagt, daß er aus einem zweistündigen Gespräch, das er mit dem jungen Kaiser über militärische Angelegenheiten geführt habe, den Eindruck gewann, daß dieser „dabei einen großen Mangel an Verständnis“ befundete.

Noch viel schlechter als der Kaiser kommt die österreichische Armee im Urteil des Generals Hoffmann weg. Er hat sie so oft versagen gesehen, daß seine schlechte Meinung begreiflich erscheint. Aber nicht allein das oftmalige Versagen der österreichischen Armee hat den preussischen General zu seiner herben Kritik veranlaßt, sondern mehr noch die Treulosigkeit ihrer Führer, von der er ein geradezu schändliches Beispiel erzählt: Ende Oktober 1914 war das deutsche Gardereservekorps der 1. österreichischen Armee, die von Dankl geführt war, vor Zwangorod zu Hilfe geeilt. Alles hing davon ab, daß während des mit Kraft einsetzenden Angriffes der Deutschen die österreichische Armee standhielt. Kam sie ins Wanken, dann mußten die deutschen Streitkräfte, wie schon einige Male vorher (und noch oftmals nachher) für das Versagen der Österreicher blutig büßen. In großer und begreiflicher Spannung harrete das deutsche Armeoberkommando der Nachrichten vom österreichischen Frontabschnitt. Da meldete sich am 27. Oktober um 1 Uhr mittags am Telephon des Generals Hoffmann ein deutscher Telephonist, der mit einem Teil der Fernsprecharteilung in Radom zurückgeblieben war, und berichtete:

Ich habe eben einen österreichischen Armeebefehl mitangehört, der hier durchgegangen ist... „Die 1. österreichische Armee soll sogleich den Rückzug antreten; es soll dies aber dem deutschen Gardereservekorps nicht vor 6 Uhr abends gesagt werden.“

General Hoffmann war außer sich über diesen tückischen Verrat der Bundesgenossen, der „Schulter an Schulter“ kämpfen sollte, aber anstatt dessen nicht nur eigenmächtig den Rückzug antrat, sondern diesen Rückzug überdies verheimlichte, um den Bundesgenossen um so sicherer in seiner gefährlichen Patzche sitzen zu lassen. Der für diese Freveltat Verantwortliche, der General Dankl, ist trotzdem in der österreichischen Armee von Ehren zu Ehren gestiegen und rumort übrigens noch heute als monarchistischer Drahtzieher im Lande Tirol herum. Was doch im deutschen Volk alles möglich ist!

Aus dem Buche des Generals Hoffmann geht auch hervor, daß der österreichischen Armee während der ganzen Dauer des Weltkrieges keine einzige große Operation geglückt ist, wenn sie auf sich allein gestellt war. Sie hat auf allen Kriegsschauplätzen versagt und mußte

## DER KAMPF

Nr.:

TAG:

28

Alfons Pehold.

überall durch deutsche Truppen gestützt werden, wenn eine größere Aktion gewagt werden sollte. Wo die Österreicher allein kämpften, konnten sie sich nur da und dort in der Defensiv halten, aber nirgends eine erfolgreiche Offensive bestehen. Oft versagten sie sogar in der Defensiv. Ohne die Unterstützung der Deutschen wären die Österreicher an allen Fronten schon in den ersten Kriegsjahren gänzlich zusammengebrochen. In Galizien wie in Italien, in Rumänien wie in Serbien vermochten sie sich nur dann durchzusetzen, wenn die Deutschen an ihre Seite traten. Der Weltkrieg hat damit nur das bekräftigt, was die vorhergegangenen Kriege schon recht klar und deutlich gezeigt hatten. Seit einem Jahrhundert hat die österreichische Armee keinen Krieg mehr gewonnen. 1859 und 1866 waren Stappen, der Weltkrieg war die Vollendung des militärischen Niederganges. Von einer „unbesiegten“ österreichischen Armee zu reden, wie es schwarze Verklärer einer nicht existierenden Sieges-Tradition versuchen, vermag angesichts der unbestreitbaren Tatsachen nur noch stupende Unwissenheit oder vorsätzliche Geschichtsfälschung.

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 4.2.1924

\* Ein Denkmal für die gefallenen Tiere  
des Weltkrieges. In England ist jetzt mit  
der Errichtung eines Denkmals begonnen worden,  
das ein „Monotaph“ aller der Tiere darstellen  
soll, die von englischer Seite im Weltkriege ge-  
opfert wurden. Dieses „Grab der Tiere“, das im  
Londoner Hyde-Park angelegt wird, geht auf  
Sammlungen der englischen Tierschutzgesellschaft  
zurück, die bereits mehr als 2000 Pfund für das  
Monument aufgebracht hat. Die Zahl der Opfer,  
deren Andenken hier verewigt wird, ist sehr groß.  
Es starben allein 384.000 Pferde im englischen  
Heer; auch Hunde wurden für die verschiedensten  
Zwecke zu Tausenden geopfert. Kamele, Renntiere,  
Elefanten und Ziegen liefen bei den Trans-  
porten, Katzen wurden bei wissenschaftlichen Ver-  
suchen geopfert; viele Brieftauben erlitten beim  
Bringen von Botschaften den Tod. Mäuse, Ka-  
narienvögel und andere Kleinvögel wurden ge-  
opfert, um die Wirkung der Giftgase zu erproben.  
Sogar Goldfische, die zur Prüfung von mit Gas  
vergiftetem Wasser verwendet wurden, mußten ihr  
Leben lassen. All diese Tiere werden durch das  
Denkmal geehrt. C. K.

## Der Verrat von Carzano.

Aus der Vorgeschichte.

Es dürfte noch in der Erinnerung zahlreicher Teilnehmer der Kämpfe in Südtirol sein, in welcher Gefahr sich die ganze Südtiroler Front im Sommer des Jahres 1917 befand, als durch den Verrat des damaligen österreichischen Reserveoffiziers Dr. Ludwig Pivko das Suganatal bei Carzano in der Nacht vom 15. auf den 16. September den Italienern geöffnet wurde. Dieser Verrat hatte es den Italienern ermöglicht, einerseits hinter dem Rücken der österreichischen Truppen durch das Suganatal über Borgo-Devico nach Trient, anderseits über die neugebaute Militärstraße von Caverno in das Fleimstal bis Auer vorzustoßen. Der ausgeheckte Plan kam dank des Mißtrauens der Italiener nur teilweise zur Durchführung.

Dr. Ludwig Pivko, der in der Vorkriegszeit Professor der Lehrerbildungsanstalt in Marburg war und es auch heute wieder ist, gab nun in der Zeit, wo jeder seine Memoiren schreibt, an zwei Broschüren unter dem Titel „Proti Avstriji“ („Gegen Österreich“) heraus, denen man folgende Einzelheiten entnehmen kann: Pivko rückte im Jahre 1914 zu einem bosnischen Landsturm-bataillon in der Krivoszi ein und fand unter den

zahlreichen tschechischen Offizieren seines Bataillons nach kurzer Zeit Gefinnungsgegnossen. In dieser Zeit begann er seine hochverräterische Tätigkeit damit, daß er die Mannschaft gegen Österreich aufhetzte und zahlreiche von ihnen zur Fahnenflucht verleitete. Interessant ist es, daß er dafür mittelbar das Verdienstkreuz bekam. Als nämlich eines Tages eine größere Partte von Herzegovcen zu den Montenegrinern übergehen wollten und sie Pivko dies meldeten, erklärte er sich sofort bereit, ihnen eine günstige Gelegenheit schaffen zu wollen. Er meldete seinem Kommandanten, daß er mit seinem Zug eine Aktion gegen eine vorgeschobene montenegrinische Stellung unternehmen wolle, und nahm dazu alle jene mit, die überlaufen wollten. Während sein Zug in einem Wäldchen vor der montenegrinischen Stellung Deckung suchte, schlich Pivko, durch Felsblöcke gedeckt, ganz nahe an die montenegrinische Stellung heran. Er begann sich durch Pfeifen und Rufen bemerkbar zu machen, worauf die Montenegriner statt der erwünschten Antwort ein mörderisches Schnellfeuer auf Pivko eröffneten. Geduckt hinter einem Felsblock, gab er seine Kappe aus Gewehr und begann zu winken. Da die Montenegriner mit dem Schnellfeuer nicht aufhörten, wurde Pivkos Kappe von sechs Kugeln durchbohrt, während ihm selbst das Handgelenk durchschossen wurde. Bei Einbruch der Dunkelheit in die Ausgangsstellung zurückkehrend, wurde

er sowie der Rest der Mannschaft beglückwünscht und ihm selber später für die „tapfere Haltung im Patrouillegefecht“ das Militärverdienstkreuz verliehen. Der fehlende Teil der Mannschaft war unter dem Schutz der Dunkelheit zu den Montenegroinern übergegangen und kämpfte in der „Herzegowinatruppe“ gegen Österreich.

Am 28. März 1916 kam Pivlo in die Schützengräben bei Dolmein. Sein Abschnitt stand unter dem Kommando des Majors Schmueb und gehörte der 15. Armee an. Bezeichnend für die Wertung des Bataillons ist der Divisionsbefehl, der forderte, daß auf Feldwachen nur Katholiken oder Muselmanen gehen dürfen und sich die Posten immer gegenseitig anrufen müssen, um festzustellen, ob der links- oder rechtsstehende Nachbar noch da sei. Kaum in der Stellung warm geworden, begann Pivlo darüber nachzusinnen, welche Folgen ein italienischer Durchbruch bei Dolmein für Österreich haben würde. Er wußte, daß die einzige Reserve der 50. Division Arbeiterabteilungen in Lubeno waren. In Pomolec und Idria konnten sich ihnen nur eilig herangezogene österreichische Verbände entgegenstellen. Mit der Erreichung der Lahnlinie Laibach—Welsberg wäre ein wichtiger Lebensnerve für die auf dem Doberdoplateau kämpfenden Truppen abgeschnitten. Seinen Plänen widerstrebt aber der Gedanke, daß das slowenische Krain der Schauplatz schwerer Kämpfe werden

würde. Bezeichnend für die Denkart der Bewohner von Dolmein ist die Mitteilung, daß sich die Töchter des Kaufmanns Brobec in Dolmein Pivlo gegenüber äußerten, daß sie die Untätigkeit der Italiener sehr schmerze, weil dadurch ihre Befreiung vom Joch der Österreicher durch die Italiener solange auf sich warten lasse. Der Gedanke, daß ein Durchbruch bei Dolmein für Österreich eine Todeswunde wäre, von der es sich nicht mehr erholen würde, ließ Pivlo bei Tag und Nacht keine Ruhe, und er beschloß, loszuschlagen. In der Nacht vom 2. auf den 3. April ging Pivlo mit einer Anzahl ihm blind ergebener Leute angeblich auf Patrouille ins Vorfeld, in Wirklichkeit aber, um mit den Italienern in Verbindung zu treten. Das österreichische Kommando war der Ansicht, daß die italienischen Gräben diesseits des Isonzo besetzt seien, während sie in Wirklichkeit von den Italienern schon lange geräumt waren. Deshalb kam Pivlo, ohne auf Italiener zu stoßen, an das Isonzoufer und begann sich durch Rufe den Italienern bemerkbar zu machen. Da aber diese darauf, wie immer in ihrer Nervosität, mit einem heillosen Gewehrfeuer antworteten, mußte Pivlo mit seinen Leuten Reißaus nehmen und sammelte noch in der Eile herumliegende italienische Waffen und Ausrüstungsgegenstände und brachte sie als „Beute“ in die Stellung zurück. Die Folge dieser „Hebentat“ war eine Zirkulardepeche, in der

Pivlo mit seinen Leuten für den Überfall auf die feindlichen Gräben bei Dolje die Anerkennung ausgesprochen wurde.

Tags darauf desertierten zwei Mann der Patrouille zu den Italienern und verrieten die ganze Stellung. Die Folge war eine mehrtägige Beschießung aller Unterstände und Kommandos durch die schwere italienische Artillerie. Wegen der fortwährenden Desertionen und Verrätereien wurde das Bataillon abgezogen und kam nach Terlan bei Bozen. Dort sollten die Disziplin und Moral der Truppen durch geeignete Vorträge gehoben werden. Pivlo sorgte dafür, daß die deutschen Offiziere des Bataillons möglichst viel dienstreif hatten, während er und einige tschechische Fähnriche die Mannschaft weiter verhetzten. Zur Zeit der Maioffensive im Jahre 1916 war Pivlo mit seinem Bataillon auf dem Wege von Sigmundskron—Bruned—Caderial nach Corvara. Sein Bataillon sollte wegen der Verluste der Österreicher bei der Sprengung des Col di Lana eingesetzt werden. Das Kommando führte Oberst Sparber. Am 4. Mai hatte das Bataillon Stellungen auf dem Sief bezog. In dieser Gegend verrichteten zahlreiche russische

Kriegsgefangene Arbeiten im Stappenraum und mußten selbst bis in die Stellungen Holz und Munition schleppen. Wegen der schlechten Verpflegung und des schweren Dienstes versuchten zahlreiche nach Italien zu fliehen. Meist wurden sie jedoch in der Felswildnis von Posten eingefangen.

Pivlo hatte schon geraume Zeit vorher den ganzen Abschnitt ausspioniert und besaß eine Menge von Skizzen und Karten. Er selbst fandte intelligentere Unteroffiziere in die verschiedenen Nachbarabschnitte, um dort die Lage der Kavernen und die Geschützstände auszuspiionieren. Auf diese Art hatte er schon reichliches Material gesammelt und er sann nach, wie er es den Italienern übermitteln könnte. Da kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Eines Tages brachten seine Leute einen häßlichen russischen Kriegsgefangenen nach Laste. Dieser war in den Höhenstellungen bei dem Versuch, mit mehreren anderen nach Italien überzulaufen, gefaßt worden und sollte erschossen werden. Pivlo jedoch nahm ihn zu sich und sagte ihm, daß er ihm noch diese Nacht helfen werde, nach Italien zu kommen. Er handigte ihm ein umfangreiches Paket ein, das die ganzen Stellungen

vom Val Parole bis Urabba mit genauer Angabe aller Geschütze, belegt durch Skizzen, enthielt. Er beauftragte den Russen, nach Ornela zu gehen und das Paket dem dortigen italienischen Kommando zu übergeben und zu sagen, daß es vom serbischen Offizier Ivan Pavlin sei.

Im Juli war Pivlo mit seinem Bataillon wieder auf dem Sief. Sein Bataillonskommandant war Hauptmann Grüller. Dem Stabe zugeteilt waren viele Adelige, darunter auch die Grafen Czernin und Zichy. Auf dem Sief hielt später Pivlo mit ein paar Bosniaken durch einen ganzen Tag eine vorgeschobene Felsnase, die erst vor kurzem den Italienern entzogen wurde, im schwersten feindlichen Artilleriefeuer besetzt und schlug heldenmütig ein paar angelegte italienische Angriffe mit Handgranaten zurück. Er erhielt hierfür den Orden der Eisernen Krone 3. Klasse, erregte aber gleichzeitig das Mißfallen seiner Mitbewerbern, die von ihm verlangten, daß er sich mit ihnen den Italienern hätte ergeben sollen. Er verwies darauf, daß er damit den Italienern nicht genügt, seinen eigenen großen Plänen jedoch geschadet hätte.

## Der Verrat von Carzano.

Pivko im Sogantatal.

Im November 1916 bezog das Bataillon, dem Pivko zugeteilt war, die ihm zugewiesenen Stellungen vor Borgo am Bache Mafio. In dieser Zeit hatte Pivko schon unter der Mannschaft und den slowischen Offizieren seines Bataillons zahlreiche Gesinnungsgenossen. Sein oben erwähnter Vorfah, nicht einfach zu den Italienern zu desertieren, sondern als eine Art von „Held“ in den italienischen Gräben zu erscheinen, war fortan der Leitgedanke seiner Unternehmungen. Schon im Winter machte er Versuche mit den Italienern in Verbindung zu kommen, doch war ihm dies nicht möglich, weil die italienischen Stellungen im Bocterrain geräumt waren und ihre Hauptstellung einige hundert Meter dahinter lag. Ein Anschleichen an die Gräben war aber wegen des hohen Schnees nicht möglich. Ein Besuch der verlassen italienischen Gräben gibt ihm bald Anlaß zu einer erfolglosen Meldung, daß seine Abteilungen die feindlichen Gräben überfallen hätten. Einige vorgefundene italienische Gewehre und Ausrüstungsgegenstände müssen als Beweis dienen und werden auch als solcher angenommen. Der Brigadier General Biale war darüber sehr erbaut und verlieh über 40 Auszeichnungen.

Die Monate bis Juli verbrachte Pivko und seine Verschworenen (fast ausschließlich Tschechen) mit dem Sammeln von Material, mit dem sie sich den Italienern vorstellen wollten. Pivko trieb

sich in den verschiedenen Kanjalen und bei Batterien herum, während seine instruierten Unteroffiziere mit fingierten Ordnern im Stappenraum und in den Nachbarabschnitten ausspähten. In Pivkos Unterstand wurde dann das gesammelte Material vom tschechischen Führer Bongotel fein abgepaust und ergänzt. Am 11. Juli hatte Pivko den Bericht an das erste italienische Armeekommando fertig. In diesem Schreiben zeigte er den Italienern an, daß ihnen über kurz oder lang durch eine deutsch-österreichische Offensive, vorläufig noch unbekannter Stoßrichtung, große Gefahr brohe und daß sie der bevorstehenden österreichischen Offensive durch einen kräftigen Vorstoß über Scuvico—Pergine und Trient einerseits, über Scurelle—Calamitotal ins Fleimstal bis Auer andererseits zuvorkommen mögen und die einzige und lebenswichtige Eisenbahn für Südtirol in die Hand bekommen. Weiter tekte er dem italienischen Generalstab mit, daß sich im Stappenraume nur verhältnismäßig geringe deutsche Truppenteile befänden, die aber vor dem Vormarsch an den Nonzo ständen. Er empfahl den Italienern, nach beigelegten Skizzen Brückenbaumaterial bereit zu halten und stellte ihnen aus dem Kreise seiner Verschwörer für den Vormarsch Führer zur Verfügung. Eine Alarmierungsgefahr bestände nicht, weil seine Verschworenen schon unterrichtet und bereit seien, im gegebenen Moment alle Telefonleitungen zu den einzelnen Batterien, zur ersten Gebirgsbrigade und zur 181. Brigade und zur elektrischen Zentrale, die die Drahtverhane mit Strom zu versorgen hatte, zu zerföhren.

Als Überbringer fungierte der tschechische Zugführer Mejnek. Das Paket, das eine große Anzahl von Karten und Plänen enthielt, die Pivko von den nichtahnenden Offizieren der verschiedenen Truppenteile erhielt, war versiegelt und Mejnek trug es in der Nacht des 24. Juli über die österreichischen Drahtvergnisse hinüber zu den Italienern. Den Tag darauf um 12 Uhr mittags stiegen an der Masobrücke zwei schwere italienische Granaten als verabredetes Zeichen ein, daß die Italiener das Paket erhalten hätten. Der Zugführer Mejnek war nämlich unbemerkt bis in die italienischen Gräben gekommen und rief dort den kartenspielenden, etwas überwachsten Italienern die im Park der Villa Bussa eingeübten Worte: „Io sono parlamentario“ zu. Er wurde darauf von einem Kommando zum anderen geführt und wurde schließlich, da er sich weigerte, das Paket zu übergeben, in ein Auto geladen und in laufender Fahrt ging es noch in der Nacht nach Vicenza. Das Paket wurde dort sofort von einigen höheren Offizieren in Empfang genommen und durchstudiert. Darnach ging es über Bassano im geschlossenen Auto zurück ins Euganatol. Er brachte Pivko ein Schreiben mit, in dem stand, daß ein höherer italienischer Offizier bereit sei, mit Pivko in der Nacht vom 21. bis 23. in der Zeit zwischen 22 und 24 Uhr zusammenzukommen. Als verabredetes Signal waren angemacht zwei weiße Raketen. Es erschien in der italienischen Stellung der Cav. Cesare Finci, ein hoher italienischer Generalstabsoffizier der in dieser Nacht wichtige Unterredungen führte.

Er teilte Pivko mit, daß er seinen Plan geheime und daß dieser bereits Cadorna vorgelegt worden sei. Diese Unterredungen fanden jede Woche mehrmals zur Nachtzeit statt. Das Ansehen des Cav. Finci stieg beim Oberkommando von Tag zu Tag, denn seine Berichte an das Oberkommando waren auf Grund der von Pivko erhaltenen Informationen von enormer Wichtigkeit. Pivko verrichtete auch alle geplanten Aktionen der 18. Division, und zwar die Coalba-Unternehmung des Bataillons 1/63 am Civaron, den Feuerüberfall auf das italienische Lepusettelager, den Überfall des vierten Bataillons der Deutschmeister auf die Vorkampfstellung Fontanella und den geplanten Sturmpatrouilleangriff auf den von den Italienern besetzten Bahnhof von Agnedo. Als Frucht dieser Verräterei mißlang gleich der erste Überfall des ungarischen Bataillons auf Coalba und 40 Ungarn küßten Leben und Freiheit ein, denn Pivko hatte den Angriff mit Raketen signalisiert. Auch der Angriff der Deutschmeister auf Fontanella brach im Säurenebel der ihrer harrenden Italiener zusammen. Umso höher ist es aber der Sturmpatrouille zu wert, daß ihre Unternehmung gegen den Bahnhof von Agnedo trotz vorherigen Verrates durch Pivko, vollkommen gelang.

Die Folgezeit diente der Vorbereitung des Durchbruches im Euganatol. Er war für den 13. September angesetzt. Finci überbringt Pivko Opiumpulver, das, in die Feldfläche geschüttet, die Mannschaften betäuben soll. Nach allen Seiten gehen Spione in die Nachbarabschnitte aus. Pivko trägt nun selbst die militärischen Pläne

in Vorbereitung des Führers Kohoutel zum Kommando des 136. italienischen Infanterieregimentes nach Strigno. Am 10. September besuchten mehrere Offiziere des 136. italienischen Infanterieregimentes in Begleitung des Cav. Finci Pivko in seiner Stellung, der zu diesem Zwecke für sie am vorhergehenden Abend Bosniakenuniformen in die italienischen Stellungen hinübergeschafft hatte.

Am 11. September befand sich Pivko mit seinen Verschwörern in einer sehr heißen Situation. Er erhielt vom Divisionskommando den Befehl, zwei Soldaten wegen Hochverrates und Einverständnisses mit dem Feinde zu verhaften und nach Tebe eskortieren zu lassen. Der Koch Urban, ein Tscheche aus Prag, hatte dem Kommandanten der 18. Division die ganze Verräterei des Pivko melden wollen, war aber nicht vorgekommen, sondern verhaftet worden, da er nicht im Dienstweg (!) die Meldung erstattet hatte. Pivko überlegte einen Augenblick, ob er fliehen sollte. Er beschloß zu bleiben und verteilte seine Bosniaken, mit Handgranaten bewaffnet, in die Umgebung der Baracke, wo die Untersuchung stattfand, um, wenn die Sache schief ging, die Kommission niederzuschlagen und Pivko zu befreien. Da aber die Angaben des Koches über den geplanten Verrat, in Anbetracht der mangelhaften militärischen Kenntnisse dieses Mannes, ziemlich konfus klangen, gelang es Pivko, sich geschickt aus der Klemme zu befreien. Der Koch wurde schließlich als ein psychologisches Rätsel erklärt und der Auditor Hauptmann Klima sprach beide Angeklagten frei.

Zwei Tage nach dieser Affäre wollte Kaiser Karl im Euganatol am Caldonazzosee zu Besuch. Kaiser Karl kam beim Abschreiten der Offiziere auch zu Pivko. Er blickte auf den Adjutanten und dieser sagte ihm: „Zarowol, Majestät, das ist der Verdächtige.“ Der Kaiser zog Pivko ins Gespräch, erkundigte sich nach seinen Auszeichnungen und sagte zum Schluß: „Es hat mir sehr getan, daß auf Sie ein Schatten geworfen wurde. Grüßen Sie mir meine Bosniaken.“

Wek aber der Kaiser angeordnet hatte, daß Pivko das Kommando an den Major Ladomi übergeben und zum Stab der 11. Armee kommen sollte, drängte Pivko zu raschem Handeln. Am 15. September trafen aus Italien Opiumpulver und Schnäpfe mit Opiumbeigabe ein. Um 2 Uhr wurden die Leitungsdrähte durchschnitten, während gleichzeitig die Turbine in der elektrischen Zentrale den Dienst versagte. Die Verschwörer hatten nicht genachtmahlt. Die übrige Besatzung von Civaron bis zum Calubio lag im Opiumrausch und eine Telegraphenleitung nach der anderen wurde durchschnitten. Im Euganatol herrschte himmlische Ruhe. Zwei Offiziere und neun Mann waren nach Strigno abgegangen, um die italienischen Truppen zu führen. Mehr als zwei Stunden

TAG:

den vergingen, bis das erste italienische Militär, Urbiti in Gummißhagen, eintraf. Um Mitternacht hatten sie bereits die erste Linie ohne Schuß besetzt. Doch der Nachschub stockte. Erst gegen früh traf der Bersaglieremajor Ramorini ein, obwohl er schon um 12 Uhr nachts hätte eintreffen sollen. Vergeblich wartete Pivko auf das planmäßige Eintreffen der Alvini- und Bersaglieribataillone, die den Tiverton und den Salubio besetzen sollten. Diese trafen erst bei Tagesanbruch ein und wurden gleich beim Überschreiten des Baches durch heftiges österreichisches Artilleriefeuer der wahrgewordenen Mannschaften niedergehalten und zurückgetrieben.

Pivko befand sich als Geisels, nicht wie er erhofft hatte, als Held, in Gesellschaft des Majors Ramorini und der Leutnant Cesatini ging mit gezogener Pistole neben ihm, weil ihm Ramorini abso. kein Vertrauen schenkte. Um 9 Uhr, als die Italiener, von den eilig herbeigezogenen, bunt durcheinander gemischten österreichischen Verbänden angegriffen, in wilder Flucht zurückströmten, schloß sich ihnen Pivko an und floh nach Strigno. Unterwegs sah er Massen von Radfahrern, Bersaglieri und Alvini, Artillerie- und Autokolonnen, zum Durchbruch bereit, an der Straße stehen, doch sie waren zu spät angekommen, denn die Italiener hatten, ohne Pivko zu verständigen, den Beginn der Aktion um eine Stunde rückverlegt und rechneten überdies ab

15. September nach der Winterzeit, wodurch sich eine Zeitdifferenz von drei Stunden ergab, die die Österreicher vor einer schweren Katastrophe bewahrte

In der Folgezeit organisierte Pivko in Italien aus Mannschafts- und Offizierskreisen slawischer Nationalität den sogenannten „Reparto Jugoslavo“, d. i. ein jugoslawisches Freiwilligenbataillon unter seinem Kommando. Doch hatte seine Agitation nicht den entsprechenden Erfolg, da selbst das damalige südslawische Komitee in Rom ihm gegenüber eine ablehnende Haltung einnahm und ihm Hindernisse bereitete, wo immer es nur konnte. Zum Schusse des Krieges zählte der „Reparto Jugoslavo“ 930 Mann und 33 Offiziere. Der Nationalität nach waren es 629 Serben, 163 Kroaten und 118 Slowenen. Dem Glauben nach 631 Orthodoxe, 274 Katholiken und 5 Mohammedaner. Der größte Teil der Mannschaft stammte aus der Herzegowina und Bosnien, nämlich 409, während nur 29 aus der Steiermark und gar nur 3 aus Kärnten stammten. Im Kampfe an der Front stand unseren alpenländischen Truppen, die im Verein mit der tschechoslowakischen Legion kämpfende Kompanie des Leutnants Vidmar aus Laibach am Monte Grappa gegenüber, während im Sekt or Tiverton und am Albisio der Leutnant Kovacic aus Untersteiermark als Gegner den Kaiserjägern und dem Landwehrregiment Nr. 23 aus Marburg gegenüberstand.

SEELIGER, Emil  
FRANZ JOSEF

## „Noch ist Lemberg in unserem Besitz.“

Die eigenhändige Stilisierung des  
Kaisers Franz Josef.

Von

Emil Seeliger.

Von allen offiziellen und offiziellen Äußerungen unseres Obrigkeitstaates während des Weltkrieges ist keine derart konsternierend in die Seele der gesamten Öffentlichkeit gefahren, wie dieser eine kurze Satz. Nicht einmal das ein Menschenalter vorher beim Ringtheaterbrand amtlichem Mund entfallerte „Alles ist gerettet“ zeitigte als Schlagwort ganz Wiens auch nur annähernd so nachhaltige Wirkung. Ja, will heute, fast ein Jahrzehnt nach dem Dröhnen jener Ereignisse, jemand scharf umrissen das Antlitz der damaligen Monarchie zeichnen, so zittert er mit vielsagendem Blick todsicher bloß das eine: „Lemberg noch in unserem Besitz“. Wie ist jene so unglückselige Meldung, die beruhigen sollte, aber wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Vertrauen der Gesamtbevölkerung zu jäher Hoffnungslosigkeit niederriß, zustande gekommen? Da ich selbst an der Sache persönlich sozusagen nicht ganz unbeteiligt war, kann ich die nun bloß noch geschichtlich zu wertende, darum aber nicht weniger interessante Angelegenheit in ihren Einzelheiten hier objektiv wiedergeben. War ich doch bei Kriegsbeginn Pressereferent im Präsidialbüro der militärischen Zentralstelle, deren Lösung hieß: Die Bevölkerung soll unter jeder Bedingung zuverlässig bleiben.

Deshalb waren auch die „Höfer-Berichte“ der ersten Kriegswochen lückenlos schmetternde Fanfaren, die in Extraausgaben jubelnd widerhallten. Bis dann Anfang September 1914 schon allzuhart im Raume östlich Lemberg sich die Sachen stießen. Unsere strategische Lage in Galizien war, was damals bei Todesstrafe auch nicht angedeutet werden durfte, schon von Haus aus eine verzweifelte. Das versteht sofort auch der Laie, wenn er sich einen liegenden Ritter vorstellt: sein Kopf hieß Lemberg, der Rumpf Przemyśl, seine Füße Kratau. Rumpf und Füße dieses Ritters waren schwer gepanzert, nämlich als Hauptfestungen Przemyśl und Kratau. Der Kopf Lemberg aber blieb ganz ungeschützt. Diesen dem Feind zunächst liegenden Kopf unserer Reichsfront schon in Friedenszeit zu einer Festung auszubauen, daran konnte, trotz jeweiliger Kassandrarufer Courads, bei dem chronisch unzureichenden Budget und dem Widerstand einzelner Abgeordneter im Heeresauschuß niemals gedacht werden. Darum mußten zu Kriegsbeginn 1914 im Vorfeld von Lemberg schleunigst wenigstens feldmäßige Erddeckungen aufgeworfen werden. Sie waren kläglich genug. Natürlich zeigte sich gekommenen Augenblicks der Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch nicht so gefällig, wie wir ihn braucht hätten; knüttelte vielmehr sofort mit vollster Wucht auf den so notdürftig geschützten Lemberger Kopf. Das heißt, seine drei konzentrisch auf dieses Hauptziel loshämmernden Armeen Iwanow, Rußlij und Brussilow zertümmerten schon im ersten Anprall den Schädel des viel zu schwachen Brudermann: Galiziens Hauptstadt war von allem Anfang nicht zu halten; die k. u. k. Armeen mußten, bei Gefahr sonstiger Vernichtung, nach dem mittleren und westlichen Landesteil zurückgezogen werden.

Wie aber um Gottes willen solch schwerwiegende Nachricht der Bevölkerung, die man seit mehr als einem Monat nur mit Siegesnachrichten gefüttert und gegen jedwede Auslandsmeldung hermetisch abgeschlossen hatte, verkünden? Der ungünstige Heeresbericht des A. D. R. über den schweren Mißerfolg der Lemberger Dedungsarmee Brudermann war Mittwoch den 2. September 1914 beim Wiener Kriegsüberwachungsamt als oberster Zensurbehörde eingelangt. Deren Vorstand, der Feldzeugmeister Schleyer, beriet sogleich eingehend mit dem Kriegsminister Ritter v. Krobatin über die Festsetzung einer milder klingenden Form. Die zwei höchsten Generale der militärischen Zentralstelle waren weniger fürs Vertuschungssystem. Aber schon seit Kriegsbeginn hatte das Ministerium des Äußern Einfluß auf den Inhalt aller Höfer-Berichte genommen: Graf Berchtold verlangte stets sorgfältigste Redigierung des Textes unter Hinweis auf Italiens und Rumaniens Haltung, die absolut nicht ungünstig beeinflusst werden dürfte. Eine geradezu naive Auffassung des damaligen Außenministers, der sich einbildete, die beiden Nachbarn würden sich einzig und allein durch unser amtliches Sprachrohr überzeugen lassen!

Der von Schleyer und Krobatin also tunlichst in Berchtold'scher Sinne garnierte Heeresbericht wurde durch mich schleunigst zum Presseschef des Ministeriums des Äußern, Herrn v. Montolon, getragen. Aber dieser Herr gebärdete sich beim Lesen des hienin schon verwaschenen Textes ganz außer sich, wie man so

gefährliche Nachricht überhaupt zu verkantbaren sich getraue. Er rief sofort telephonisch den Feldzeugmeister Schleyer an und betonte sehr erregt, es sei ganz ausgeschlossen, so eine Bombe ins Publikum zu werfen. Schleyer konterterte erneut mit dem Kriegsminister, aber die zwei Chefgenerale sahen sich außerstande, für die so harte Tatsache noch weichere Töne zu finden. Sie wußten schließlich keinen anderen Rat, als daß Feldzeugmeister Krobatin sich noch um 8 Uhr abends telephonisch beim Kaiser in Schönbrunn zur Audienz anmelden ließ. Der Kriegsminister fuhr hinaus, wurde sofort empfangen und unterbreitete dem Monarchen den schwierigen Fall. Und wie so oft schon in den chronischen Krankheitsstadien seines Reiches, sah der Kaiser im Augenblick der Entschlußfassung einen seiner obersten Räte ratlos vor sich, sah sich der damals vierundachtzigjährige Greis gezwungen, aus sich selbst heraus eine Entscheidung zu treffen. Er las, das Haupt tief auf den Schreibtisch gebeugt, mit knieerbewaffnetem Auge immer wieder den vom Kriegsminister unterbreiteten Heeresbericht: „Die einwöchige erbitterte Schlacht im Raum Zamosc—Tyszowce führte gestern zum vollständigen Siege der Armee Ruffenberg. Scharen von Gefangenen. Bisher 160 Geschütze. Russen im Rückzug über den Bug. — Auch bei der Armee Dankl, die nun Lublin angreift, ununterbrochen Erfolge.“

Da nahm der greise Kaiser den traditionellen Bleistift und schrieb mit seinen charakteristisch feinen Buchstaben dazu:

„In Ostgalizien Lemberg noch in unserem Besitz. Aber insolge stets anwachsender Uebermacht des Feindes ist die Lage dort eine sehr schwierige geworden.“

Das lasen Donnerstag den 3. September 1914 die Wiener, las die ganze Monarchie aus den Zeitungen und von Maueranschlägen in neunzehn Sprachen: und zum erstenmal seit Beginn der Schicksalszeit vibrierte es in den Grundfesten der tausendjährigen Großmacht wie Ahnung einer ungeheuren Zukunftsgefahr.

## Zeitgenössische Schlagworte.

Von M. Aufferberg-Komarow,  
Kriegsminister a. D.

Wer kennt nicht den Wert, die Bedeutung, ja die Macht von Schlagworten? Im privaten und öffentlichen Leben, im sozialen und politischen Betriebe schreiten sie dominierend einher, und will man eine Idee propagieren, ihren Einfluß auf die Massen und auf die öffentliche Meinung sichern, so gibt es kein besseres Mittel, als sie in ein Schlagwort zu kristallisieren und dann in die Menge zu werfen. Bitter- und Zeitperioden standen unter dem Einfluß von Schlagworten. Bis zum Mystizismus — wie z. B. durch den Ruf: „Gott will es“, der das mittelalterliche Europa zu den — heutzutage gar nicht verständlichen — Kreuzzügen in Bewegung setzte. Die „Revanche pour Sadowa“ ging nach 1866 merkwürdigerweise von den Pariser Boulevards aus, berauschte förmlich die stets gläubigen Franzosen, führte sie bis Sedan, um dann später als reine Revancheidee mehr im stillen, doch umso intensiver im Herzen aller Franzosen weiter zu leben, bis der 2. August 1914 die Erfüllung des nationalen Sehnsüchtes einleitete. Der Drang nach dem Süden, nach dem Meer, bildete seit Jahrhunderten den gärenden Wunsch der ungeheuren Massen des sarmatischen Reiches. Kräftigt geschürt durch die obersten Autoritäten, konzentrierte sich dieses Streben in den Kampf gegen den Basurman (den Türken), sowie in das Schlagwort: „Aufsichtung des griechischen Doppelkreuzes auf der Hagia Sophia“. Wenn indessen die Ziele auch praktisch geworden sind, so blieb das Streben doch unverändert. Daran wird weder die Staatsform noch die Regierungstendenz etwas ändern. „Trento e Trieste“, und vorher „Italia fara da so“, waren die Schlagworte, in denen sich durch Jahrzehnte die irredentistischen Bestrebungen Italiens vereinten und den ehrfurchtigen Bestrebungen offizieller und inoffizieller Politiker die Handhabe boten, den leicht erregbaren Volksmassen Ziel und Richtung zu geben.

Solche Beispiele könnte man zu Duzenden anführen. Sie würden beweisen, daß große, ja epochale Bewegungen unter dem Einfluß von Schlagworten zur Ausführung gelangten. Freilich unter der Voraussetzung, daß Zeit und Umstände hierfür reif waren, oder daß — transzendental gedacht — das Weltgeschick den Moment des Eingreifens für gegeben erachtete. Doch auch ohne daß hierbei welt- und staatenbewegende Ereignisse in Erscheinung treten, können Schlagworte für die Mentalität und die Gedankenrichtung einer Zeitperiode beziehungsweise der in ihr lebenden Menschenschicht bezeichnend sein. Man könnte sie also einer Photographie der herrschenden Gedanken- und Gesinnungsrichtung gleichhalten. Das tritt z. B.

derzeit in ecklatanter Weise in dem Umstand zu Tage, daß Börsen- und finanztechnische Fachausdrücke eine Verbreitung und Vertiefung erhielten, also zu Schlagworten wurden, wie dies vor ein bis zwei Dezennien kein Mensch für möglich gehalten hätte. Valorisation, Devaloration, Inflation, Deflation, Rentenemission, Anlageeffekten, Dividen und ähnliche Benennungen waren früher kaum einem unter Hunderttausenden bekannt, während heutzutage jedweder, fast bis zum Abschöpfen herab deren Bedeutung kennt, sie aber gewiß bei allen geselligen Zusammenkünften, selbst im intimsten Kreise, das Gesprächsthema fast be-

herrschen. Auf der Straße gehend, hörte ich jüngst zwei Frauenstimmen lebhaft debattieren, ob man die „Jungen“ kaufen, oder die „Bezugrechte“ verkaufen soll. Mich umwendend, gewahrte ich „zwei Damen aus dem Volke“, Köchinnen oder Bedienerinnen. Vielleicht war dies noch bezeichnender, als wenn sich dies auf Vertreterinnen des herabgekommenen Mittelstandes bezogen hätte, wo die hereinbrechende Not und die ungenügenden Befehle zu Börsentransaktionen geradezu zwingen, um das Leben fristen zu können. Freilich, um dann in leider nicht allzu seltenen Fällen eine heilagenswerte Katastrophe auszulösen, an der die Opfer eigentlich doch ganz schuldlos sind.

Die Gestung und den Aktionsradius, die derzeit Schlagworte aus der Börsentechnik sowie aus den finanziellen Geschäftsbetrieben erlangt haben, erwarben vor wenig Jahren Nomenklaturen aus dem militärtechnischen, taktischen, ja selbst strategischen Vortisch. Schützengraben, Drahtverhau, Wollgruben, spanische Reiter, Flatterminen, Schrapnell, Aufschlagsgelder, Sperrfeuer, Feuerstaffel, Stoßtrupp und ähnliche taktische Fachausdrücke wurden zum Gemeingut und selbst für den gewöhnlichen Gebrauch in den Vortisch aufgenommen. Doch auch höher hinauf, aus der strategischen Terminologie, hört man Fachzeichnungen im Gespräch — oft in launiger Weise — Anwendung finden, besonders den bald nach Beginn des Krieges erfundenen Ausdruck der „Umgruppierung“. Tatsächlich wurden ja auch die Armeeeinheiten nach einem geänderten operativen Kalkül umgruppiert, doch war dies häufig mit einer allgemeinen retrograden Bewegung verbunden. Diese wurde vor allem von der öffentlichen Meinung festgestellt, während die Motive, die dazu geführt hatten, weder genannt noch gewürdigt wurden. Dadurch gewann das Schlagwort „Umgruppierung“ eine ominöse Bedeutung und wurde prompt in den Köcher spottgespitzter Pfeile versenkt, wie dies schon eine spezifisch österreichische Eigenschaft war und immer sein wird.

Zu einem geflügelten Wort wurde auch der aus einem anfänglichen Kriegsbericht entnommene Passus: „Lemberg noch in unserem Besitz“. Wie kam's denn damals zu diesem Wöses prophetisierenden Passus, der bazumal so ungeheures Aussehen erweckte und tatsächlich eine Periode von Kriegsberichten einleitete, die — entsprechend dem Gang der Ereignisse — trüber und trüber lauteten? Wie bekannt, trafen am nordöstlichen Kriegsschauplatz Offensibe und Offensibe auf einander. Bei den Russen motiviert durch ihre gewaltige Überlegenheit (der Mobilisierungsbefehl bezog sich auf 111 Divisionen) und ihr positives Kriegsziel: die Zertrümmerung Österreich-Ungarns; bei diesem durch das opferfreudige Bestreben, die Hauptlast des Kampfes auf sich zu nehmen, um dem deutschen Bundesgenossen die Möglichkeit eines raschen und entscheidenden Erfolges am westlichen Kriegsschauplatz zu geben. Die nächsten Folgen des offensiven Zusammenstoßens äußerten sich in den siegreichen Schlachten von Krasnii und Komarow, doch auch in den verlustreichen Kämpfen östlich von Lemberg, wo nacheinander das dritte, siebente, erste und zwölfte Korps den weit überlegenen Russen das Feld überlassen und westwärts über Lemberg zurückgehen mußten. Besonders die Räumung Lembergs fiel zeitlich mit der siegreichen Entscheidung bei Komarow zusammen. Das mußte nun der gesamten Bevölkerung irgendwie bekanntgegeben werden. Es ist begreiflich, wurde auch in allen Kriegen und von allen Staaten so gehalten, daß, namentlich am Beginn eines Krieges, ungünstige Nachrichten möglichst verschleiert der Bevölkerung bekanntgegeben wurden. Es bedarf keines detaillierten Beweises, daß bei der nervösen Empfindlichkeit, die großen Massen eigen ist, alles vermieden werden muß, was das Vertrauen und die hieraus fließende Opferwilligkeit der Bevölkerung erschüttern kann. Hier war nun so ein Fall gegeben. Vom operativen Standpunkt aus bedeutete nämlich die zeitweilige Preisgabe Lembergs noch kein so besonderes Unheil. Dies konnte man eben den breiten Massen nicht in einem Lehrgebicht vorführen. Es erübrigte daher nur, die voraussichtliche Evaluierung der bedeutenden Provinzialhauptstadt womöglich im Verein mit einer Siegesbotschaft zu kredenzen. Hierzu war aber die Gelegenheit durch den Sieg bei Komarow in typischer Weise gegeben. Daher lautete das Communiqué vollinhaltlich: „Eintägige erbitterte Schlacht im Raume Jamosc — Szygawec (Komarow) führte gestern zum vollständigen Siege der Armee Russenbergs. Scharen von Gefangenen, bisher 160 Geschütze erbeutet. Russen im Rückzug über den Bug. Auch bei der Armee Dank, die nun Lublin angreift, ununterbrochene Erfolge. In Ostgalizien Lemberg noch in unserem Besitz. Gleichwohl dort Lage gegenüber stark überlegenem russischem Vorstoß sehr schwierig.“

Es wurde also die Nachricht von der zu erwerbenden Aufgabe Lembergs gewissermaßen auf dem Rücken des Sieges von Komarow angetragen. Vielleicht wäre es besser gewesen, die in jenem Moment tatsächlich bereits erfolgte Räumung einfach zuzugeben, die Tatsache des Sieges aber mehr zu unterstreichen; denn gerade die eigentümliche Fassung „Lemberg noch in unserem Besitz“ lenkte die Aufmerksamkeit, doch auch das Mißtrauen der öffentlichen Meinung auf diesen Passus, der zu einer sachlich nicht begründeten Bedeutung heranwuchs. So wurde dann ein Schlagwort darauf, das, oft in häßlicher Weise variiert, bei jeder möglichen und unmöglichen, also berechtigten und unberechtigten Gelegenheit kolportiert wurde. Noch gelegentlich der Nationalratswahlen im Jahre 1923 auf Plakaten der sozialdemokratischen Parteileitung.

Schlagworte gleichen in gewissem Sinn dem guten oder üblen Ruf einer Frau. Sie sind unfassbar. Oft aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzt, können sie unter Umständen trotzdem das Geschick wesentlich beeinflussen. Von Personen, Parteien, doch auch von Völkern und Staaten.

### Der Verrat von Carzano.

Im Verlage der ÖH- Legionäre in Marburg sind zwei weitere Bücher des als Verräter von Carzano bekannten Hauptmannes i. d. R. Dr. Ludwig Pivko erschienen. Das eine heißt: „Jablans mod frontama“ (Apfel zwischen den Fronten), das andere „Vulkanska tla“ (Vulkanischer Boden). Beide Bücher schildern Details aus der „Verrat“-sache, die wir schon einmal in kurzen Umrissen brachten. Wir entnehmen beiden Büchern einige weitere Stellen.

Wie die Fahrt des Zugführers Mejnec nach Vicenza bemantelt wurde.

Am 10. Juli 1917 war ein italienischer Flieger über die österreichischen Stellungen im Val Sugana gestiegen und streute eine Menge von Flugzetteln aus. Das österreichische Kommando gab den Abschnittskommanden den strengen Auftrag, alle diese Zettel zu sammeln und an das Divisionskommando abzuführen. Dieser Befehl kam dem Oberleutnant Pivko wie gewünscht. Der Flieger hatte auch über den Feldwachenstellungen in der Nähe von Spero einige Pakete von Flugzetteln abgeworfen und Pivko erbot sich nun, durch geeignete Patrouillen diese Zettel im Vorfeld sammeln zu lassen. Eine dieser Patrouillen führte der Zugführer Mejnec. Ihn waren lauter junge Bosniaken zugeteilt worden.

Bei anbrechender Dunkelheit schlüpfen sie sich aus der Stellung. Mejnec voran. Pivko hatte ihm vorher das Paket mit den Plänen der österreichischen Stellungen, Skizzen usw. ausgehändigt und ihm aufgetragen, sich im gegebenen Moment von den paar einfältigen Kerlen, die er ihm mitgab, fortzustehlen und später etwas zu erfinden. Die Bosniaken hatten richtig ihren Kommandanten bald aus den Augen verloren und beschloßen, auf ihn zu warten. Mittlerweile taten

sie sich, an den Abfeln im zerschossenen Spero gütlich. Als aber ihr Kommandant bis gegen Morgengrauen noch immer nicht heimkehrte, wanderten sie zur Stellung zurück und meldeten den Abgang des Zugführers. Dieser war, wie schon im vorigen Artikel geschildert, zu den Italienern hinüber geschlichen, hatte dort angegeben, daß er wichtige Dokumente für die zweite italienische Armee zu übergeben habe. Man schickte ihn von einem Kommando zum anderen und schließlich wurde er im Auto nach Vicenza befördert.

Seine Abwesenheit wurde über Vortreiben Pivkos dem Kommando nicht gemeldet. Er vertraute den Zugkommandanten Leutnant Knott damit, daß Mejnec noch am gleichen Tag zurückkehren könne und eine Anzeige an das Divisionskommando nur Eskerereien zur Folge hätte. Wirklich kehrte Mejnec nach 36 Stunden zurück und erzählte seinem Kommandanten eine ihm von Pivko eingelernte abenteuerliche Patrouillengeschichte vor. Diese wurde prompt geglaubt. Mejnec wurde dafür zum Feldwebel befördert und überdies mit der silbernen Tapferkeitsmedaille erster Klasse ausgezeichnet.

Die Verräteroffiziere auf Besuch beim 136. italienischen Infanterieregimente in Strigno.

Auf Befehl des Bataillonskommandanten Oberleutnants Vidak mußten von Zeit zu Zeit Offizierspatrouillen ins Vorfeld geschickt werden. Dieser Befehl gab wieder Pivko Vorwand für Ausflüge zu den Italienern. Der Fähnrich Kouhutel abiserte am 21. Juli mit zwei Deputierten vereinbarungsgemäß den Italienern, daß Pivko mit seinen Verschwörern auf Besuch komme.

Fähnrich Kouhutel übernahm an diesem Tage die Offizierspatrouille. Ihn begleiteten der Zugführer Mejnec und sechs Mann. Als sie abmarschierten, schloß sich ihnen Pivko an, indem er vorgab, sie ein Stück begleiten zu wollen, da er einige Feldwachen inspizieren möchte. Kaum waren sie außer Hörweite der Hauptstellung, gab Pivko den Bosniaken den Auftrag, ihn und Kouhutel am Ortseingange des zerschossenen Spero zu erwarten, weil er mit Kouhutel untersuchen

wolle, ob es wahr sei, daß die Italiener eine benachbarte Feldwache unterminieren. Die Mannschaft sollte sich Äpfel sammeln und die mitgebrachten Rucksäcke damit füllen. Kaum einige Schritte von den Bosniaken entfernt, die sich gleich mit Heißhunger an die Äpfel machten, verschwand Pivko mit Kouhutel im hohen Grase und beflügeltem ging es der italienischen Stellung näher. Auf einmal rief ein italienischer Posten: „Chi va là?“ Pivko antwortete: „Ufficiali.“ Darauf erwiderte der Posten: „Avanti.“ Pivko wurde mit Kouhutel von vier Offizieren empfangen und in eine Döschung geleitet, wo ihm bedeutet wurde, daß die Herren aus Vicenza, die mit ihm konferieren wollten, in einigen Minuten erscheinen würden. Währenddem er mit den Italienern über verschiedene Dinge sprach, erschienen die italienischen Stabsoffiziere, ihnen voran ein kleiner Major, der sich ihm als „Inzi“ vorstellte.

Pivko trat auf Ersuchen des Majors vor die Drahtverhänge und wurde von diesem eingehend interviewt. Pivko handigte ihm im Verlaufe der Unterredung ein umfangreiches Paket mit Plänen und Befehlen ein. Darunter auch die neuesten Veränderungen in der 18. Artillerie-Division. Inzi erzählte Pivko, daß der Armeechef die von dem Zugführer Meinel überbrachten Pläne, Skizzen usw. als Belege von unschätzbarem Wert bezeichnete und General Cadorna selbst das Material gesichtet habe. Daraufhin fragte er Pivko, der sich ihm gegenüber als Pasolini vorgestellt hatte, da er seine Einbedeckung durch die österreichische Gegenespionage fürchtete, wie er wirklich heiße und wo er daheim sei. Als ihm Pivko sagte, daß er Professor in Marburg sei, erwiderte der Major, daß er Marburg sehr gut kenne. Er heiße nämlich nicht „Inzi“, sondern „Finzi“ und sei Militärattaché in Budapest gewesen. Schließlich griff der Kapitän in die Tasche

und zog 10.000 K. hervor, die er Pivko in die Hand drücken wollte. Doch wies dieser das Geld mit Entrüstung zurück.

Darauf kamen die beiden auf innerpolitische Verhältnisse zu sprechen und Finzi wünschte von Pivko Aufklärung, wie der Mord an Stürgach auf die österreichischen Soldaten gewirkt habe. Als ihm Pivko sagte, daß der größte Teil der österreichischen Bevölkerung dieser Tat indifferent gegenüberstehe, schüttelte Finzi verwundert den Kopf. Vor dem Abschied ersuchte Pivko Finzi noch, beim italienischen Kommando dahin wirken zu wollen, daß die italienische Artillerie auf Geplänkel der österreichischen Feldwachen sofort mit einigen schweren Granaten auf die Ortseingänge von Telve und Castellnuovo antworten solle. Damit wollte er verhindern, daß höhere Kommandanten sich seinem Wirkungsbereich nähern. Finzi sagte seine Intervention zu und überreichte ihm noch einige italienische Zeitungen vom selben Tage.

Auf dem Heimwege holte er die zurückgelassene Bosniakenpatrouille ab, die mittlerweile ihre Ruck- und Brotsäcke mit Äpfeln gefüllt hatte. Am nächsten Tag verfaßte er einen umfangreichen Patrouillenbericht und führte an, daß die Patrouille eine italienische Feldwache überfallen und verjagt habe. Als Beweis brachte er einige italienische Ausrüstungsstücke, zwei italienische Flinten und die ihm von Finzi übergebenen Zeitungen mit. Am 23. Juli wiederholte Pivko seinen

Besuch, und begründete sein Fortgehen der bosnischen Mannschaft damit, daß er mit dem Fähnrich Kouhutel nach Spero gehe, um zu untersuchen, ob man heute etwas von den Minierarbeiten der Italiener höre. In der Stellung traf er wieder Finzi, der ihm mitteilte, daß Cadorna sich jetzt zu keinem Schläge gegen die österreichische Front an der Tiroler Grenze entschließen könne, weil er aus verlässlichen Quellen Nachrichten erhalten habe, daß die Österreicher im oberen Nonpotaler Trappen zusammenzögen, und dort einen Durchbruch versuchen wollten.

#### Die Rechnung ohne den Wirt.

Für den 1. August sagte der Bataillonskommandant Oberleutnant Bibale eine Inspektion des Abschnittes an. Pivko signalisierte dies durch heftiges Flintensfeuer den Italienern und bald darauf setzte ein heftiges Brummen und Heulen in der Luft ein. Schwere italienische Granaten durchwühlten die Zugangswege zu den österreichischen Gräben, während in der Luft Schrapnell neben Schrapnell explodierte. Dessenungeachtet erschien Oberleutnant Bibale in der Stellung und Pivko mußte sich, peinlich überrascht, wohl oder übel bequemen, seinen Bataillonskommandanten mitten durch dieses Höllenkonzert durch den Abschnitt zu geleiten.

#### Verratene österreichische Aktionen.

Am 3. und 4. August weilte Pivko wieder bei den Italienern auf Besuch. Er brachte ihnen eine Übersicht über die Artilleriestellungen vom Valpiano bis Asiago mit den Planquadraten und Angabe der Menge der Reservemunition mit. Als besonders wichtiges Dokument handigte er Finzi das Unternehmungsprogramm der 181. Brigade für den August im Original aus. Als erstes Unternehmen war die „Coalba Unternehmung“ des Bataillons I/6 geplant. Darauf sollten folgen: der Feuerüberfall auf das italienische Lepusette-Lager, Erstürmung der Stützpunkte Fontanelle und Samone durch die Deutschmeister, und als letzte Unternehmung die Aushebung der italienischen Besatzung auf dem Bahnhof von Agnedo durch ein kombiniertes Sturmabteil aus Bosniaken und Mannschaft der Sturmkompanie des Oberleutnants Erich Finzi. Rechte lächelnd diesen wichtigen Akt in die Tasche und vereinbarte mit Pivko entsprechende Aviso-signale.

#### Die österreichischen Unternehmungen mißglücken.

Als Pivko alle genauen Daten über die Caldiero-Unternehmung hatte, schloß der Fähnrich Masialka um 10 Uhr abends zwei Paketen gegen Caldiero ab. Um halb 11 Uhr antwortete

auf diese der italienische Beobachter zum Zeichen, daß er verstanden habe. Lautlose Stille herrschte an der ganzen Front. Geräuschlos wurden an der österreichischen Stellung am Oboron Strickleitern und Seile montiert und ein Mann nach dem anderen ließ sich vorsichtig in die Tiefe senken. Unter dem Felsen war eine kleine Almwiese und auf dieser sammelten sich die österreichischen Sturmtrouillen. Weitläufig 30 hatten schon den Umboden erreicht, während die letzten 10 sich herabließen, um dann gemeinsam die italienische Stellung auszuheben. In der italienischen Stellung herrschte tiefe Stille. Langsam schlichen die Österreicher unter dem Schutze der Dunkelheit vor. Noch immer war kein Laut

nr.:

TAG:

zu hören. Plötzlich krachte eine Salve aus der italienischen Stellung und im gleichen Augenblicke eröffnete die italienische Artillerie ein heftiges Feuer gegen die Wände des Civaron. Gelstrümmen mit Leuten der Leitern und Seile rollten in die Tiefe. Das Artilleriefeuer währte 20 Minuten gedauert haben, als es plötzlich aufhörte und ein italienischer Offizier die sich in hoffnungsloser Lage befindliche Abteilung zur Übergabe aufforderte. Da kein anderer Ausweg übrig blieb, ergab sie sich in ihr Schicksal.

Die Unternehmung der Deutschmeister war für den 19. August angelegt. Pivko signalisierte den Italienern. Kaum hatten sich die österreichischen Abteilungen in den Besitz der ersten italienischen Bedotte gesetzt, als schwere italienische Artillerie mit dem Feuer einsetzte und die Deutschmeister unter schweren Verlusten zum Weichen zwang.

Glücklicher verlief der Angriff des kombinierten Sturmbelegs des Oberleutnants Erzl auf den Bahnhof von Agnedo. Obwohl der Angriff nieher signalisiert worden war, endete er mit einem vollen Erfolg der Österreicher. Der nervöse Kommandant der italienischen Besatzung, ein Verwandter Cadornas, hatte am selben Abend bereits dreimal die italienische Besatzung alarmiert. Der vierte Alarm versagte. Die österreichischen Sturmabteilungen drangen in die Stellung ein, der italienische Kommandant fiel und die Mannschaft wurde größtenteils in den Kavernen hockend gefangen genommen. Obwohl die gefangenen Unteroffiziere beim Verhöre angaben, daß man auf italienischer Seite genau den Tag des Angriffes gewußt habe, hielt man es nicht für möglich, daß in den Reihen der Österreicher ein Verräter sei, sondern man gab dem unvorsichtigen Telephonieren die Schuld. Interessant ist es zu hören, daß Pivko zweien der gefangenen italienischen Unteroffiziere zur Flucht verhelfen wollte, diese jedoch sein Vorhaben mit den Worten: „Abbasso la guerra“ abwießen, die Drohsätze umnahmen und sich dem Trupp der übrigen Gefangenen anschlossen.

### Der Verrat von Garzano.

Im zweiten, unter dem Titel „Bulanska sta“, d. i. bulgarischer Boden, erschienenen Buch erzählt Pivko seine Ladung vor das Divisionsgericht und den Transport des zur Betäubung der treuen Soldaten verwendeten Opiums. Wir lassen kurz einige Schilderungen folgen:

#### Der Offizier Paulini.

Eines Tages im Juli 1917 kam der Bataillonskommandant Oberst Vidale zu Pivko und fragte ihn, ob er einen Offizier mit Namen Paulini oder Paulin kenne. Der Oberst berichtete dann Pivko auf dessen erstaunte Frage, was denn mit dem los sei, daß ein Zirkular des Armeekommandos gekommen sei, worin die Heeresleitung nach einem Offizier mit diesem Namen fahnde. Pivko wußte nur zu gut, daß er damit gemeint sei und daß er ja diesen Namen zur Fertigung des Briefes verwendet hatte, den der Zugführer Mejnec nach Vicenza getragen hatte. Es war ihm sofort klar, daß die österreichische Gegenespionage Nachricht erhalten hatte. Da aber niemand mit diesem Namen gefunden wurde, verließ die ganze Sache im Sande.

#### Unter schwerer Anklage vor dem Divisionsgericht.

Der Zugführer Mejnec und der Gefreite Lahvicka begaben sich eines Tages zu dem Koch Urban, der Divisionsküche und wollten ihn als Zeugen für die Sache Pivkos gewinnen. Sie weigten ihn in die Details des Verrates ein, im Glauben, daß er dadurch der Ihre werden würde. Dem Koch Urban ließ aber die ganze Verratsache keine Ruhe und die Nacht wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager. Sein Gewissen quälte ihn und er beschloß, alles dem Divisionär, dem General Vidale (einem Vetter des Bataillonskommandanten Pivkos) anzuvertrauen. Er eilte nach Tesve und meldete sich bei dem diensthabenden Offizier und dieser führte ihn,

da er vorgab, wichtige Dinge dem Herrn General mitteilen zu müssen, dem General vor. Er erzählte ihm alles, was er von Mejnec wußte, von dessen Fahrt nach Vicenza, von den fortlaufenden Verrätereien Pivkos, von der geplanten Überumpelung durch die Italiener mit Pivkos Hilfe, von Automobilen, die die Italiener ins Suganatal befördern würden, und vom Opium, mit dessen Hilfe die deutschen und ungarischen Truppen auf dem Stvaton und in Laßtelungen beidübt werden sollten.

Der General hörte die schrecklichen Dinge an und ließ den Mann bis zum Morgen ins Gefängnis nehmen. Aber beim Verhör in der Frühe blieb der Mann dabei und gab an, daß ihm der Gefreite Lahvicka selbst als Beweis für seine Beziehungen zu den Italienern eine italienische Zigarette geschenkt habe. Auf das hin bestimmte der Divisionär, daß der Zugführer Mejnec, der Gefreite Lahvicka und Pivko sofort zu verhaften seien. Bezüglich Pivkos wurde aber der Befehl dahin abgeändert, daß er den Auftrag bekam, die beiden persönlich dem Gericht vorzuführen. Als Pivko den Haftbefehl erhielt, wußte er, daß alles auf dem Spiele stand und wollte erst zu den Italienern überlaufen. Er überlegte sich aber die Sache und beschloß dann, nach Tesve zu gehen. Zu seiner persönlichen Sicherheit sendete er aber an dem Vortage schwer bewaffnete, wild entschlossene, ihm treu ergebene Bosniaken in die Weingärten, knapp neben dem Verhandlungsort und wählte zu Mannschaften der Eskorte ebenfalls Bosniaken. Alle hatten unter den Blusen Handgranaten versteckt und die Hüfen und Hosentaschen mit Patronen vollgepfropft, bereit, auf ein Zeichen von Pivko die Gerichtskommission und alles, was sich ihnen entgegenstellen würde, blind niederzumachen.

Auditor Klima, der die Verhandlung führte, Major Sakomg hatten keine Ahnung, in welcher

gefährlicher Lage sie sich befanden. Die beiden Verhafteten wurden einvernommen und stritten alles ab; sie stellten sich so dumm, daß sie schließlich frei gingen, wobei aber bemerkt werden muß, daß es Pivko im Laufe der Verhandlung gelang, sich an das Fenster der Parade, in der verhandelt wurde, heranzupürschen und zu hören, was Mejnec aussagte. Auf das hin schlich er sich zum abseits befindlichen Lohvica und informierte ihn über die Aussagen des Mejnec. Diefem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die beiden übereinstimmend aus sagten. Der Koch Urban wurde als psychologi sches Rätsel erklärt und damit war die drohende Lage zugunsten Pivkos gerettet.

#### Das Opium aus Turin.

Nach der Verhandlung drängte Pivko immer mehr die Italiener, endlich einmal loszuschlagen und weilte sogar bei einer Besprechung zahlreicher italienischer Offiziere in Strigno. Am 15. Sep tember traf er mit Finzi zusammen. Dieser hän digte ihm Opiumpulver für 20 Feldküchen ein und stellte 50 Liter mit Opium versetzten Gelläger schnaps in Sauerbrunnflaschen zur Verfügung. Diese wurden nun in die Stellung befördert. Nur ging dies sehr schwer, weil ein neuer Fähr rich mit Namen Trampa gekommen war und dieser auf Pivko scharf achtete.

Einmal hätte er Pivko beinahe ertwischt, als er mit mehreren Flaschen des vergifteten Schnapses von der italienischen Stellung gegen die Draht hindernisse kam. Pivko ließ jedoch geflies gegen wärtig die Flaschen ins Gras gleiten und schickte den Fähr rich mit einem Befehle fort. So ging es durch zwei Nächte fort, bis die, in der vor den Draht hindernissen liegenden, geschossenen Dei schaft Spewo verwahrten Flaschen in einer Del fung geborgen waren. Am 16. September verleihte Pivko die Opiumpräparate an seine Verschwörer. Zwei Liter Schnaps sandte er den Deutschmeistern in die Stellung bei Caverno, zwei Liter bekam die Besatzung am Civaron zugewiesen und ebenso wurde die Artillerie am Ceggia mit zwei Litern beteuft.

Die Opiumbeigabe war so schwach, daß man sie beim bloßen Rosten nicht bemerkte. Alles war be reit. Am vorletzten Tage führte Pivko noch den Bataillonskommandanten Bidale durch die Stellung während dieser, nichts ahnend, die Einschießübungen neuer italienischer Batterien mit Interesse verfolgte. Am 17. September, den Tag des Verrates, um halb 2 Uhr, fielen auf Castelnuovo zwei schwere italienische Granaten, zum Zeichen, daß es diese Nacht losgehen werde, während Pivko vergnügt noch einmal seine Reihen müßerte.

19. Juni 1924

## Neue Dokumente zum Deutschen Zusammenbruch 1918.

Von Professor Dr. B. Valentin (Berlin).

Das Auswärtige Amt und Reichsministerium des Innern geben soeben eine Neuauflage des Weißbuches über die Vorgeschichte des Waffenstillstandes heraus.\*) Die erste Auflage des Jahres 1919, die seinerzeit großen Eindruck machte, ist schon lange vergriffen, und so hat man sich entschlossen, die Urkunden aufs neue der Öffentlichkeit vorzulegen. Geändert hat sich zunächst die äußere Form. In Verbindung mit dem Potsdamer Reichsarchiv ist eine archivalisch einwandfreie Fassung erreicht worden: Absender und Empfänger, Abgangs- und Ankunftszeiten sind genau festgestellt, einige Abschreib- und Druckfehler ausgemerzt worden. Einwendungen gegen die erste Auflage des Weißbuches wurden besonders vom General Ludendorff seinerzeit erhoben. Eine Nachprüfung der Originalurkunden und des gesamten Aktenbestandes hat ergeben, daß die seinerzeit erhobenen Vorwürfe durchaus nicht stichhältig sind. Zu einer ganzen Reihe von Punkten haben sich keine Akten gefunden. Mehrere Punkte konnten aufgeklärt werden, zumeist gegen die Erinnerung Ludendorffs. Es darf gesagt werden, daß die Sammlung schon damals vollständiger war als erwartet werden konnte.

Die Reichsregierung hat sich aber entschlossen, noch eine Anzahl neuer Dokumente einzufügen, durch die das bisherige geschichtliche Bild in einigen Punkten ergänzt und vertieft wird. Diese neuen Dokumente umfassen besonders zwei Gruppen von Aktenstücken. Es handelt sich einmal um Meldungen von Vertrauensleuten im Auslande, die für die Entschlüsse der Reichsregierung nicht unwesentlich mitgewirkt haben. Das Bild, das sich daraus ergibt, stellt sich ungefähr so dar: Bei der Entente herrschte während der Wilsonschen Friedensaktion durchaus keine Einigkeit. Die englische und französische Regierung empfand Wilsons Vorgehen aus verschiedenen Gründen als unangenehm und versuchte es lahmzulegen. Aber auch in Amerika selbst machte sich ein scharfer Widerspruch gegen die Friedensaktion des Präsidenten von militärischer und chauvinistischer Seite geltend. Auch über die Frage der Thronentsagung des Kaisers bestand keine Einigkeit. Diese Nachrichten, mögen sie nun objektiv wahr oder nur halb wahr gewesen sein, konnten jedenfalls nur dazu dienen, die Reichsregierung in ihrem Beschlusse zu stärken, aus der Wilsonschen Friedensaktion alles herauszuholen, was irgendwie möglich war.

Die zweite noch wichtigere Gruppe von Dokumenten betrifft die Beurteilung der militärischen Lage durch die Oberste Heeresleitung. Aus den frühesten dieser Dokumente geht zum Beispiel hervor, daß die Oberste Heeresleitung unmittelbar vor der Katastrophe des 8. August weitere Großangriffe umfassender Art nicht

erwartete, sich also zu diesem wichtigen Zeitpunkte absolut über die Lage täuschte. Zu der sogenannten Dolchstoßfrage bringt das Weißbuch entscheidendes Material. Die Oberste Heeresleitung selbst hat in keinem der vorliegenden Dokumente auf politische Agitationen oder Einwirkungen der Heimat als Grund der militärischen Niederlage hingewiesen. Sie sieht den Hauptgrund vielmehr in dem steigenden Mangel an Offizieren bei der Infanterie. Da, wo zuverlässige Führer vorhanden waren, hielt die Truppe stand; da, wo sie fehlten, brach der Widerstand zusammen. Die Oberste Heeresleitung entschloß sich deshalb damals, alle irgendwie brauchbaren Offiziere aus der Heimat und der Etappe für die Front heranzuholen. Die Frage liegt nahe, warum das nicht schon früher geschehen ist. Der Lagebericht vom 15. September zum Beispiel bezeichnet ferner als Ziel des Kampfes nicht die Behauptung von Gelände,

sondern die Durchführung des Grundsatzes, „den Angreifer sich zermürben zu lassen, selbst aber die Kampfkraft unsres Heeres zu erhalten“. Man sieht, wie damals der Gedanke an den militärischen Sieg völlig aufgegeben war; die psychologische Voraussetzung für die folgenreiche Beantragung der Bitte um Waffenstillstand und Frieden durch die Oberste Heeresleitung bei der Reichsregierung vom Ende des Monats war damit gegeben. Die Offiziere in maßgebenden Stellungen sahen damals schon die Lage als außerordentlich ernst an, die Oberste Heeresleitung sah sich deshalb genötigt, zu einer ruhigen Beurteilung der Lage zu ermahnen. Auch häuften sich die Meldungen, daß das Vertrauen zwischen Führung und Truppe, zwischen Offizier und Mann nicht mehr überall das alte sei. Als Grund dafür werden lediglich militärische Momente angesehen; wohl wird einmal von „Unzufriedenheit in der Heimat“ gesprochen; aber eine politische Agitation von der Heimat her wird nicht erwähnt, sie wurde also als unwesentlich angesehen. Dem Offiziers- und Unteroffizierskorps wird vielmehr ausdrücklich vorgeworfen, daß seine verminderte Leistung und seine mangelnde innere Geschlossenheit der Grund sei für das festgestellte Nachlassen der Disziplin und das Sinken der Kampfkraft mancher Truppenteile.

Völlig neu ist die Tatsache, daß nach der ersten Note des Präsidenten Wilson eine Meinungsverschiedenheit zwischen Hindenburg und Ludendorff in der Beurteilung der Lage zutage trat. Der Generalfeldmarschall wollte sofort beim Kaiser und Reichskanzler eine scharfe Erwidderung empfehlen; General Ludendorff sah aber die Lage als erheblich gespannter an und riet, von solchen Telegrammen abzusehen und den begonnenen Faden weiterzuspinnen. Bekanntlich hat sich am 17. Oktober dann Ludendorff für ein Weiterkämpfen ausgesprochen. Schon in der Sitzung machte seine Auffassung einen unklaren und schwankenden Eindruck. Dieser Eindruck verstärkte sich jetzt noch, wenn man die amtliche, von Hindenburg und Ludendorff gezeichnete Instruktion für die Waffenstillstandskommission ansieht. Die Instruktion geht davon aus, daß die Kräfte des Feldheeres zu einem sicheren Halten der Abwehrstellungen nicht mehr ausreichen. Diese Widersprüche in der Haltung der Obersten Heeresleitung rechtfertigen von neuem das Vorgehen der damaligen Reichsregierung.

Im ganzen darf diese Publikation begrüßt werden als eine an Form und Technik unanfechtbare Urkundensammlung, deren Bedeutung für die wichtigsten Ereignisse der jüngsten Vergangenheit gegenüber der ersten Auflage gewachsen ist.

\*) Amtliche Urkunden zur Vorgeschichte des Waffenstillstandes 1918. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte 1924.

### Völkerverstand.

Von M. Ruffenberg-Komarow,

Kriegsminister a. D.

Es war in den Jahren des Prozesses gegen Marschall Bazaine, der in Paris im Jahre 1873 unter allgemeiner Teilnahme durchgeführt wurde. Ein junger Diplomat, der zu jener Zeit an der österreichisch-ungarischen Botschaft als Attaché eingeteilt war, erzählte mir hierüber interessante Details, so daß während dieses ganzen Prozesses weder vor- noch nachher Stimmen gegen die Armeelaut wurden. Man bedenke doch: Der Krieg war vom Anfang bis zum Ende verloren gegangen. Mit Ausnahme zweier, wenig belangreicher Affären waren die französischen Truppen, zuerst jene des Kaiserreiches, vom 4. September 1870 an jene der Republik in allen Schlachten und Gefechten oft bis zur Vernichtung geschlagen worden; und doch wurde kein Tadel, weder für die Armeelaut noch für deren Führer laut! Mac Mahon, bei Wörth vollständig besiegt und von der Kapitulation bei Sedan nur dadurch nicht betroffen, daß er unmittelbar vorher verwundet worden war, wurde nie anders als „der glorreiche Besiegte“ begrüßt; Chanzy, der zwar sehr tapfer, doch ohne Erfolg gekämpft hatte, galt bis zu seinem frühzeitigen Tod als Held der Nation, nicht minder Faidherbe, Bourbaki, Trochu, Frossard und alle die anderen mit Ausnahme Bazaines. Gambetta, als Diktator der umjubelte und umkränzte Halbgoth, der dann den Satz prägte: „Toujours y penser, jamais en parler“. — Das ist die Psyche des französischen Volkes, das diesem Spruch getreu lebte und dann — freilich unter den denkbar günstigsten Umständen — den Weg zur Wiedergeburt und zur nationalen Größe fand.

Wie doch ganz anders in Deutschland und namentlich in Österreich! Es wurde wohl selten ein Krieg unter gleich ungünstigen materiellen Bedingungen geführt, wie jener, in den jetzt vor zehn Jahren die beiden Mittelmächte traten. Bezeichnend ist auch da die Ansicht eines vielfach erfahrenen Mannes

und objektiven Beobachters, der jüngst zum Besuch der Ausstellung in London weilte. Er sagte: „Wenn man all das Staunenswerte sieht, das Großbritannien und seine Dominions der Welt vorzuführen imstande sind, diese Größe und Reichhaltigkeit in allem, diese Zeugen einer ungeheuren Macht, dann begreift man unsere Lenter von damals nicht, daß sie sich zum Kampfe gegen jene gewachsen fühlen konnten.“ Sie unternahmen's doch, und die Mittelmächte kämpften fast gegen die ganze alte Welt durch vier Jahre, und es mußte das ungeheure Amerika, ja moralisch und wirtschaftlich die ganze übrige Welt dazukommen, damit endlich der Kampf 7:1 zugunsten für die anderen entschieden werde!!

Es soll hier kein Werturteil über die Annahme des Krieges niedergelegt werden, worüber ohnedies in diesen Tagen allüberall gesprochen, wahrscheinlich sehr temperamentvoll gesprochen werden wird. Man kann das Hinwerfen des Handschuhs unklug und unbedacht, jedenfalls unglücklich nennen, die moralische Berechtigung aber, zumal für Österreich-Ungarn kann von keinem Objektiven abgesprochen werden. Doch hingewiesen sei auf die ungeheure Diskrepanz in der Bewertung der Leistungen der Armeelaut, damals durch Frankreich, jetzt durch die Mittelmächte, ganz besonders durch Österreich. Dort, damals kein Tadel für die Armeelaut, die gegen einen nur wenig überlegenen Feind gewiß sehr tapfer, doch vollkommen erfolglos gekämpft hatte, hier und jetzt die eigenen Armeen, die im Kampfe gegen ungeheure Überlegenheit so häufig siegreich gefochten und schließlich nicht durch ihre Schuld, sondern durch Not, Elend und wohl auch Verrat kämpfend zusammen-

gebrochen sind, dafür aber Spott, Hohn und jegliche Verunglimpfung erfahren mußten. Das Verhältnis der verlorenen größeren Aktionen zu den gewonnenen stellt sich wie 17:29, und trotzdem gefallen sich viele darin, die oberen Führer der Armee nicht anders als in höchst abträglicher Weise zu apostrophieren. Das ist deutsche, speziell österreichische Volkspsyche.

Welche Psyche sympathischer und ethisch höher stehend ist, soll hier nicht besprochen werden, wohl aber, daß es höchst unpraktisch und vor der Vernunft auch gar nicht zu verantworten ist, die eigenen Leistungen in gröblichster Weise zu schmähern, die ja nicht nur die Leistungen der Armee, sondern jene des ganzen Volkes, vom Jüngsten zum Ältesten, vom Niedersten zum Höchsten darstellen. Diese Selbstbeschmutzung, dieses an fanatisches Flagellamentum gemahnende Treiben steht eigentlich einzig da auf der ganzen Welt. Nirgends ist man so ungerecht und vor allem auch so unklug, dort zu schmähern, wo höchste Leistungen und aufopferungsvollste Taten schließlich vom Glück und vom Geschick vollkommen verlassen wurden. So, in dieser Weise richtet man aber kein Volk aus der Tiefe wieder zur Höhe; nicht im kriegerischen, doch ganz gewiß auch nicht im wirtschaftlichen, kulturellen und ethischen Sinne. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man promovieren, wie nötig für Österreich diese Erhebung wäre. Sie wäre aber auch ganz gut möglich, wenn das Volk statt zu schmähern, zu nörgeln und jede Autorität in den Staub zu drücken, sich zu einander fände in Eintracht und in dem gleichen Streben. Der Erfolg wäre ja doch nur zum Besten der Allgemeinheit sowie jedes einzelnen. Österreich ist zwar nicht reich, doch auch nicht arm; vor allem durch seine eminente geographische Lage, die ihm niemand rauben kann, ja die sogar alle zwingt, mit diesem Faktor zu rechnen, wenn er auch nur zu einem Teil des früheren geworden ist.

Dazu ist aber vor allem die richtige Einstellung der Volkspsyche nötig. Das kann jedoch nicht ausschließlich durch rückzahlende Kredite und nicht durch das egoistische Getriebe eines Pseudoamerikanismus bewirkt, sondern nur aus dem Innern des Volkes herausgeholt werden. An einem guten Mittelmaß an Talenten hat's in Österreich nie gefehlt, und gerade die geschwächte und verwünschte Kriegszeit hat erbracht, welcher Leistungen dieses Volk fähig ist. An diesen richte man sich auf, sowie es andere Völker taten, die aus tiefem Elend zu wirtschaftlicher, kultureller und schließlich auch wieder zu

politischer Höhe emporgestiegen sind. Keine nationale Differenz kann mehr dazwischentreten; das ist der einzige Vorteil, den die furchtbare Leidenszeit für Österreich erbracht hat. Begehe man da doch nicht den Wahnsinn, sich durch Zersplitterung in sozialer Richtung und den hiedurch bedingten Antagonismus selbst zu ruinieren. Nur eine Volkspsyche, die auf Einigkeit, zum mindesten auf gegenseitige Toleranz abgestimmt ist, kann — im Verein

mit reger und selbsttätiger Arbeitsamkeit — die furchtbaren Wunden heilen, die ein ebenso erbarmungsloses wie ungerechtes Geschick geschlagen hat. Dann läge aber nichts im Wege, daß auch ein kleiner Staatskörper gesund, lebensfähig und daher auch Geltung und Anschluß finden kann.

Dessen möge man sich bewußt werden jetzt in diesen Tagen, da sich der Beginn des Unglücks zum zehntenmal jährt.

ADLER, Friedrich

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 3.8.1924

## Vor zehn Jahren.

### Was Friedrich Adler erzählt

Die sozialdemokratische Presse ist in diesen Wochen eifrig bemüht, die Erinnerung an die unglückseligen Sommertage des Jahres 1914 im Gedächtnis der Menschen aufzufrischen. Auf fallend wenig spricht sie bei dieser Gelegenheit von sich selbst, kaum aus angeborener Bescheidenheit, denn auch sie hat damals kräftig ins Kriegshorn geblasen. „Wer seine Hände fatten kann, bei' um ein gutes Schwert!“ rief zum Beispiel der Grazer „Arbeiterwille“ aus, und die Artikel der „Arbeiter-Zeitung“ waren auch noch nicht auf „Nie wieder Krieg!“ gestimmt. Heute wollen sie dies alles vergessen machen, indem sie — nach bewährtem Rezept — von der Schuld der andern reden. Damit aber die historische Wahrheit nicht zu kurz komme, seien im folgenden aus den Verhörsprotokollen Friedrich Adlers, des Mörders Stürgk's, also aus den Aussagen eines nach sozialistischer Auffassung einwandfreien Zeugen, ein paar Stellen wiedergegeben, die die Rolle der österreichischen Sozialdemokratie in den kritischen Tagen beleuchten.

#### Vom 21. bis 26. Juli.

Aber diese Tage sagt Adler vor dem Untersuchungsrichter, Landesgerichtsrat Jakob, folgendes aus:

„Wir hielten eine viestündige Beratung am Nachmittag und Abend des 23. Juli 1914 ab. Zwei Stunden nach der Sitzung erhielten wir vom Korrespondenzbüro den Text des Ultimatums... Es kam nun die Ultimatumsbeantwortung und die Mitteilung über die Verordnung über den Ausnahmezustand. Der Eindruck war auf die Parteigenossen ein niederschmetternder. Ich war schon damals nicht einverstanden mit den Anzeichen starken Eingeschäftertseins, ja sogar der Feigheit einzelner Parteigenossen im allgemeinen.“

Am Sonntag den 26. Juli 1914 hielt der Parteivorstand gemeinsam mit anderen Vertrauensmännern nachmittags eine Sitzung ab, in der ich beauftragt wurde, zu meinem Vater nach Kaufbeim zu reisen... und mit ihm zur telegraphisch einberufenen Sitzung des Internationalen Büros in Brüssel, über deren Ergebnisse ich dann in Wien berichten sollte.“

In Brüssel, wo die letzte Sitzung des Büros stattfand, an der Laurés, Guesde und Vandant für die Franzosen und Vertreter fast aller Nationen teilnahmen, hatte ich zum erstenmal die starke Empfindung des Gegensatzes zu der Auffassung meines Vaters. Vor der Sitzung

sand ein privates Gespräch zwischen ihm und Guesde statt. Mein Vater setzte ihm auseinander, daß Österreich nicht nur eine Front gegen Serbien, sondern eine gegen Rußland, Italien, Rumänien usw. haben werde, an denen es kämpfen müsse.

Guesde sagte: „Et la frontiere ouvrière?“ (Und wird es gegen die Front des Proletariats zu kämpfen haben?) Worauf mein Vater abwehrend sagte: „Non, non, non!“ (Nein, nein, nein!) Womit gesagt werden sollte, daß die Sozialdemokratie in Österreich der Kriegsführung der Herrschenden keinerlei Widerstand leisten werde.

Sein Bericht, den er der Konferenz gab, atmete den Geist absolute r Passivität, der Unmöglichkeit, irgend etwas gegen den Krieg zu unternehmen. Als Bruce Glasier, ein Mitglied der englischen unabhängigen Arbeiterpartei, die österreichische Sozialdemokratie wegen ihrer Konitzenz gegen die Kriegsführung angriff, verhöhnte er (Viktor Adler) ihn, insbesondere im Hinblick auf die Untätigkeit des englischen Proletariats während des Burenkrieges.

Der Eindruck seiner Rede auf alle, insbesondere auf die Deutschen und Franzosen und auch auf mich war ein äußerst deprimierender.“

„Als ich nach Wien zurückkehrte, am 29. Juli 1914, war die Stimmung noch deprimierter als bei meiner Abreise, und ich hatte gleich am ersten Tag einen

#### Konflikt mit dem Chefredakteur der „Arbeiter-Zeitung“, Austerlitz.

Ich hatte aus Brüssel telegraphiert, daß der Kongress nach Paris verlegt ist und früher stattfinden sollte, als beabsichtigt, nämlich schon in 14 Tagen, was der Inhalt des Beschlusses des Internationalen Büros war. Zu meinem größten Erstaunen war meine telegraphische Meldung in der „Arbeiter-Zeitung“ nicht mitgeteilt worden. Ich glaubte ursprünglich an eine befohlene Inhibierung des Telegramms, erfuhr aber dann durch einen Genossen, daß Austerlitz die Meldung nicht bringen wollte. Ich schrieb sie neuerlich nieder und brachte sie abends ins Büro. Ich hatte eine sehr stürmische Auseinandersetzung mit ihm, in der er erklärte, daß er die Internationale überhaupt nicht erwähnen wollte, um die Zeitung nicht in Gefahr zu bringen. Ich erwiderte, daß ich mit ihm dann weiter nicht zu verhandeln habe und beim Parteivorstand Beschwerde erheben wolle. Austerlitz hatte sich dann im Laufe der

Nacht besonnen und selbst eine Dextierung der Mitteilung geschrieben und in das Blatt gegeben. Ich habe von diesem Zusammenstoße an mit ihm dann ein Jahr kein Wort gewechselt."

**„Nur nicht gar so feig!“**

Aber die Feigheit sagte Friedrich Adler vor dem Untersuchungsrichter:

„Dieser Zusammenstoß war für mich ein Jubel des Zustandes der Feigheit, der viele Genossen, insbesondere Austerlitz, ergriffen hatte. In diesen kamen schon die ersten Symptome der hurrapatriotischen Begeisterung in der „Arbeiter-Zeitung“ zur Geltung, die damals natürlich relativ viel stärker wirkten, als ärgere patriotische Exzesse, die später stattfanden, wo man sich schon an manches gewöhnt hatte. Die ganze Situation erschien mir so niederdrückend, daß ich zu Seitz und vielleicht auch zu anderen sagte, daß man meinen Vater aus Bad Nauheim telegraphisch herkommen lassen müsse, damit er die „Arbeiter-Zeitung“ zur Reison bringe.. Mein Vater kam auch am Morgen des Sonntag, 2. August 1914, in Wien an..“

**Kriegsbegeisterung und Trübsbergerei.**

„Der Parteivorstand hat schon im Jahre 1915 einen Beschluß gefaßt, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten vom Militär nicht enthoben werden dürfen... Dieser Antrag ist in einer späteren Sitzung rückgängig gemacht worden. Es ist dann eine ganze Serie von Abgeordneten enthoben worden... Es hat speziell in dieser Richtung auf mich stark gewirkt, daß Leute, die für den Krieg eingetreten sind, in Wort und Schrift, dann persönlich nicht in den Krieg gegangen sind. Das ist der eine Hauptkern der Sache. Ich habe den Standpunkt vertreten: Ihr seid Patrioten, ihr seid auf dem Standpunkte, den ich theoretisch nicht teile, gut, aber dann seid es auch ganz. Ihr sollt nicht nur in Worten für eine Sache eintreten und dann persönlich Trübsberger sein... Und ich habe es erlebt, daß diejenigen gefallen sind, die gegen den Krieg waren, und diejenigen, die für den Krieg gesprochen und geschrieben haben, nicht gegangen sind...“

## Der Krieg in Tirol 1915/16.

Ein Werk von Feldmarschall-Lieutenant Felix Pichler.  
Besprochen von M. Muffenberg-Komarow,  
Kriegsminister a. D.

„Der Krieg in Tirol 1915/16“ ist der Titel des ersten Bandes des umfangreichen Werkes „Geschichte Tirols 1848 bis 1916“, das von einer Reihe hervorragender Fachmänner bearbeitet wird und im Verlag Heinrich Pöhlischröder (Innsbruck) erscheint. Man kann getrost und ohne Lobeserhebungen sagen, daß diese Darstellung eines der leistungsfähigsten Bücher in der reichen Memoiren-Literatur der Kriegs- und Nachkriegszeit bedeutet. Nicht nur wegen der präzisen und anschaulichen historischen und militärischen Darlegungen, sondern vor allem, weil hier ein Dokument dastehen niedergelegt ist, was ein Volk in Not zu leisten imstande ist, wenn es den festen Willen hat, seinen Heimatboden gegen ruchlosen Angriff mit allen Mitteln zu verteidigen. Mit Recht sagt der Verfasser schon im Vorwort: „Das Volk von Tirol und Bozarthal ist sich dessen viel zu wenig bewußt, was seine Söhne geleistet, welcher Taten es in der Not fähig sind, weiß nicht, daß die einem Wunder gleichende Errettung Tirols im Jahre 1915 vor der Invasion eines übermächtigen Feindes die glänzendste Begebenheit seiner Geschichte ist.“

\*  
Nach einer kurzen, doch treffend zusammengefaßten Darstellung der letzten Ursachen, die zum Weltkriege führten, bespricht der Verfasser das politische Verhalten des „Bundesgenossen“ Italien. Angefangen von dem Moment, als (am 4. August 1914) der König an den Kaiser Franz Josef telegraphierte: „Ich habe nicht nötig, Eure Majestät zu versichern, daß Italien, welches alle möglichen Anstrengungen gemacht hat, um die Auf-

rechterhaltung des Friedens zu sichern, und das alles, was es kann, beitragen wird, um ihn baldmöglichst wieder herzustellen, eine herzliche, freundschaftliche Haltung gegen seine Verbündeten beobachten wird, dem Dreibundvertrag, seinen aufrichtigen Gefühlen und den großen Interessen entsprechend, die es beobachten muß“ — bis zu den steten Erpressungsversuchen, die darauf folgten. Von diesen sagt Universitätsprofessor Eduard Meyer (Berlin) in seinem Buch „England“ sehr richtig: „Die italienischen Depeschen über die Beziehungen zu Österreich-Ungarn sind wohl das Widerlichste unter den schmutzigen Erzeugnissen des Krieges.“

Im Weiteren werden die mitunter recht kräftigen Erpressungsversuche erwähnt, die von Deutschland auf die Wiener Zentrale ausgeübt wurden, um durch Preisgabe österreichischer Lande das aktiv feindliche Eingreifen Italiens zu verhindern, zu dem dieses eben schon lange entschlossen war. Das kam am sinnfälligsten in jenen Forderungen zum Ausdruck, die Italien nach dem Falle Przemyśl (20. März 1915) an die Monarchie richtete, in der direkt erniedrigende Bedingungen gestellt wurden. Am 26. April 1915 erfolgte dann in London der Beitritt Italiens zur Entente, den am 23. Mai die Kriegserklärung an Österreich-Ungarn besiegelte.

Diese stellt wohl eines der merkwürdigsten Dokumente dar, die je im internationalen Verkehr geprägt wurden. Man muß bis zu den Reunions Ludwigs XIV., oder noch besser bis zur Verhandlungsweise Roms mit Karthago nach dem zweiten punischen Krieg zurückgreifen, um solch einem Egoismus zu begegnen, wie er in jener Kriegserklärung niedergelegt ist. Jegend einen halbwegs verständlichen Kriegsgrund zu erfinden, gaben sich die italienischen Staatsmänner gar nicht mehr die Mühe, sondern es wird pur et simple „die Vervollständigung der nationalen Aspirationen“ als Motiv hingestellt, weswegen „Seine Majestät, der König erklärt, sich von morgen an im Kriegszustand mit Österreich-Ungarn zu betrachten“. Voltaires Ausspruch, daß „Raub der Zweck eines jeden Krieges sei“, konnte keine bessere Illustration finden.

\*

Während der langen Zeit, als die Wagschale noch zwischen Krieg und Frieden schwankte, waren allerdings die österreichischen Zentral- und Landesstellen nicht müßig geblieben, um sich, so gut es eben ging, doch wehren zu können, falls der „Bundesgenosse“ sich wirklich zum Dolchstoß in den Rücken entschließen sollte. Freilich zweifelten daran schon lange vor dem Kriege einsichtsvolle Männer nie, nur wurden deren Stimmen stets überhört. Die Verhältnisse für die Organisation einer ausreichenden Landesverteidigung waren in jenem Zeitabschnitt die denkbar ungünstigsten. Nur natürlich, da doch das Reich im verzweifeltsten und nicht immer glücklichen Kampfe mit übermächtigen Feinden stand. Besonders die Tiroler Truppen hatten hierbei Großes geleistet, doch auch so beträchtliche Verluste erlitten, daß die Ersatzkörper schon gewaltige Mengen an Ergänzungen abgegeben hatten. Da erging denn der Ruf an das Volk der österreichischen Alpen, sein Äußerstes zur Verteidigung von Heimat und Herd zu tun. Eeetlich geklärt durch die Tradition der Jahrhunderte, materiell durch die im Jahre 1918 erfolgte Organisation der „Standsschützen“, bildeten sich bis zum Moment

der Kriegserklärung tatsächlich 46 verwendungsbereite Abteilungen, in die sich alles einstellte, was noch fähig war, ein Gewehr zu tragen. 18.000 Kämpfer kamen hiedurch zustande, die militärisch zwar ungeübt, doch im Waffengebrauch von Kindheit an unterrichtet und vor allem von dem festen Willen befeelt waren, ihre Heimat unter keiner Bedingung preiszugeben.

\*

Im Moment der Kriegserklärung (23. Mai 1915) waren sonach im Lande verfügbar: 21 großenteils improvisierte Infanteriebataillone, 46 Standsschützenabteilungen, 5 Bataillone und 12 Detachements Besatzungstruppen, 37 Festungsartilleriekompanien, 3 Sappeurkompanien. Im ganzen 25.000 Feuegewehre, 146 mobile und 539 Festungsgeschütze.

Da stellte nun auch der deutsche Bundesgenosse eine zwar kleine, doch sehr wertvolle Unterstützung bei. Es war das Igl. bayerische Alpenkorps, das in der Stärke von 14 Bataillonen und 48 Geschützen sich in den ersten Tagen nach Kriegsbeginn zur Disposition meldete und Staffeldivise in Bozen eintraf. So wertvoll, namentlich in qualitativer Hinsicht, diese Unterstützung auch war, so stand sie leider unter sehr beengenden Fesseln. Um nämlich die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß sich Deutschland nicht im Kriege mit Italien befände, war es den deutschen Truppen nicht gestattet, italienischen Reichsboden zu betreten. Auch sollten sie eigentlich nur zur strikten Abwehr, also mit Ausschluß offensiver Operationen verwendet werden. Diese einengenden und auch mit einer zweckmäßigen Befehlsführung nicht zu vereinbarenden Bestimmungen wirkten natürlich hindernd auf alle militärischen Maßnahmen; doch war durch das Eintreffen dieses Elitekorps immerhin eine materielle, namentlich aber moralische Stärkung gegeben. Im Herbst 1915 wurde es dann auf den serbischen Kriegsschauplatz abgezogen und durch die heimatischen Jägerregimenter ersetzt. In dem Momente aber, als die italienischen Operationen begannen, standen auf österreichischer Seite nur die früher bezifferten Kräfte im Felde.

Gegen diese waren von Italien die 1. und 4. Armee mit einem Gesamtstande von zirka 180 Bataillonen und 170 Feld- und Gebirgsbatterien aufgebildet, die — Südtirol umspannend — im Laufe des Monats Mai aufmarschiert waren. Da nun Italien fast ein Jahr Zeit hatte, sich für den gewünschten und gewollten Krieg vorzubereiten, so glaubte alle Welt und mit ihr die Verteidiger Tirols, daß unmittelbar nach der Kriegserklärung ein allgemeiner Massenansturm, sowohl gegen Tirol als auch am Isonzo erfolgen würde, um die ungeheuren Vorteile zu nützen, die eine ungemessene materielle Überlegenheit darbot. Zu allgemeinem Erstauern trat dies aber nicht ein. Weder an der Tiroler Front noch am Isonzo. Erst am dritten Tage werden die Werke auf der Hochfläche von Folgaria unter allerdings sehr heftiges Feuer aus schwerstem Geschütz genommen, und am 30. Mai wird der erste größere Angriff gegen die dortige Position vorgebracht, die großenteils von Standsschützen verteidigt wurde. Unter deren trefflicherem Feuer bricht der Angriff vollkommen zusammen, wobei die Italiener Hunderte von Toten zurücklassen, der Verteidiger aber nur ganz geringe Verluste erleidet. Damit war der Reigen einer endlosen Kette von Kämpfen eröffnet, die alle ein

gleiches oder ähnliches Gepräge aufweisen. Das tastende und zögernde Vorgehen der Italiener machte den Eindruck eines Mannes, der zwar zu einer bösen Tat entschlossen ist, im Moment der Ausführung aber doch mit inneren Hemmnissen zu ringen hat, wodurch seine Maßnahmen das Gepräge der Unsicherheit tragen; doch soll nicht bestritten werden, daß das Verhalten der italienischen Truppen durchaus einwandfrei war und namentlich in weiterer Folge des Krieges keine Kritik zu scheuen braucht.

\*

Den Verlauf dieser Kämpfe auch nur flüchtig zu schildern, überschreite den Rahmen dieser Besprechung. Es sei daher nur erwähnt, daß am hartnäckigsten und blutigsten um die Position am Col di Lana gekämpft wurde. Von den Unsrigen wurde er „Heldenberg“, von den Italienern „Blutberg“ getauft. Mit Recht, da dort ungemessen viel italienisches Blut vergossen wurde. Trotzdem konnte der Lanagipfel nicht erobert, sondern nur durch einen Minengang abgesprengt werden. Alle diese Kämpfe tragen die Charakteristik, daß die Italiener mindestens mit doppelter Überlegenheit ins Gefecht traten und eigentlich bei gar keiner belangreichen Gelegenheit Erfolg erzielen konnten. Dies war völlig zur Regel geworden. Wenn auch die österreichisch-ungarischen Truppen sukzessive verstärkt wurden, so wuchsen doch auch die italienischen Kräfte im gleichen oder erhöhtem Maße. Erst bei Beginn der großen österreichischen Offensivoperation im Mai 1916, die unter dem Namen der Kämpfe von Asiago-Urterio bekannt wurden, änderte sich dieses Verhältnis.

Über diese großangelegte Operation bringt der Verfasser Mitteilungen, die völlig einer Enthüllung gleichzuachten sind. Bisher wurde nämlich die Frage, warum denn im Frühjahr 1916 nicht eine kombinierte deutsch-österreichisch-ungarische Aktion stattgefunden habe, nie recht beantwortet. Es war und blieb daher für den Fachmann unverständlich, warum damals die ungeheure Kräfte

verschlängelnden und keine Entscheidung erbringenden Angriffe der Deutschen auf Verdun, seitens Österreich-Ungarns aus Südtirol angestrebt wurden, anstatt — wie doch so naheliegend — sich zu einer gemeinsamen Aktion zu vereinen, die gleich jener im Frühjahr 1915 auf Gorlice und jener gegen Serbien im Herbst des gleichen Jahres zu den durchgreifendsten Erfolgen geführt hätten.

\*

Der Verfasser, von dem man annehmen kann, daß er als Generalstabschef des Landesverteidigungs-Kommandos in Tirol genaue Kenntnis über die internen Vorgänge besitzt, bringt nun auf Seite 96 und 97 seines Buches hierfür eine vollständige Erklärung. Danach hätte schon im Dezember 1915 das österr.-ungar. Armeekorps-Kommando den Vorschlag zu einer gemeinsamen Bewingung Italiens gemacht, was aber von der Deutschen nicht akzeptiert worden war. Hieraus beantragte das L. u. L. A. D. K. den Ersatz österreichisch-ungarischer Einheiten an der russischen Front durch deutsche Divisionen, um sodann mit den eigenen Kräften Italien niederzurufen. Für diese indirekte Unterstützung sicherte überdies das A. D. K. zu, daß es sodann der deutschen Heeresleitung 400.000 Mann für eine Offensive in Frankreich zur Disposition stellen werde. Doch auch auf diesen Vorschlag ging der Chef des

deutschen Generalstabes, General von Falkenhayn, nicht ein, so daß schließlich österreichisch-ungarischerseits — in sehr richtiger Erkenntnis der Verhältnisse — beantragt wurde, die eigenen Angriffsabsichten auf Italien vorläufig gänzlich aufzugeben, dafür aber die besten Kräfte den Deutschen zu einem Vorstoß gegen Frankreich zur Verfügung zu stellen.

Es ist ganz unverständlich, daß die deutsche Heeresleitung auf dieses hochherzig anmutende Anerbieten nicht einging, sondern in Überschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit die — auch taktisch verfehlte — Idee eines Angriffes auf Verdun mit nur eigener Kraft inaugurierte und dabei, trotz höchster Leistung der Truppen, keinen Erfolg, wohl aber ungeheure, nie zu ersetzende Blutopfer zeitigte. Ein Fehler, der fast noch schwerer als jener beim Abbruch der Schlacht an der Marne zu werten ist.

General Bichler urteilt sehr richtig, wenn er sagt: „So entstanden fast gleichzeitig die Entschlüsse für zwei Offensiven auf zwei verschiedenen Kriegsschauplätzen. Unter einem gemeinsamen Oberbefehl wäre das nicht möglich gewesen. Der fehlte. Der Erbfeind aller Koalitionskriege und ihr größtes Gebrechen kam hier in greller Beleuchtung zur Geltung. Vereint auf einem Kriegsschauplatz, auf ein gemeinsames Ziel geführt, wäre — nach menschlicher Voraussicht — dieser zusammengefaßten Stoßkraft ein entscheidender Erfolg beschieden gewesen“. Dieser Teil des Buches ist besonders lesenswert.

\*

Verkanntermaßen hat die am 15. Mai 1916 einsetzende eigene Offensive gegen Asiago—Astero zwar einen großen lokalen Erfolg, doch durchaus keine Entscheidung erzielt. Vor allem bedauerlich, weil die Vorbereitungszeit fast drei Monate, von Mitte Februar bis Mitte Mai, dauerte. Hierdurch hatte der Gegner genügend Muße, sich vorzubereiten. Es hätte daher des durch den tschechischen Oberleutnant Ruedl tatsächlich verübten Verrates gar nicht bedurft, um die Italiener zu Gegenmaßnahmen anzuregen. Dazu trat der widrige Umstand, daß in den Hochregionen der Alpen im April und Mai wiederholt Winterniederschläge eintraten, die das Hinabschieben der Offensivoperationen gebieterisch erheischten. All dies kam den italienischen Gegnern zugute, so daß, als der Vorbruch endlich erfolgen konnte, die italienischen Kräfte numerisch jenen der Angreifer gleich waren.

Auch kann nicht geseugnet werden, daß von österreichisch-ungarischer Seite in der ganzen Anlage, Leitung und Durchführung nicht nur Ziel-sicherheit, sondern auch Einheitlichkeit zu ver-mischen war. Es disponierten zwei Armeekommandos, ein Heeresgruppenkommando und überdies das A. D. K. in Teschen. Da gab's wiederholt Störungen, Verzögerungen und wohl auch Mißverständnisse, welche schließlich im Verein mit dem indessen am nordöstlichen Kriegsschauplatz jäh eingetretenen Umschwung einen vollen Erfolg nicht auskommen ließen. Daß ein solcher zu erreichen gewesen wäre, haben die Anfangskämpfe eklatant bewiesen. Sie zeugten von der unbestreitbaren Kampfesüberlegenheit der österreichisch-ungarischen Einheiten, die nacheinander Position auf Position niederrangen, Panzerforts eroberten und tief ins feindliche Land einbrangen. Nach fast dreiwöchentlicher Kampfesdauer ging aber der

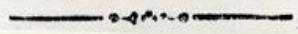
Offensive der Atem aus, bevor die italienische Ebene erreicht werden konnte. Auch erforderten die Verhältnisse im Nordosten gebieterisch das Hinüberwerfen sehr starker Einheiten, so daß schließlich nichts erübrigte, als einen Teil des erkämpften Raumes wieder freizugeben und freiwillig in eine rückwärtige, doch noch auf italienischem Boden gelegene Verteidigungslinie zurück-zugehen. Die wurde auch — vom Gegner ganz unbelästigt — erreicht und gegen alle Gegenangriffsversuche bis zum Ende reslos gehalten.

\*

All diese kriegerischen Vorgänge beschreibt der Verfasser in sehr anschaulicher Weise, doch vollkommen objektiv, indem er z. B. dem tapferen, ja oft aufopferungsvollen Verhalten der italienischen Truppen volle Anerkennung zollt. Es ist natürlich, daß Detailschilderungen hier nicht hervor-vertet werden können, so interessant auch manche

wären. Namentlich jene über die Absprennung des Monte Cimone, die gewissermaßen ein Gegenstück zu der durch die Italiener erfolgten Sprengung des Col di Lana bildete; doch ungleich größeren Erfolg brachte.

Das sind nun allerdings wechselnde Details. Was aber bleibend ist und zu antiker, ganz unvergleichlicher Höhe heranragt, ist das Verhalten eines Volkes in höchster Not, das Einbruch und Fremdherrschaft nicht dulden will und sich dagegen heldenmütig stemmt bis zum letzten Mann; bis zum Weis und Kind. Nie wurde Erhabeneres und Größeres geleistet, nie hat aber letzten Endes das Geschick härter, grausamer und ungerechter gewaltet, als in der endlichen Niedertwerfung und Zerreißung des heiligen Landes Tirol.



## Die Augusttage.

Ein Nachwort.

Von Dr. Albert Ritter (München).

In all den zehn Jahren ungeheuren Geschehens und aufreibenden Erlebens ist in keinem, der mit nationalem Empfinden die ersten Augusttage 1914 an sich vorüberbrausen sah, und noch weniger in denjenigen, die selbst dem Heerruf folgten, der Eindruck verbläht, daß es damals Tage waren, wie sie Völkern nur selten zu schauen gegönnt sind, Tage wirklichen Hochfluges des vaterländischen Geistes. An Schwung und Begeisterung war 1813 wohl auch so ähnlich, ja auch der erste Feldzug der großen Revolution, 1870 aber lange nicht, und diesmal stand dem deutschen Heere überdies eine Jübersicht zur Seite, die gar nicht mit Sieg oder Tod, sondern mit dem Siege schließlich rechnete, so völlig war das Bewußtsein der eigenen gewaltigen Kraft der ganzen Nation zu eigen geworden. Vier Jahre haben dann bewiesen, daß dieses Bewußtsein voll begründet war, denn es sollte wohl schon als geschichtliche Wahrheit gelten, wenn die anderen Nationen eines gerechten Urteils fähig wären, daß noch kein Volk der Welt eine Kraftfülle geoffenbart hat, wie das deutsche im Weltkrieg, daß diese Volkskraft als ein Wunder anzuerkennen ist, wie es keine Zukunft mehr erschauen wird.

Nur ganz wenige ahnten in dem wirbelnden Sturm der Augusttage 1914, daß Deutschland schon in entscheidendem Sinne Hand an sich selbst gelegt hatte. Das war geschehen durch die Kriegserklärung an Frankreich und noch mehr durch den Einmarsch in Belgien. Auch heute ist es noch lange nicht allen Deutschen klar, daß diese zwei Taten Gegenwart und Zukunft der Nation vernichtet haben. Sie waren so sinnlos wie nur möglich und lagen ganz außerhalb der Logik der Ereignisse, die es verlangt hätten, daß zuerst Rußland an Österreich wegen seines Angriffes auf Serbien den Krieg erklärt, hierauf Deutschland in Erfüllung der Bundespflicht gegen

Rußland herausgetreten wäre, und dann erst Frankreich den Bundesfall aufgreifen und an Deutschland den Krieg hätte erklären müssen. So hätte sich der Verlauf der Dinge unter einem Kanzler Fritz Schulze mit dem strafenköstlichen Hausverstand abgespielt und es hätte dann niemals eine Weltfrage gegeben, wer am Krieg schuld sei. Aber Bethmann-Hollweg machte es anders, er wartete nicht einmal ab, bis Rußland und Österreich hintereinander geraten waren, sondern schleuderte wie ein Rasender ringsum Kriegserklärungen von sich, so daß heute fast die ganze Welt überzeugt ist, Deutschland habe es schon lange vorher so gewollt und in seiner Kriegswut gar nicht mehr an sich halten können.

So kam Frankreich — wohl einer der bittersten Witze der Weltgeschichte — Frankreich, das durch 45 Jahre vor Rachelut gezittert und seit zwanzig Jahren alle seine Spargroschen für die russische Dampfwalze gespart hatte, zu der Märtyrerkrone des leidenden Gerechten, das mitverschworene Belgien zu dem Kränzlein des unschuldigen Lämmleins, über das auch nach Jahrzehnten noch im Namen der Menschlichkeit Tränenbäche fließen werden. Man frage nur einmal unsere wohlwollendsten Freunde im Ausland. Den Einmarsch in Belgien verzeiht niemand. Was es ist zu sagen: Die Dinge hätten strategisch liegen können wie immer, der Vorteil eines raschen Einmarsches in Belgien und Frankreich mochte noch so fraglos sicher und ungeheuer groß sein: der Angriff gegen Westen hätte trotzdem nie und nimmer erfolgen dürfen, wenn in der Nation auch nur der kleinste Funken politischer Vernunft vorhanden gewesen wäre. Erstens konnte man von der Gegenseite es schon vorher oft und oft gehört haben, daß die Ententediplomatie darauf aus-

gehe, den Angriff Deutschland zuzuschreiben, da sie wohl wußte, was das bedeuten werde — und zweitens konnte man, auch wenn man allerlei überhörte, sich aus der eigenen Erfahrung von 1870/71 noch erinnern, daß selbst das angreifende Frankreich die Sympathien der ganzen Welt auf seiner Seite gehabt hatte und der Einmarsch der Deutschen als eine Barbarenflut verklärt worden war: um wie viel mehr mußte ein angegriffenes Frankreich der Schilling aller „Kulturnationen“ werden! Und wie oft hatte Bismarck von der ausschlaggebenden Bedeutung der Imponderabilien in der Politik gesprochen!

Was wird jetzt für Mühe aufgewendet, die Last der Kriegsschuldfrage abzuladen, aber wie schwer ist es, auch nur wenige zu finden, die sich von jenen Eindrücken befreien können, von denen die ganze Welt vor 10 Jahren über-rumpelt wurde, den deutschen Kriegserklärungen! Niemand war auf so ungeheure Ereignisse gefaßt, und was ereignete sich zuerst an entscheidenden Tatsachen? Die deutschen Kriegserklärungen — denn unter Mobilisierung versteht wohl der Diplomat, aber noch nicht die Öffentlichkeit den Krieg — sie hatten die Wirkung, daß zuletzt 26 Nationen als Verteidiger der Zivilisation gegen Deutschland im Felde standen; am 3. August, während das gute deutsche Volk in edler Begeisterung aufjauchzte, hatte seine Regierung den Krieg schon verloren. Und hätte sie einen Tag oder zwei länger zugewartet, so hätten die verschworenen Vernichter den Krieg erklärt und Deutschlands Miesenkraft hätte die Vernichter vernichtet. Gewiß, es gab noch einigemal Möglichkeiten des Sieges, aber es war auch das Glück dahin, darum blieben es nur Möglichkeiten. Heute noch geben sich deutsche Politiker die zwecklose Mühe, den deutschen Einmarsch in Belgien als gerechtfertigt nachzuweisen: das nützt gar nichts! Wäre auch der Beweis zu führen, daß sonst der Einfall der Franzosen erfolgt wäre, die draußen sagen: Worte sind Worte und noch keine Taten, euer aber war die Tat! Das will man in Deutschland nicht verstehen, man vermag heute noch so wenig nach der Art der anderen zu denken, wie vor zehn Jahren.

Bei einem Überblick über die deutsche Geschichte finden wir zwei Ereignisse, die das Schicksal der Nation entscheidend in verberblichem Sinne gewendet haben: die Wahl des Spaniers Karl V. zum Kaiser in den ersten

Tagen der Reformation, und nun die deutschen Kriegserklärungen in den ersten Augusttagen 1914. Jenes Ereignis konnte nach Jahrhunderten durch einen neuen Aufschwung ausgeglichen werden, das zweite hat nicht bloß über Deutschlands, sondern über Europas

Stellung in der Welt entschieden und ist nicht mehr gutzumachen. Wo aber, außer in der politischen Ahnungslosigkeit der Nation und der beispiellosen Unfähigkeit der Regierung Bethmann Hollwegs und seiner Gehilfen, liegt die Ursache des großen nationalen Unglücks?

## Die Septembertage.

Von Dr. Albert Ritter (München).

Den Aufsatz „Die Augusttage“ schloß die Frage: Wo, außer in der beispiellosen Unfähigkeit der Regierung Bethmann Hollwegs und seiner Gehilfen, liegt die Schuld des großen nationalen Unglücks? Nun, da nach den glorreichen Erinnerungstagen vom August, von Tannenberg und den Siegen im Westen, die schwarzen Gedächtnistage der militärischen Mißerfolge folgten, der Marneeschlacht und der Katastrophe von Lemberg, soll auf jene Frage die Antwort erfolgen! Nüchtern in der Unfähigkeit der Berliner Regierung (mit der die zu Wien auf gleicher Höhe stand) war es vor allem die Vorarbeit der Generalstabe, die den Sturz der Mittelmächte zur Folge hatte!

Erzellenz Freiherr von Ruffenberg hat vor einiger Zeit in der „Tagespost“ die Mahnung ausgesprochen, daß wir auch in der Niederlage eines erhebenden Moments der nationalen Erziehung nicht vergessen sollen, der Helden- und Führerehrung, daß wir uns an den Franzosen ein Beispiel nehmen müßten, die auch nach dem Debacle von 1870 den besiegten Generalen noch alle Ehren besten Wolles und tüchtiger Leistungen zuerkannten. Dieser Mahnung pflichtete ich grundsätzlich durchaus bei, unsere Kriegshelden und bewährten Führer sollen Idealgestalten für unsere Jugend bleiben, damit sie nicht der vernichtendsten aller Seuchen, dem Pazifismus, verfallende. Aber es ist dabei Acht zu haben, daß sie nicht einem anderen Abel, der Selbsttäuschung, und der Gefahr verfallende, eines Tages in sachlichen Kritiken ihre Helden verpflichtet zu sehen und dann mit dem Glauben an sie zugleich überhaupt allen Glauben an Heldenideale zu verlieren. Wenn man der Jugend und der Nation überhaupt Helden vor Augen stellt, müssen es stichhaltige sein, sturmstärke, die gar nicht anzuzweifeln sind. Für den Bedarf Reichsdeutschlands können schon Hindenburg, Mackensen, Below und allenfalls noch einige andere genügen. Ludendorff ist und bleibt umstritten, weil er das Unglück hatte, in die Politik eingreifen zu müssen und für sie ganz zweifellos nicht der rechte Mann war — und es auch jetzt nicht ist. Und das Buch seines Mitarbeiters, Generals Hoffmann „Der Krieg der veräumten Gelegenheiten“, das ich angelegentlich zum Studium empfehle, hat ein weiteres zum Nachweis getan, daß der große Kriegsmann Ludendorff ein Werkzeug hätte sein müssen, in der Hand eines Bismarck etwa, daß er aber in der selbständigen Entscheidung über Ort und Zeit der Kriegsführung immer wieder Ver-

hängnisse schuf. Von den österreichischen Führern, die in Ehren vor der Nachwelt stehen, will ich nicht reden, um nicht allenfalls Widerspruch hervorzurufen, mir selbst steht General Alfred Krauß am höchsten, andere mögen andere nennen.

Aber es soll sich hier nicht um die Helden der Walsstatt handeln, sondern um diejenigen

militärischen Größen, die schon vor dem Kriege beauftragt und beschäftigt waren, die Pläne für alle Möglichkeiten herzurichten und die damit von vornherein die Entscheidung in der Hand hatten. Und diese Männer sind unser Unglück geworden. Bernhard Shaw hat einmal in der „Neuen Freien Presse“ einen seiner mit Geist und Bosheit überladenen

Aufsätze den Generalstäben im allgemeinen gewidmet und sich zum Krankhaften wichtig über eine zwanzig- und mehrjährige Arbeit lustig gemacht, die dann durch die des Gegners in einigen Tagen durchkreuzt und erledigt war. Und er ist zum Schluß gekommen, daß jeder Krieg sich viel vernünftiger und unblutiger entwickeln würde, wenn man vorher keine Generalstabe arbeiten ließe. Im Falle Deutschlands stimmt das sicherlich, denn Deutschland ist an nichts anderem, als an dem vorbereiteten Kriegsplan zugrunde gegangen. Das war eine Arbeit, die fern von jeder Politik durch ein Jahrzehnt, unter dem Gesichtspunkt, daß es sich um eine Manöveraufgabe handle, immer und immer wieder herumgedreht wurde, bis sie schließlich zur politischen Aufgabe, die zu lösen war, im verblühtesten Gegensatz stand. Der viel gefeierte Schlieffensche Plan bestand darin, daß auf die rasche Vernichtung der französisch-englischen Armee ein länger dauernder siegreicher Feldzug gegen Rußland folgen sollte. Während die deutschen Armeen nach Paris marschierten und die westlichen Feinde in einer großen Umsfassung abzingen, sollte Österreich die russische Dampfwalze aufhalten.

Dieser Plan erforderte ein überraschendes Vorklagen und die schnellste Überwindung der Hindernisse in Belgien, das man ohnehin als Durchzugsland auserkor. So gut arbeiteten in Deutschland Politik und Generalstab zusammen, daß in zehn Jahren niemand auf die Bedenklichkeit solcher Absichten achtete oder hintwies. Weder verpflichtete der Generalstab die Politik, für den ersten Neutralitätsbruch an Belgien durch Frankreich und für die Kriegserklärungen durch die Feinde zu sorgen,

damit das Notrecht zur Geltung kam, noch trug die Politik dem Generalstab auf, auch für einen andern Fall bereit zu sein, wenn etwa die Sachlage erfordere, daß man sich doch zuerst gegen Rußland wenden müsse, weil es schon gerüstet an der Grenze stehe oder weil die Franzosen zuerst auf der Lauer bleiben könnten, oder auch weil man des Urteils der Welt halber im Westen defensiv bleiben wolle. Sogar die Erwägung, daß man doch auch die Sozialdemokraten zum Kriegsführen brauche, hätte dazu führen können, das man den Angriff gegen den Zarismus getragen hätte. Nichts dergleichen: sobald die Kriegsgefahr da war, erschien die Kriegsmaschine vor dem Kanzler und befahl: sofort ist der Krieg zu erklären, keine Minute ist zu verlieren, Belgien muß überrumpelt werden, sonst wird für nichts garantiert! Kaiser Wilhelm wehrte sich gegen seinen Generalstabschef in der letzten Stunde noch mit allen Kräften, er wollte den

Angriff gegen Rußland und befahl Stillstand an der Westgrenze — es half ihm nichts, er mußte den Befehl widerrufen und das Signal zum Untergang des Kaisertums geben. Nicht die Marne-Schlacht war das Unglück. Hätte man sie glorreich gewonnen, so wäre erst recht die ganze Verkehrtheit des großen Planes in Erscheinung getreten, weil die deutschen Armeen niemals genügt hätten, ganz Frankreich niederzuhalten und dann der Osten schutzlos geblieben wäre. Bereits hatten die Ententemächte sich verpflichtet, keinen Sonderfrieden zu schließen, und kein Mensch nimmt heute mehr an, daß Frankreich nach der Vernichtung des ersten Aufgebotes die Waffen gestreckt hätte. Ein gewaltiger Niederbruch der deutschen Offensive wäre später unausbleiblich gewesen.

Zu dieser Kritik kann sich jeder militärische Laie erlauben, weil er den gewaltigsten aller Zeugen an seiner Seite hat: den alten Moltke. Auch dieser gewiß nicht zaghafte Stratege hatte nicht einen Manöverstreich im Westen und dann erst den Angriff gegen Rußland im Sinne, wenn der von ihm und Bismarck so sehr gefürchtete Fall des Doppelkrieges einträte, sondern sein Plan, der bis 1905 tatsächlich in Geltung stand, stützte, genau umgekehrt, eine Defensiv von beliebig langer Dauer auf die Festungen an der Westgrenze und hielt die Besiegung Rußlands für die wichtigere Aufgabe. Erst von 1905 an dachte man nicht mehr an die Wacht am Rhein, nicht daran, daß man politisch von Frankreich nichts wollte, also auch vor der Welt nicht als Eroberer auftreten durfte, man wühlte einfach die überwiegend politische Aufgabe auf den Papieren rein militärisch und dazu phantastisch und nannte das genial. Wie man des alten Bismarck Inponderabilitäten vergaß, so vergaß man des alten Moltke hausbackene Schlichtheit und nahm in Gedanken das an Zahl stärkere und teilweise überlegen ausgerüstete Heer einer großen von Patriotismus und Haß glühenden Nation im Handumdrehen gefangen. Noch kurz vor seinem Tode, 1911,

schrrieb Schlieffen: Österreich darf ohne Sorge sein — das russische Heer wird nicht gegen Galizien marschieren, bevor nicht die Würfel im Westen gefallen sind!

So ist es zur Niederlage und dazu gekommen, daß wir mit der Schuld am Kriege belastet sind. Deutschland hat angegriffen, weil der Generalstab es befahl. Und wie lange werden wir jetzt reden und schreiben müssen, bis die Welt nicht mehr sagt: ja, gewollt haben die andern den Krieg offenbar auch, aber Wollen ist noch nicht Tat, verantwortlich ist der Täter! Je länger Deutschland nicht begreift, daß es gerade auf diesen Satz ankommt, und je länger es nicht einsieht, daß der Kriegsplan alles verschuldet hat, und es daher selbst diesen Kriegsplan verurteilen muß, um sich zu rechtfertigen, je länger es daran festhält, daß der Plan genial gewesen sei und gelingen hätte können (was ganz und gar unmöglich war), desto länger werden die Institute und alle anderen Veranstaltungen zur Abwälzung der Kriegsschuldanlage völlig vergebliche Arbeit leisten.

Nun aber haben wir zwei Generalstäbe gehabt, einen in Berlin und einen in Wien. Eine Tragödie ohnegleichen hat man vor sich, wenn man sich bemüht, ein Bild über die Zusammenarbeit dieser durch das Schicksal zu einem siamesischen Zwilling gemachten Größen zu gewinnen. Da bestand ein rühmlicher Wettstreit, welcher der Gescheiterte sei und daher am wenigsten nachgeben dürfe, ja man darf es aussprechen: welcher hinterhältiger sein könne. Zwei Äußerungen Conrads von Hötzendorf sind überaus bezeichnend. Nach den deutschen Kaisermanövern von 1913 berichtete er an Franz Joseph: Führung und Truppenausbildung im deutschen Heere seien weniger

gut als im österreichischen! Und als er sich im Mai 1914 noch einmal mit Moltke besprach, und dieser ihm den Schlieffenschen Plan nochmals vorlegte, sagte er: Also mindestens sechs Wochen müssen wir den Rücken halten! Wo die Sache so lag, daß der Krieg einzig und allein wegen Österreich ausbrechen konnte, während Deutschland sonst mit Rußland gar nicht zu kämpfen brauchte, tat der Österreicher so, als ob Deutschland verpflichtet wäre, einzig auf Österreich und gar nicht auf sich selbst zu schauen! Das Verhältnis giftiger Eifersucht zwischen den Verbündeten könnte nicht särzter beleuchtet werden! Man weiß ja auch, wie unbequem anderseits wieder in Wien die Notwendigkeit deutscher Hilfe gegen Rußland empfunden wurde und wie man mit dem Gedanken spielte, daß man mit Rußland, das vielleicht nur blaffen und gar nicht ernstlich Krieg führen werde, allein fertig werden und dann eine behaglichere Bundesgenossenschaft aussuchen könne. Ja, wenn Baron Conrad in Berlin hätte klarmachen können, daß der Angriff im Westen ein strategischer und politischer Selbstmord sei, daß dort eine Defensiv von Anfang an nur wenige Kräfte erfordere, während Rußland schon ungeheure Armeen in Polen bereit halte, daß man also gemeinsam gegen

TAGESPOST

Nr.:

TAG:

Osten vorgehen müsse — wenn Conrad, der ja bei Kaiser Wilhelm viel galt, seinen ganzen Einfluß für den Plan des alten Moltke eingesetzt hätte, dann wäre von seinem Eingreifen nur Rühmliches zu sagen. Aber derlei findet man nirgends, nur Berichte über ein Kleinliches Feilschen um einzelne Divisionen und im ganzen das Bild, daß die beiden Generalstäbe in zehn Jahren nicht dazu kamen, sich über die Grundzüge der gemeinsamen Aufgabe klar zu werden.

Conrad von Händendorff war auch der Mann der großen Sedan-Idee — im Osten aber! Er sah auf der Landkarte vor sich, daß man von Ostgalizien und Ostpreußen her den polnischen Sack zuschnüren und mit Mann und Maus nach Hause tragen könnte. Das war in der Tat eine Sache, die mit der Hauptkraft der deutschen und mit der österreichischen Armee im August und September zu machen war. Baron Conrad hätte aber dazu den Alt-Moltkeschen Plan in Berlin durchsetzen müssen. Daß er es versuchte, wird nirgends berichtet, wohl aber, daß er forderte, die neun deutschen Divisionen, die für Ostpreußen bestimmt wurden, müßten von dort sogleich einen Vorstoß nach Siedlice durchführen, 140 Kilometer von der deutschen

Grenze, hinter dem Rücken der russischen Millionenheere, ohne Bahnverbindungen und ohne Nachschub! Österreich werde ihnen am Bug entgegenrücken und der Sack wäre zugemacht! In der Tat wirkte sich Conrads Plan durch die österreichische Offensiv in Galizien und der deutschen in Belgien aus bis zu den Schlachten bei Lemberg und an der Marne. Das war das Ergebnis der verbündeten Generalstabsarbeit. Ganz ähnlich erging es dann 1916, da das russische Verhältnis der führenden Männer des „Treibbundes“ andauerte, während die Feinde einträchtig bald unter einem gemeinsamen Oberbefehl zusammenwirkten. Als damals Falkenhahn (ebenso wenig als 1918 Ludendorff, was sein schwerster Fehler war) nichts von einem entscheidenden Schlag gegen Italien wissen wollte, der Conrads Lieblingsidee war, da stießen einige österreichische Korps allein gegen die Brenta vor und hatten das Glück, nicht bis in die Ebene zu kommen, wo sie verfaßt und verloren gewesen wären, niemals aber den großen Fang zustandegebracht hätten. Conrad hatte gute Pläne, aber nie die Kräfte zu ihrer Ausführung, auf deutscher Seite war es umgekehrt, aber statt unter allen Umständen sich zu verständigen und einheitlich allenfalls auch das weniger Kluge zu unternehmen, tat jeder was ihm zusagte, und jeder mußte scheitern, wobei es militärisch

verfehlter war, richtige Gedanken mit unzulänglichen Kräften durchführen zu wollen. Im übrigen hat Deutschland im August 1914 dennoch im Osten weit mehr geleistet, als Baron Conrad schließlich gefordert und berechnet hatte, nicht bloß 22 russische Divisionen wurden durch Hindenburg außer Gefecht gesetzt, wie man vereinbart hatte, sondern 35, und in Ostgalizien standen Österreichs 800 Bataillonen 750 russische gegenüber — welche Ziffer ich einem Aufsatz von Oberleutnant von Schäfer im Maiheft von „Wissen und Wehr“ (Berlin, Mittler u. Sohn) entnehme, der dafür H. M. Conrad selbst als Quelle angibt.

Wir haben die Septembertage 1914 mit Schrecken erlebt und tragen heute noch ihre Folgen. Um der Folgen ledig zu werden, ist es vor allem nötig, daß wir uns zuerst von allen Selbsttäuschungen freimachen und die Tatsachen selbst klar erkennen. Dann werden wir auch den rechten Weg finden, um uns vor der Welt als die Opfer nicht bösen Willens, sondern eigener, aus den Fehlern unserer Führung entstandener Verhängnisse zu erweisen.

## Die entscheidungsvollsten Stunden des Weltkrieges.

Von  
Hofrat Edmund Glaise-Horstenau.

Die Weltgeschichte arbeitet mitunter gern mit dramatischen Effekten. Aber kaum ein zweites Mal war sie ein so raffinierter Regisseur wie in diesen Septembertagen vor zehn Jahren, als sie zu Beginn eines Kriegsbrandes, der fast ein Ozean wüten sollte, auf Kriegstheatern, die einen halben Kontinent umspannten, die für alle Zukunft wichtigsten Entscheidungen auf die enge Frist von zweimal vierundzwanzig Stunden zusammendrängte.

Erinnern wir uns zunächst, wie es in diesen kritischen Tagen im Westen aussah, wo seit dem 6. September an der Marne um den Sieg gerungen wurde. Da hing zwischen den Angeln von Paris und Verdun die deutsche Front über die Marne südwärts hinab. Die Feste Verdun ragte, gegen Norden gerichtet, wie ein Dorn ins deutsche Fleisch hinein. Desfisch von ihr sank die Kampflinie wieder südwärts, und zwar gegen die Dreiländerede von Belford, die Burgunder Pforte, zurück. Dieser ganze Aufbau hatte, wenn man will, das Profil eines einfachen Vorhanges, der diagonal zurückgeschlagen und außerdem in der Mitte dieser Diagonale stark emporgerafft ist. Nun zeigte freilich zu Beginn der entscheidungsvollen acht- und vierzig Stunden, von denen hier die Rede sein soll, dieses Profil in der Nähe seines westlichen oberen Ecks, gegenüber von Paris, schon einen gefährlichen Riß. Der deutsche Westflügel, die erste Armee unter General Kluck, war hier Anfang September, die Hauptstadt rechts liegend, auf das Südufer der Marne vorgebrochen. Doch hatte schon am 6. Kluck in aller Eile umkehren müssen, um sich der Pariser Armee des Generals Manoury entgegenzustellen, die, aus der Stadt herausstoßend, den deutschen „Sack“, der über den Fluß nach Süden hing, am Nordufer abschneiden wollte. Kluck erappte, wie Napoleon gesagt haben würde, Manoury auf frischer Tat und schlug ihn in dreitägiger Schlacht gegen die Mauern von Paris zurück. Die Gefahr war hier also abgewehrt. Dafür war aber südlich der Marne durch den eiligen Abmarsch Klucks ein breites Loch in der deutschen Front entstanden, gegen das die von Kitchener zu neuen Taten angespornten Engländer in Gemeinschaft mit einigen französischen Korps vorrückten. Der dünne Kavallerieschleier, den Klucks linker Nachbar Bülow spannte, hielt nur kurze Zeit stand. Am 9. September betraten im Rücken Klucks, zwischen diesem und Bülow, die Spitzen der Engländer vorsichtig das Nordufer der Marne.

Inzwischen war in den anderen Frontabschnitten auf beiden Seiten mit wechselndem Glück gekämpft worden. Die Hoffnung des deutschen Generalstabschefs v. Moltke, den bei Verdun weit vorspringenden Ostflügel der Franzosen durch einen konzentrischen Angriff in den Rücken dieser Feste zu zerschmettern, war durch die höchst aktive Gegenwehr der Franzosen vereitelt worden. Dafür hatte die deutsche Mitte dort, wo sie am weitesten über die Marne hinausragte, eine neue Armee unter Foch nachdrücklich aufs Haupt geschlagen; Foch schickte sich an, gegen die Seine zu weichen. So hielten fürs erste Erfolg und Mißerfolg auf beiden Seiten einander die Wage. Und es war klar, daß der von den Gegnern, der über die stärkeren Nerven verfügte, wahrscheinlich die Palme des Sieges davontrug. „Aushilfen“ im Moltkeischen Sinne gab es für

beide Parteien noch mehr als eine. Aber die deutsche Heeresleitung verzichtete durch ihr weites Abbleiben in Luxemburg auf ein aktives Eingreifen. Moltke begnügte sich, einen Generalstabsoberleutnant an die Front zu senden, in dessen Hände er die Entscheidung über das Schicksal Deutschlands und seiner Verbündeten legte. Dieser Stabsoffizier traf den General Bülow, der südöstlich der kritischen Lücke focht, in tiefer Niedergeschlagenheit und stimmte unter diesen trüben Eindrücken dem Vorschlage Bülows zu, die Armee auf das Nordufer der Marne und gegen die Aisne zurückzuführen. Kluck mußte sich anschließen. Noch hoffte Moltke einen Tag lang, sich wenigstens südwestlich von Verdun in den erkämpften Linien behaupten zu können. Die persönliche Rücksprache mit den Führern, die er — zum erstenmal seit dem Beginn der großen Kämpfe — pflog,

überzeugte ihn jedoch, daß auch hier das blutig erkaufte Gelände preisgegeben werden mußte. Einem Flieger, der am 10. morgens über der Walstatt an der Marne gekreist hätte, dem hätte sich ein eigenartiges Bild geboten: Rückmarsch langer Troßkolonnen auf beiden Seiten, bei Bülow und bei Foch. Die Franzosen haben recht, wenn sie von einem Marnewunder sprechen . . .

In denselben Morgenstunden, in denen der schwerkranke General v. Moltke vom Schlachtfeld bei Verdun aus gebrochenen Herzens die letzten Befehle zum Rückzug erteilte, sah sich im Barackenlager von Przemyśl der österreichisch-ungarische Generalstabschef Conrad v. Höhendorf auch vor einen überaus schweren Entschluß gestellt. Seit dem 6. September war die zweite Lemberger Schlacht im Gange. Das Schwergewicht des österreichischen Angriffes lag, seit Ruffenbergs Flankenstoß bei Rawarusta in ein frontales Ringen eingearbeitet war, auf dem Südosflügel der halbkreisförmigen Phalang, die sich von der mittleren Weichsel an den Dnjeestr schwang. Seit dem 6. September harrete Conrad von Stunde zu Stunde auf den durchschlagenden Erfolg, der westlich und südwestlich von Lemberg angestrebt wurde und der allein der großen Schlacht die erwünschte Wendung geben konnte. Während aber Böhmer-Grmoški und Boroevic nur schwer gegen Lemberg Boden zu gewinnen vermochten, zog sich am linken Flügel der österreichischen Front, über den gegen Norden gefehrten Linien, ein schweres Ungewitter zusammen. Dort hatte der Großfürst Nikolai alle seine Reserven in den Kampf geworfen. Dankt am äußersten Westflügel der 1. u. 1. Front litt schwer unter dem russischen Druck und mußte seit dem 8. September Schritt für Schritt Raum geben. Erzherzog Josef Ferdinand, den Ruffenberg nach seinem „Kurz-lehrt-euch!“ auf der Walstatt von Komarow gelassen hatte, fand nur mühsam den Anschluß an seine bei Rawarusta fechtende Armee, die nun im rechten Winkel weiterkämpfte. Zu allem Ueberfluß klappte zwischen dieser Gruppe und der Armee Daniks eine Lücke, die um so breiter wurde, je mehr Dankt zurück mußte und je mehr sich Josef Ferdinand gegen das Gros seiner Armee zusammenschloß.

Die Russen waren stets anständige Leute. Sie sandten zwar zwei Korps gegen die Lücke zwischen Danik und Ruffenberg, direkt in den Rücken Ruffenbergs, gegen seine einzige Rückzugsstraße. Aber sie waren gefällig genug, durch ihre Radiobefehle den Österreichern stets genau wissen zu lassen, wie weit diese Korps gekommen waren. Die Lage war ähnlich der an der Marne, nur um 180 Grad verstellte. Aber Conrad bewies — das ist nicht zu leugnen — unendlich bessere Nerven als seine Kollegen an der Westfront. Schon waren die Russen in der eben erwähnten Lücke, schon bohrten sie sich hinein — noch immer gab er einen Tag, einen halben Tag, eine Stunde zu, ehe er sich

entschloß, den Rückzugsbefehl zu erteilen. Noch immer hoffte er, sein von Böhmen und Boroewie geführter rechter Flügel werde durch den Wiedergewinn von Vemberg das Schlachtgebäude des Großfürsten in Trümmer legen. Erst im allerletzten noch möglichen Augenblick, als sich Dantl schon dem Saan näherte und russische Reiterei schon gegen die einzige Rückzugstraße Nuffenbergs auschwärmte, am 11. September mittags entschloß er sich, die Schlacht abzubrechen und die Hoffnungen endgültig zu begraben, die er auf den Verlauf der Dinge gesetzt hatte. Einem Flieger, der am 12. morgens über Vemberg getreift hätte, dem hätte sich wieder ein eigenartiges Bild geboten: Rückmarsch langer Troßkolonnen auf beiden Seiten, bei Brussilow und bei den Oesterreichern. Wie an der Marne. Nur mit dem einen Unterschied, daß die deutsche Heeresleitung das Spiel gleich zu Anfang verloren gegeben hatte, indessen Conrad es erst tat, als alle Aushilfen erschöpft waren. Man sieht sich wirklich verleitet, zur Diskussion zu stellen, welche Wendung die Dinge genommen hätten, wenn die beiden Feldherren Moltke und Conrad vertauscht gewesen wären.

Nun werden freilich die Erfolgsmöglichkeiten der Deutschen an der Marne nach unserem Ermessen meist überschätzt. Die deutschen Kräfte hätten dort wohl hingereicht, das Schlachtfeld entschieden zu behaupten, vielleicht auch, die Alliierten an die Seine und auf die Mauern von Paris zurückzudrängen. Aber daß es ihnen selbst bei bester Führung hätte glücken können, die Franzosen mit diesem einen Artzettel zum Frieden zu zwingen, mag dahingestellt sein. Es wäre in den französischen Reihen wahrscheinlich schon damals ein Clemenceau aufgestanden mit dem Rufe: „Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris, ich werde mich hinter Paris schlagen.“ Man vergesse nicht, daß die Alliierten am 4. September, in den Tagen höchster Bedrängnis und Ungewißheit, zu London den Vertrag gegen einen Sonderfrieden unterzeichnet hatten!

Der deutsche Kriegsplan war von Haus aus allzu stark auf Imponderabilien aufgebaut. Das Kräfteverhältnis war im Jahre 1914 weit ungünstiger, als es Schlieffen seinerzeit seinem Plane zugrunde gelegt hatte; die Alliierten waren ihnen fast vom ersten Schuß an zahlenmäßig überlegen. Wohl bot das Schicksal dann in den Einleitungsschlachten den Deutschen die Möglichkeit, ein günstigeres Zahlenverhältnis herzustellen. In Lothringen und im Sambre-Maas-Winkel hätten sie je eine der fünf französischen Armeen vernichten können. Aber die Fäden der obersten Führung schleiften schon damals stark am Boden. Sowohl der Kronprinz von Bayern wie die Generale Hausen und Bülow begnügten sich mit einem „ordinären Sieg“. Zu diesen verkäuferten Gelegenheiten trat dann noch der Abtransport zweier Korps, die in der Zeit, wo sie im Westen wie ein Wissen Brot gebraucht worden wären, auf der Bahn fuhren. Alles in allem: an der Marne hätte wohl die Niederlage vermieden werden können; aber der volle, kriegsentscheidende Sieg war dort kaum mehr zu erreichen.

Wohl aber hatte es — das ist das Interessante und in der Literatur wenig Beachtete — in den darauffolgenden Wochen aller Wahrscheinlichkeit nach die Entente in der Hand, einen solchen kriegsentscheidenden Sieg über die Mittelmächte zu erringen. Und zwar lag es beim Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, nach dieser Erfolgsmöglichkeit zu langen. Der dritte große Entschluß, der in den von uns geschilderten achtundvierzig Stunden zu fassen war. Der Großfürst war damals Herakles am Scheidewege. Er konnte nach seinem Siege in Ostgalizien drei Richtungen einschlagen. Auf dem Wege über die Karpathen nach Ungarn hätte er infolge des österreicherischen Rückzuges nach Westgalizien überhaupt keinen nennenswerten Feind gefunden. Auf dem Marsche über Krakau auf Wien wäre er wohl auf das k. u. k. Heer gestoßen, das aber so angeblutet war, daß es ohne Atempause nachhaltigen Widerstand kaum mehr zu leisten vermocht hätte. An beiden Wegen wäre die süße Frucht des Sieges verhältnismäßig leicht zu pflücken gewesen. Aber der Großfürst schlug sie nicht ein. Er hielt die österreicherische Armee schon jetzt für vollständig er-

gemahnt: A Berlin, auf zum Brandenburgertor! Nun, angesichts der Erfolge in Ostgalizien und an der Marne, wollte der Großfürst nicht länger zögern. Er ließ mit den Hauptkräften von den Oesterreichern ab und wandte sich, an den Aufbau der „Dampfwalze“ schreitend, gegen Zwangorod und Warschau, von wo aus über Breslau und Posen der Marsch nach Berlin erfolgen sollte. Nicht der Entschluß Moltkes, die Marne Schlacht zu liquidieren, sondern der Entschluß des russischen Generalissimus, von den Oesterreichern abzulassen, die Richtung nach Deutschland einzuschlagen, scheint uns die folgenschwerste der Entscheidungen gewesen zu sein, die eine Laune des Weltenschicksals in die von uns besprochenen 48 Stunden zusammengedrängt hat; wenn nicht die folgenschwerste des ganzen Weltkrieges überhaupt.

### Nachlänge zum Weltkrieg.

Frederic Hausman, Und Frankreich? Wieland-Verlag, München 1923. — Dr. Karl Hauschild, Verjaillés, Wien 1924, Österreichischer Schulbücher-Verlag.

Vincit veritas — die Wahrheit siegt. Der alte Spruch der Bibel kommt auch jetzt wieder zur Geltung. Etwas spät für das gequälte deutsche Volk, das freilich an der Verjährung nicht ganz schuldlos ist. Durch Lüge, Schmutz und Finsternis konnte die Wahrheit über den Ursprung des Krieges verhüllt, aber nicht auf die Dauer verbunkelt werden. Nachdem sich die russischen Archive geöffnet, die deutsche Regierung ihre ganze Politik seit 1871 in umfangreichen Allenbänden und einer anschließenden Reihe von Sonderschriften bis in die letzte Falte enthüllt hat, Memoiren über Memoiren erschienen sind, die die Ereignisse der unmittelbaren Vorkriegszeit fast von Stunde zu Stunde beleuchten, ist die Wahrheit auch bei der Entente auf dem Marsch und wer heute Augen hat zu sehen und das Gelesene zu würdigen, wird über die Quelle des Übels unserer Tage nicht mehr im Unklaren sein. Wer nicht die Kosten und die Zeit aufbringt, sich durch die Flut all der Bücher und Broschüren über die Kriegsschuldfrage durchzuarbeiten, dem sei das oben genannte Buch des Amerikaners Hausman wärmstens zur Lektüre empfohlen. Wir hätten dem Buche freilich einen besseren Titel gewünscht, denn nicht

nur die französische Politik verdient es, bis in ihre Tiefe durchleuchtet zu werden, auch die Vereinigten Staaten brauchen mehr Licht, denn wie es dort um die Behandlung der Kriegsschuldfrage steht, dafür ist die Note lehrreich, die Hausman seinem Vorwort vorausschickt. Die englische Ausgabe, heißt es dort, erschien im Verlag von Allen u. Unwin in London, eine amerikanische Ausgabe wurde bisher durch französische Umtriebe verhindert; dem Autor ist es trotz seiner einflussreichen Stellung — er war Richter am Staatsgerichtshof zu Washington — nicht gelungen, diese Widerstände zu überwinden.

Hausmans Buch, wie es in guter deutscher Übersetzung von Cecius vorliegt, „steht für das allgemeine Publikum viele erstaunliche Urkunden zusammen, die bisher nur den Forschern bekannt waren“. Es sei die Wahrheit, daß jede in den letzten drei Jahren an den Tag gekommene Urkunde es enthüllt, daß Rußland entschlossen war, Deutschland den Krieg aufzuzwingen und daß die Regierung Frankreichs ihm bei diesem üblen Plan Vorschub leistete und es ausrüstete“. Lassen wir die Frage über die Priorität der Schuld beiseite, auf der einen Seite ist die Revanche, auf der anderen der Panlawismus das Ferment, und beide arbeiten sich in die Hände. Für mich, sagt der Verfasser, obgleich ich nur auf einer Seite, und das in weiter Zeitferne, deutsche Ahnen habe, ist das Schauspiel des Sturzes Deutschlands ein durchaus trauriges. Niemals ist ein Land so rasch von der Höhe des Ruhms

in Armut, Elend und Verzweiflung gestürzt worden. Deutschland steht da wie ein völlig betäubter Mann, oder wie einer, der unfähig ist, einen bösen Traum abzuschütteln. Der Vertrag von Versailles aber sitzt inzwischen wie ein Geier auf seinem Herzen. Um eine Revision der furchtbaren Bedingungen von Versailles herbeizuführen, gibt es nur ein einziges wirksames Mittel: die Welt muß die Beweise für das Verbrechen Russlands und die Mittäterschaft Frankreichs kennen lernen. Beides deckt das Buch in seinen sechzehn Kapiteln auf. Er schildert das kriegerische Frankreich, die wirkliche Wurzel des Krieges, unsere (Amerikas) falschen Vorstellungen bei Ausbruch des Krieges, den Krieg von 1870, die friedliche Haltung Deutschlands von 1870 bis 1914, den Kampf um seine Einheit, das französisch-russische Bündnis, Marokko, die Vorbereitung der Entente zum Krieg, Serbien und den Balkan, die Krise, die Verantwortlichkeit Englands, Poincarés Buch über den Ursprung des Krieges, die Strenge des Friedens und dessen Fehler.

Nicht auf alle Abschnitte kann hier eingegangen werden. Im ersten führt er seine Defer darauf, daß man in Deutschland den Franzosen den Erbfeind nennt, er bringt in Erinnerung, daß Frankreich zwanzig Kriege mit Deutschland geführt hat, in deren keinem Deutschland der Angreifer war, ja die Franzosen rühmen sich dessen, wie man dem Buch Jacques Bainvilles entnimmt. Nach diesem Franzosen ist auch Deutschlands Zukunft die trostloseste, denn „es muß

politisch geschwächt und zerspalten werden. Erst dann werden die Deutschen friedlich. Sie tragen dann sogar zur Bifidation bei“. Also nicht Potsdam, sondern Weimar. „Die Verhinderung der deutschen Einheit“, sagt dieser lebenswichtige Franzose, „war ein nüchternen Plan, der durch die gesunde Vernunft eingegeben und das floer Bewußtsein des nationalen Intesses getragen war“. Unser Verfasser geißelt diesen „gesunden“ Egoismus: „In jedem Lande Europas ist das Wörterbuch des Krieges französisch. Deutschland hat sich 300 Jahre lang in der Sprache seines Angreifers verteidigen müssen.“ Hausman stellt zum Schluß dieses Kapitels zwölf Schlüsselfaß auf, um zu sagen, „daß Frankreich auch an der Weltkatastrophe schuldig war“. Es sollte sonach auch einen Teil der Bruttoverluste Europas und eine entsprechende Verringerung der ihm nach dem Vertrag von Versailles zustehenden Ansprüche tragen. Im zweiten Kapitel findet sich der Satz unter Beweis gestellt, daß Frankreich England in den Krieg gerissen habe; es sei nach den Worten eines vollstümlichen amerikanischen Geschichtsschreibers (Albert Hart) seit den letzten vierzig Jahren für einen Krieg mit Deutschland bereit gewesen, sobald es eine Möglichkeit dazu sah.

Zwei große Fehler seien nach Hausman (S. 122) in der europäischen Politik seit 1871 begangen worden: Deutschland hätte Frankreich verbieten müssen, ein großes Heer zu halten, und England hätte Deutschland verbieten sollen, eine große Flotte zu schaffen; es dürfte nicht

schwer sein, begründete Einwendungen gegen diesen Satz zu machen. Im ersten Falle würde die Entzweifung Deutschlands schon 1871 begonnen haben, zum zweiten ist zu bemerken, daß die Weltlage in der Zeit des Burenkrieges es den Engländern nicht gestattet hätte, ein solches Verbot auszusprechen. Ein glänzend geschriebenes Kapitel ist das, das von Deutschlands Friedensliebe spricht. „Der schlimmste Fehler Wilhelms II. war seine Unfähigkeit, den Mund zu halten.“ Unermessliches Unheil ist über sein Land gekommen durch seine in der Erregung erfolgten Ausbrüche von Wildheit und Rachsucht, die ganz im Widerspruch stehen zu dem, was uns jeder sagt, der in persönliche Beziehung mit ihm kam oder in Staatsangelegenheiten mit ihm zu tun hatte. Für diese aufgeregten Äußerungen hat Deutschland zu büßen gehabt. Sehr sachgemäß wird Deutschlands Kampf um seine Einheit geschildert: „wie da die Riesentafente Bismarcks in die Erscheinung treten. Das ist der Mann, dem der Ausdruck „Blut und Eisen“ von Leuten vorgetrieben worden ist, die nicht begreifen können, daß keine andere Politik irgendwie hätte Erfolg haben können. Wenn Staaten hoffnungslos zerspalten sind, wenn mächtige Auslandsregierungen die Macht und den Wunsch haben, sie durch Bestechungen und Trohungen auseinander zu halten, so gibt es nur eine Politik: die der Waffen“. Bismarck hatte recht, als er sagte, daß die Frage der deutschen Einheit niemals durch Wortkämpfe und Abstimmungen geregelt werden könne, das konnte nur durch Krieg zwischen Preußen und Österreich geschehen.

Weder im Buchstaben noch im Geist des Bundes zwischen Österreich und Deutschland war irgend

etwas, was in Frankreich nur ein bißchen Sorge hätte erregen können. Im Gegenteil, der Zusammenschluß dieser beiden Mächte war natürlich gegenüber der zunehmenden Macht des kolossalen Rußland; dagegen nahm das Bündnis zwischen Rußland und Frankreich von vornherein einen offensiven Charakter an: „Vom ersten Jahre an begann Rußland den Löwenanteil des Nutzens einzustreichen. Nachdem einmal seine Pfote Eingang in das französische Schahamt gefunden, konnte ihm die Tür dazu nie wieder verschlossen werden. Welch anderes Schicksal kann ein Bankier haben, der einem krupellosen Niederjahn ins Blaue hinein Geld borgt?“ Schon 1906 hatte Rußland nicht weniger als zweieinhalb Milliarden Dollar erhalten. Die Quelle, aus der diese Schulden zurückgezahlt werden sollten, sollte die in Deutschland zu lösende Barie sein. Wenn wir, schrieb Oberst Voucher im Sommer 1913, siegreich sind, wird der Slavismus den Germanismus in den Staub treten. Frankreich will jetzt sein Geld, ob auch das Festland Europas darüber zusammenbricht. Selbst seine eigene Geschichte läßt es in seiner Wut außer acht. Von hohem Interesse ist das Kapitel „wie sich die Verbandsmächte auf den Krieg vorbereiteten“. Auch hier wie überall sind die Quellen erster Hand zu Rate gezogen worden. Schon im Februar 1914 beglückwünschte Pasie den russischen Kaiser, daß sich Rußland so vollkommen gerüstet habe. Wie, wenn der Krieg erst zwei Jahre später ausgebrochen wäre? Ob dann Deutschland überhaupt imstande gewesen wäre, Widerstand zu leisten? Ihn bis 1916 hinauszuschieben, war die ursprüngliche Politik des russischen Hofes, „der sich indes durch

Nr.:

TAG:

die Draufgänger der jedes Verantwortungsgefühles baren Schurken Sazonow, Suchomilow und Januschewitsch mitreißen ließ."

Im Kapitel „Serbien und der Balkan“ werden die russischen Ränke in Serbien in eine scharfe Beleuchtung gerückt, in dem nächsten, das die Krisis behandelt, wird hervorgehoben, daß der Streit zwischen Rußland und Österreich sich um eine Sache drehte, die die Interessen Frankreichs in nichts berührte, was selbst von seinen Freunden, wie Grey, zugestanden wird. Ohne Frage hat Rußland den Krieg zu einem allgemein europäischen gemacht, indem es die Sache Serbiens aufgriff, und Frankreich hat Westeuropa in den Konflikt hineingezogen, indem es sich hinter Rußland stellte. Aus jeder Urkunde und dem ganzen Gang des diplomatischen Schriftwechsels erhellt klar, daß Rußland in den Krieg zog, weil es sicher war, daß Frankreich folgen werde und dies Vorgehen auch England auf seine Seite bringen werde. Deutschland hat während der Krisis sein Bestes getan, „um Österreich zur Vernunft zu bringen, vielleicht hat es seine Bemühungen um den Frieden zu spät eingesetzt.“ Wir halten ein; es ist nur ein kleiner Teil der Ausführungen Hausmans, auf die hier hingewiesen werden dürfen. Im Anhang werden wichtige Aktenstücke zur Erläuterung einzelner Stellen angefügt. Wir dürfen mit dem Wunsche schließen, daß das Buch auch im Heimatlande des Verfassers seine volle Wirkung habe.

Einen durchaus anderen Charakter hat das Buch von Dr. Karl Hauschild. Es bringt in gut übersichtlicher Weise die wichtigsten Bestimmungen des Versailler Friedens, so den deut-

schen Verlust an Land und Leuten, die über Industrie und Handel, dann jene, die die deutsche Staatshoheit gefährdeten und die Wehrlosmachung des Deutschen Reiches betreffen, endlich die finanziellen Maßregeln zur Darstellung und erörtert die volle Bedeutung dieses von Furcht und Haß diktierten Vertrages. Wer wird nicht den Worten zustimmen, daß die Größe der Völker nicht im Raub von Kolonien, der Erpressung von Milliarden und im Verkauf von Granaten, sondern in der Gerechtigkeit besteht. Im zweiten Teil wird die Frage der Schuld am Kriege auf Grund der „deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch 1914“ behandelt, wobei die reiche Literatur der letzten Jahre, vor allem Wilsons Memoiren zur kritischen Beleuchtung der Versailler Verhandlungen herangezogen werden. Von der in Versailles festgelegten Friedensformel sagt Wilsons Berater: Sie enthielt im Völkerbund das Programm der neuen Ordnung; in den Vertragsbestimmungen äußerten sich Furcht, Neid und Ehrgeiz der alten Ordnung. Es hatte kein wirklicher Gesinnungswechsel, kein ehrliches Zusammenkommen der Völker von alt und neu stattgefunden. Die Abmachungen enthielten das volle Gegenteil von dem, was man früher gelobt hatte: Es handelte sich nur um Annexionen, um gar kein Selbstbestimmungsrecht der Völk. und Provinzen wurden wie leblose Wesen oder Spielfiguren verschoben und verschachert. Da das Buch Hauschilds trotz seiner knappen Fassung alles Wissenswerte über den Versailler Frieden enthält, darf es einer Verbreitung in den weitesten Kreisen wärmstens empfohlen werden. J. Dosert.

### Stets in der Hand.

Von M. Ruffenberg-Komarow,  
Kriegsminister a. D.

Es war es eben zu gutem Teil im alten Reich, womit ich übrigens kaum etwas Neues sage. Dies traf aber, völlig kategorisch, bezüglich der Geschichtsschreibung zu, wo es selbst bei den großen Historiographen gleich einem ungeschriebenen Gesetz galt, alles Große, Gute, Edle und vor allem Erfolgreiche dem Norden, speziell Preußen, zuzuschreiben, während der Süden, Österreich, dabei entweder ganz schlecht wegkam oder — günstigen Falles — in ein bescheidenes Dämmerlicht gestellt wurde. Namentlich trat dies bei Schilderung und Beurteilung der militärischen Ereignisse hervor, und da die Tatsache immer deutlicher zutage tritt, daß dieses Prinzip auch hinsichtlich des Weltkrieges zur Geltung gebracht werden soll, so erwächst die Pflicht, den eigenen, den österreichischen Standpunkt zu vertreten. Angesichts der ungeheuren Überlegenheit der deutscherseits vorhandenen Mittel wird dies nicht leicht sein, doch soll deswegen der Versuch nicht unterlassen werden.

Vorerst sei aber des Umstandes gedacht, daß geistreiche Dilettanten, deren kaustischer Witz und in Lapis geräucherter Spott einen Weltruf erlangt haben, beide Heeresleitungen, die deutsche und die österreichisch-ungarische, in Haussch und Bogen verurteilen und zu dem Paradoxon gelangen: die Vorarbeiten bei beiden Generalstäben seien die Quelle des Unglücks gewesen. Sie waren die Veranlassung, daß das Kriegsglück gegen die Mittelmächte ausgeschrieben hat — ja entschieden wurde.

Mit Verlaub — warum haben denn die Vorbereitungen bei den Ententegeneralstäben den endlichen Schlusserfolg nicht verhindert? Die Männer, die dieses Paradoxon aufstellen,

mögen doch die verschiedenen, aus Ententekreisen stammenden Memoirenwerke, namentlich jenes des einstigen russischen Kriegsministers Suchomlinow durchblättern. Da werden sie erkennen, daß dort das System der detaillierten Kriegsvorbereitungen identisch mit jenen der Zentralmächte gewesen ist. Im Kriege ist es mal so, daß stets nur ein Teil gewinnen kann; beide Teile müssen aber der selbstverständlichen Pflicht genügen, alle nur möglichen Vorbereitungen zu treffen, um den Erfolg für die eigene Sache zu sichern.

Es ist ja leicht und billig, espritvolle Caletombourgs aus der Feder fließen zu lassen, wenn man ganz an der Oberfläche bleibt, wenn man den Ausgang, Erfolg oder Mißerfolg genau kennt und besonders, wenn man als Laie zu einem Laienpublikum spricht. Möge doch dieser lächelnde Kobold und herb-schmügelnde Satir einfach die Frage beantworten, ob er glaubt, daß es möglich sei, in wenig Tagen, so aus dem Handgelenk heraus, eine Transportbewegung zu inszenieren, die sich auf 3 bis 4 Millionen Menschen, auf eine Million Pferde, auf 3 bis 4 Hunderttausend Fuhrwerke und auf Hunderttausende Tonnen von Gütern bezieht? Hierzu noch all die anderen riesenhaften Arbeiten zu bewältigen, die die Konzentrierung, die Unterbringung und Verpflegung dieser ungeheuren Massen erfordern; desgleichen alle Maßnahmen zu treffen, die sich auf Deckung, Sicherung und operative Vorbereitung beziehen. Jedweder, der sich mit nur ein klein wenig Ernst in diese Situation versetzt, muß zur Erkenntnis gelangen, daß solch unermesslich große Arbeiten nicht im Handumdrehen, sondern nur nach sorgfältigster Kalkulation und intensivstem Studium zu treffen sind. Natürlich muß man hierbei zu einem endgültigen Entschluß gelangen, demnach aber auch alle obgenannten Arrangements treffen. Selbstverständliche Aufgabe der Diplomatie

aber ist es, gegebenenfalls die Situation so zu stellen, daß sie der in gemeinsamen Besprechungen festgestellten Annahme tunlichst entspricht, daß aber namentlich der Moment nicht verpaßt oder auch vorzeitig herbeigeführt werde, wo der Strategie den Politiker abzuhelfen, das heißt wo die eingestellte Kriegsmaschine ihre Arbeit zu beginnen habe.

Es sei übrigens dem ironisierenden Kritiker erzählt, daß man durchaus nicht nur eine Möglichkeit als Schiboleth hingestellt hatte. So wurde zum Beispiel im österreicherisch-ungarischen Generalstab ein A-Fall (Rußland), ein B-Fall (Italien), ein C-Fall (Balkan), ein M + J, ein M + D und schließlich ein sogenannter Malheur-Fall M + J + D in ernsthafte Erwägung und Bearbeitung gezogen. Mehr kann man eben wohl von keiner Staats- noch Armeeleitung fordern.

Da aber Irrtum menschlich ist, daher auch in diesem Falle Fehler und Irrtümer möglich sind, so kann es ja vorkommen, daß entweder die Grundidee eine unrichtige ist oder daß wichtige Faktoren — zum Beispiel durch das verräterische Abpringen fest obligierter Verbündeter — hinfällig werden. Das sind dann eben die Imponderabillen, die Glück und Völkergeschick souverän schalten lassen und die vorauszu sehen wohl kaum in der Macht der Menschen gelegen ist.

Was aber die so scharf pointierte Zurückweisung, ja Verurteilung des sogenannten Schlieffen-Planes anbelangt, so sei zugegeben, daß er nahezu schon zu einem secret de Policie geworden war, daß ihm daher eines der wichtigsten Erfolgsmomente, die „Überraschung“, nicht innewohnte. Dagegen bin ich gar keinem Zweifel unterlegen, daß nicht in der Idee, wohl aber in der Durchführung — auf die es doch vor allem ankommt — so schwere Fehler begangen wurden, daß der nahezu erreichte Erfolg im letzten Moment in Trübe ging. Allerdings gefördert durch Italiens Treulosigkeit. Doch das Abzweigen von sechs Divisionen unmittelbar vor der Schlachtentscheidung an der Marne war ein operatives Kapitalverbrechen, das auch seine wohlverdiente Bestrafung gefunden hat. Die Behauptung aber, daß ein — vollkommen im Bereiche der Möglichkeit gewesener — großer deutscher Sieg keinen Ausschlag gegeben hätte, gehört in das Kapitel tollkühnlicher Annahmen.

Nicht viel anders verhält sich's mit dem proponierten Plan, mit allem zuerst im Osten, also gegen Rußland, offensiv zu werden, was angeblich einer Idee Moltke des Älteren entstammen soll. Dieser Idee fehlt die sichere Basis dadurch, daß man die Russen doch nicht hätte zwingen können, den Kampf in dem für sie strategisch ungünstig gelegenen Raum von Kongresspolen aufzunehmen. Im Gegenteil, es bestand auf Seiten Rußlands lange Zeit hindurch der im deutschen und österreichisch-ungarischen Generalstab bekannt gewordene, sogenannte Europatkinsche Plan, der dahin ging, den Aufmarsch der Armeen nach Wolhynien (hinter den Dug) und nach Podolien bis eventuell hinter den Dnjepr zu verlegen und hiedurch den Vorsprung, den die Streit-

kräfte der Mittelmächte aus ihrer rascheren Bereitstellung zu ziehen vermochten, einfach zu eliminieren. Erst das Bekanntwerden des Schlieffenschen Planes, namentlich aber die schon im Frühjahr 1914 beginnende Mobilisierung (sous titre „Probemobilisierung“) sowie das wohlkaskierte Heranziehen von Truppen aus Ostrußland und selbst aus Sibirien, ermöglichten den Angriff gegen Ostpreußen und Galizien.

Doch nun einiges über die teils offen, teils unter der Blume erfolgende Zurücksetzung der Leistungen des alten, verjüngten Heeres. Ob beabsichtigt oder nicht, sie präsentieren sich in einem ganz bestimmten System. Man lobt nämlich in mächtigen Tönen den obersten Führer und beweist hiedurch indirekt die Min-

derwertigkeit der Leistungen seines Instruments. Wir haben natürlich gar nichts einzubringen, wenn man die Führerleistungen des obersten Inspirators zu höchst einstellt, nur sollte, nein — nur darf dies nicht auf Kosten der Armee und ihrer sonstigen Führer geschehen. Unter der Fülle der Daten, die in dieser Richtung Zeugnis geben, sei nur eine hervorgehoben.

Ein deutscher Oberleutnant berechnet, daß es Conrad zu Beginn des Krieges gelungen war, 800 österreichisch-ungarische Bataillone auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz zu vereinen, gegen die nur 750 russische Bataillone im Felde gestanden sein sollen.

Krasnik und Komarow werden — natürlich — nicht erwähnt; doch Demberg, das gefoltermaßen ein Pendant zur Schlacht an der Marne bildete, wird besonders hervorgehoben. Also österreichischerseits eine Höchstleistung der Führung und ein Ungenügen der Armee!

800 Bataillone! — Rechnen wir mal nach, zumal ich darüber, als einstiger maßgebender Mitkämpfer, über genaue Daten verfüge.

Bis zirka 9. September 1914 waren am nordöstlichen Kriegsschauplatz eingetroffen: Das I. bis VII. Korps mit je 3 Divisionen, das VIII. mit 1, das IX. mit 2, das X., XI., XII. und XIV. Korps mit je 3 Divisionen. Das sind also 26 Divisionen zu 13 Bataillonen, ist gleich 468 Bataillone. Dazu traten dann 24 Bataillone preussischer Landwehr und eine allerdings bedeutende Anzahl, zirka 100 Bataillone österreichisch-ungarischer Landstürms. Das gibt also in Summa rund 590 Bataillone! Somit statt 800 — 590! Willigerweise können aber die Landstürmsbataillone für die Aktion im Felde nicht gut gerechnet werden, weil sie nach jeglicher Richtung Improvisationen darstellten, die erst in den weiteren Stadien des Krieges inneren Zusammenhalt, vor allem aber eine moderne Bewaffnung und Ausrüstung erhielten. Summa Summarum kann man also rechnen, daß für die Verfügung im freien Feld 500 Bataillone zur Verfügung standen. Dagegen bei den Russen: die 3., 4., 5., 8. und 9. Armee, denen im Staffeln links die 7. folgte. Jede Armee im Durchschnitt mit 8 Divisionen, deren Stand an Bataillonen und Batterien jenen der österreichisch-ungarischen Einheiten übertrug.

CONFIDENTIAL

nr.:

TAG:

Das gibt in Summe 48 Divisionen mit zirka 720 Bataillonen. Dazu eine stark überlegene Kavallerie. So lagen die Verhältnisse tatsächlich und speziell in der Schlacht bei Semberg (Matarnaska) standen 380 österreichisch-ungarischen Bataillone 480 russischen gegenüber. Die Schlacht war übrigens taktisch nicht verloren, sondern operative Verhältnisse, die an Ungunst jene in der Schlacht an der Marne bestanden, weitans überwogen, zwangen zum Abbruch des Kampfes und zum Rückzug bis hinter den Dunajec. Von wo aber dann — im Gegensatz zu den Verhältnissen nach der Marne Schlacht — nur drei Wochen später die Offensive erneuert vorgetragen wurde.

Die oberste Führung hatte sich österreichisch-ungarischerseits gewiß bewährt, doch auch die Truppen und die Großzahl der Führer taten, was menschenmöglich war.

Ich will durchaus nicht in den Fehler der deutschen Geschichtsschreibung verfallen, gebe daher vollkommen zu, daß ein Zusammenarbeiten, wie es die deutschen Korpsführer bei Tannenberg bewiesen, unerreichbar ist und daß hiebei, sowie bei späteren Gelegenheiten, die deutschen Truppen Leistungen aufwiesen, wie sie kaum anderwärts zu finden waren. Doch bei allen Urteilen, die man über die versunkene österreichisch-ungarische Armee fällt, muß man der ungeheuren Schwierigkeiten gedenken, die ihrem stetigen Aufbau entgegenstanden und die sich just in den letzten Dezennien vor dem Kriege oft zu wahren Katastrophen entwickelten. Daß sie aber —

was den inneren Zusammenhalt anbelangt — doch überwunden wurden, soll nur an einem Beispiel dargestellt werden.

Das Infanterieregiment Nr. 85 ergänzte sich im fernabgelegenen Marmaros-Sziget aus vier Nationen: Ungarnen, Rumänen, Deutsche und Ruthenen standen in seinen Reihen. Die Schwereigkeiten, die daraus erwuchsen, bedürfen wohl keiner Detaillierung.

Am zweiten Schladtag von Komarow trat das Regiment — im Rahmen seiner Division — zum Angriff gegen eine stark besetzte russische Position an. Das Angriffsterrain war mit Wald und Buschwerk bedeckt, behinderte eine ausgiebige Artillerievorbereitung, gab dagegen Drückebergern — wenn solche vorhanden gewesen wären — treffliche Gelegenheit, hinter Bäumen und Busch zurückzubleiben. Im Stundenlangen Kampf eroberte das Regiment die russische Position — 450 Tote und fast 1000 Verwundete bedeckten das Schlachtfeld. Der Rest aber war in den folgenden Kampftagen wieder vollkommen brauchbar und verwendungsfähig.

Man nenne mir ein einheitlich deutsches Regiment, das unter Totanen Umständen Erhabeneres geleistet hätte!!

Nein, nein, kein gegenseitiges Unterschätzen, nachdem wir gemeinsam gestritten und gelitten, gekämpft und gesiegt haben und schließlich durch ein noch nie dagewesenes übermächtiges Unglück zu Boden geworfen wurden.

Von österreichischer Seite wurde ja dies auch nie versucht. Für den stets kleiner werdenden Kreis maßgebend gewesener Mitkämpfer erwächst aber die Ehrenpflicht, männlich einzustehen, daß wir nicht wieder in die Nachhand gedrängt werden. Auch persönliches Unglück darf dies nicht behindern.

### Eine Feststellung.

Von M. Ruffenberg-Komarow,  
Kriegsminister a. D.

Süngst erschien unter dem Titel „Zum 10. Jahrestag der Schlachten von Blozow und Premyslany“ eine Broschüre, in der der Verfasser, Feldmarschalleutnant P. P. P., in sehr temperamentvoller Weise gegen die Führung und die sonstigen Maßnahmen des Armeekommandos am Beginn des Krieges Stellung nimmt, insofern sie sich auf die — in Ostgalizien aufmarschiert gewesene — dritte Armee auswirkten. Der Verfasser war in jener Zeit als Generalstabschef dieser Armee tätig; er verfügt daher zweifellos über authentische Dokumente. Ich fühle mich auch keinesfalls berufen, in diesen triftigsten Differenzen weisenden Meinungsstreit einzugreifen, wohl erwächst mir aber die Pflicht, dort zu klären oder zu berichtigen, wo es sich um die Darstellung der Kampfeskämpfe der vierten Armee handelt.

Aus manchen Darlegungen, speziell aus den allegorischen Skizzen, könnte eine objektive Beurteilung zur Anschauung gelangen, daß der Sieg der vierten Armee bei Komarow gewissermaßen auf dem Rücken der dritten ausgetragen wurde. Namentlich dadurch, daß die Armeeabteilung des Erzherzogs Josef Ferdinand — nach mancherlei Schwankungen — schließlich in den Kampf der vierten Armee eingriff.

Dem sei nun folgendes entgegengehalten:

Am Hauptkampffeld von Komarow standen bis Mittag des 28. August einander gegenüber:

Osterreichisch-ungarischerseits: das II., VI. und IX. Korps mit 8 Divisionen, gleich 105 Bataillonen.

Russischerseits: das XIX., V. und XVII. Korps, sowie 4 Reservedivisionen, das sind 10 teils Front-, teils Reservedivisionen mit 140 bis 150 Bataillonen. Doch dies, nachdem vorher — am 26. und 27. August — das russische XXV. Korps, 2½ Divisionen, gleich 40 Bataillone, von 4 Divisionen des eigenen II. und IX. Korps angefallen und über Jamoz zurückgeworfen worden war. Solch rasches, mit relativer Überlegenheit durchgeführtes Zugreifen wird sonst gemeinlich der Führung als Verdienst angerechnet.

Am Nachmittag und Abend des 28. August traten dann auf österreichischer Seite allerdings die 19. Infanteriedivision und die

Armeeabteilung des Erzherzogs Josef Ferdinand, das sind insgesamt ungefähr 60 Bataillone, dazu und errangen an diesem sowie am folgenden Tage bedeutende Erfolge. Doch schon am 30. August trat das bis hin verstärkte XXV. russische Korps (46., 70. und 3. Grenadierdivision) erneuert in Aktion, da die in den ersten Kampftagen dagegen verwendeten Einheiten zum Hauptkampffeld herangezogen werden mußten, also eine gründliche Verfolgung nicht einzuleiten vermochten. Der heldenmütige Widerstand der eigenen 4. Division verhinderte aber jedes Eingreifen des genannten XXV. Korps.

Im zweiten Höhepunkt des Kampfes (Mittag des 30. August) standen also 180 bis 190 russische Bataillone 160 österreichisch-ungarischen gegenüber. Die Zahl der Geschütze dürfte annähernd gleich gewesen sein; doch nur durch den Umstand, als bis hin schon etwa 110 russische Geschütze erobert worden waren.

So präsentierte sich tatsächlich die Situation. Der Ausgang der Schlacht ist bekannt.

Ob die Oberste Heeresleitung nun richtiger gehandelt hätte, wenn sie die Armeegruppe des Erzherzogs Josef Ferdinand statt zur vierten zur dritten Armee zugeteilt, hiedurch den Erfolg ersterer Armee aber höchst fraglich gestaltet hätte, soll hier nicht weiter untersucht werden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß ein Mißerfolg der vierten Armee das ganze operative Gebäude unbedingt zum Einsturz gebracht hätte. Denn ein erfolgreicher russischer Stoß in der Achsrichtung: Tomaschow — Belzec — Grodel wäre erst an der Dnjestr Linie — vielleicht — zu bremsen gewesen. Dies schon aus dem Grunde, als sich in den ganzen in Betracht kommenden Raum kein Linie präsentierte, die für einen nachhaltigen erfolgreichen Widerstand Chancen geboten hätte. Ganz im Gegenteil zu den topographischen Verhältnissen in Ostgalizien, wo die zahlreichen nordwärts streichenden Trennungslinien ebenso viele Verteidigungsabschnitte boten.

In der alten Armee war das offensive Element kategorisch entwickelt. Und zwar sowohl im taktischen, wie im operativen Sinne. Das war zweifelsohne im hohen Grade Lobenswert und anzuerkennen. Daraus aber ein starres Angriffsdogma zu bilden, erschien mir nie sachgemäß. Wenn z. B. bei einem Kampf, wo Zeitgewinn das leitende Motiv bildete, einerseits der Gegner eine bedeutende mate-

Anteberg - Kommando

ARBEITERKAMMER FÜR  
DOKUMENTATION

TAGEBUCH (1870)

1870. NOV. 26. DAT

FPS 11

rielle Überlegenheit besaß, anderseits aber die topographischen Verhältnisse eine wohlorganisierte Verteidigung wesentlich begünstigten, so erschien es mir zweckmäßig, diese Kampfesart zu wählen, bis die operativen Verhältnisse den Übergang zur Offensive gestatten. Vielleicht ist da die Tatsache nicht uninteressant, daß schon im Jahre 1882, als unter Feldzeugmeister Baron Beck zum erstenmal konkrete Vorfragen an Ort und Stelle in Ostgalizien getroffen wurden, dieses operative Verfahren als das zweckmäßigste anerkannt wurde.

Es sei nicht im entferntesten bestritten, daß die dritte Armee — vielmehr die unter General Bruderemann vereinten Einheiten der zweiten und dritten Armee — in den Kampfes- tagen von Boczow und Premyslany höchsten Selbstenmut entwickelten und ihre Aufgabe — wenn auch unter sehr großen Opfern — voll- auf erfüllten, doch sollen deswegen die effek- tiven Leistungen der vierten Armee nicht dimi- nuirt werden. Deren Sieg, der größte, den Mitösterreichs Scharen ohne irgendwelchen Bundesgenossen erlänypft hatten, fand ohne- dies eine Anerkennung nur in höchst homo- pathischer Weise. Als einstiger Führer dieser Armee erachte ich es daher als meine Pflicht, den wirklichen Sachverhalt in klarer und bezi- dierter Weise darzustellen.

# Der Friedhof des Grauens.

## Schuldige und Opfer der Vergangenheit.

Das rote Meer des Weltkrieges verrauscht langsam in immer fernere Vergangenheit. Doch oft braudet noch hier und da eine Welle der Erinnerung hoch, legt Zeugnis ab von Geschehnissen, die zwar damals im Anbeginn des großen Chaos in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit nicht mit dem Maßstabe des Menschentums beurteilt wurden (auch nicht beurteilt werden durften), sondern erst heute, im Lichte wiederkehrender Humanität, Zeugnis von der Vergewaltigung an der Kultur des 20. Jahrhunderts ablegen können.

Der Krieg ist der Lehrmeister alles Bösen. Auch erlaubtes Töten ruft jeglich Tierisches im Menschen hervor, erzeugt eine Kette von Verirrungen: Rache, Grausamkeit und Verrat. Die Grenze zwischen Erlaubtem und Verbrechen verliert sich hier in der Gewalt, die man nach Kriegs- und Standrecht als staatsnotwendige Exekutive sanktioniert hatte.

Ueber diese Ausartungen wurden Bücher und Broschüren geschrieben, man hat den Film, das Lichtbild und den öffentlichen Vortrag herangezogen, um sich gegenseitig Grausamkeiten zu beweisen. Von beiden Seiten der Gegner wurde angeklagt und geseugnet.

Das aber schlich sich durch all diese Reminiszenzen wie ein einziger, großer Ausschrei, daß außerhalb der Kampflinie und des feindlichen Kugelbereiches unzählige unschuldige Opfer ihr Leben lassen mußten. Und was das Unwürdigste daran war, Rassenhaß und politische Gegensätze übten unter dem Schutze eines militärischen Befehls oft grausame Vergeltung...

Zwei Bahnstationen von einer österreichischen Provinzstadt entfernt, liegt nicht weit von dem Geleise eine Ebene, teilweise Wiese und Ackerland. Weit fällt der Blick im Umkreise, der Stadt zu, gegen Hügelland und Berge. An der Südseite stehen zwei Hangars, die daran erinnern, daß sich einst hier ein großer Flugplatz befunden hat, der auch heute noch von privater Seite oft als solcher benutzt wurde.

Knapp hinter den Hangars zieht sich am Rande des Feldes ein Wald hin. Vor diesem liegen zwei Friedhöfe. Einer, der einen noch freundlich-pietätvollen Eindruck macht, mit einem Obelisk in der Mitte und der Inschrift: „Hier ruhen die Opfer des Weltkrieges“. Umliegend Gräber an Gräber...

Eine lange Reihe von Hügeln ist mit ganz gleichen zementenen, kleinen Grabsteinen geschmückt, auf denen sich die Farben des Königreiches Italien, grün-weiß-rot, befinden. Kriegsgefangene aus dem Süden. Anschließend daran wieder Hügel mit Holzkreuzen, Russengräber.

Sonderbar oft die Inschriften an den Russengräbern, die davon erzählen, daß manchen von diesen unser Land fast eine zweite Heimat geworden. Hier ruht... Russe, als Unterschrift eine Familie mit deutschem Namen. Besitzer oder Bauersleute vielleicht, bei denen der Verstorbene gearbeitet hatte, fast zur Familie gehörte. Oder aber — ein Frauennamen. Und wer gerecht ist, wird nichts Verwerfliches daran finden, daß auch dem Sohne aus dem kalten, feindlichen Nordland im Feindeslager Liebe ward. Denn jenes Weib, das seinen Namen hier auf das schlichte Holzkreuz setzte, weinte ehrliche Tränen. Wo aber hier Unrecht war, geschah Sühne durch den Tod, fern von der Heimat.

Denn immer war es so: über allem Haß streben die Menschen in Liebe zueinander...

Getrennt von diesem Gottesacker durch einen Feldweg, liegt der andere Friedhof, der Friedhof des — Grauens.

Stachelbrakt umsäumt ihn, nicht das kleinste Bäumchen steht dort und Unkraut wuchert zwischen den Schollen. Seitlich sind einige Einzelhügel, verwahrlost und meist ohne Aufschrift. In der Mitte aber Massengrab neben Massengrab...

Gleich nach Ausbruch des Krieges kamen von den Grenzen Galiziens und der Bukowina niederschmetternde Nachrichten. Von den Kirchtürmen wehten Verräterfahnen und aus den Häusern wurden Signale gegeben. Unsere Soldaten wurden überfallen und niedergemetzelt. Die Militärbehörden haben damals mit Recht kurzen Prozeß gemacht, denn dem Verrat konnte nur mit eiserner Härte entgegengesteuert werden. Was verdächtig war, wurde an

Ort und Stelle teilweise standrechtlich behandelt oder in Konzentrationslager abgeschoben. Ein solches Lager befand sich nun Ende 1914 auf dem Gelände des erwähnten Feldes.

Ich habe eine Frau kennen gelernt, die damals ganz in der Nähe dieser düsteren Stätte ein kleines Geschäft betrieb. Sie war Augen- und Ohrenzeugin von schrecklichen Dingen, die sich dort abgespielt haben, sie und ihre Nachbarn.

In langen Zügen, zusammengepfercht in Lastwaggons wie das Vieh, Männer, Weiber und Kinder, so langten die Gefangenen an. Wenn die Transporte auswaggoniert wurden, fand man zwischen den Lebenden so manche Leiche. Unter diesen ruthenischen Bauern waren ja tatsächlich viele, die die russophile Bewegung zu Verrätern gemacht hat, aber ein großer Teil wußte nicht einmal, warum sie hieher transportiert wurden. Dies war besonders bei den Juden von der galizisch-russischen Grenze der Fall, die ebenfalls als Verdächtige in ganzen Kolonnen eingeliefert wurden. Der Antisemitismus forderte damals Opfer um Opfer.

Im Spätherbst 1914 gab es in diesem Lager weder Baracken noch Unterkünfte. Um das Feld wurde von bosnisch-herzegowinischen Truppen, die zu diesem Dienste kommandiert wurden, ein Wall lebender Bajonette gezogen. Die Gefangenen ließ man bei jedem Wetter einfach im Freien. Wenn ein Transport ankam, wurde er willkürlich in Gruppen geteilt. Wahlos, ohne jede Rücksicht, trennte man selbst kleine Kinder von ihren Eltern, riß Familien auseinander. Verräter... Dieses Wort war ein Freibrief für alles.

Von einer wirklichen Justiz war damals wohl keine Rede. Man stellte die Leute einfach an die Wand. Meine Augenzeugin berichtet darüber:

Einmal brachte man einen ganzen Hochzeitszug. Die Braut im weißen Kleid, den Bräutigam und alle Verwandten. So wie man sie von zu Hause fortführte. Todgeweihte... Man gab ihnen Schaufeln und befahl ihnen eine große Grube zu graben. Wer sich weigerte, zu dem sprach der Gewehrkolben. Raun war der letzte Spatenstich getan, trachten die Gewehre und die Leute stürzten in ihr selbst gegrabenes Grab. Pakt darüber und dann Erde. Niemand kümmerte sich, ob es auch Unschuldige gab. Denn man wollte nur Schuldige.

Ein anderesmal wurde eine hochschwängere Gräfin eingeliefert. Auf bloßer Erde liegend, die Finger verkrallt in den Boden, gab sie einem Kinde das Leben. Eine wilde Soldateska ringsumher, die ihre zynischen Späße machte. Noch während der Entbindung schoß man sie nieder.

Ein Pope (unter diesen waren vielleicht tatsächlich viele der Schuldigsten) soll während einer Prozession mit einem Kirchengesäß verräterische Zeichen gegeben haben. Noch teilweise angetan mit seinen kirchlichen Gewändern starb er unter den Bajonetten. Auf sein Grab kam die Inschrift: Hier ruht der größte Gauner. Sie war bis vor kurzem noch auf diesem Friedhof zu lesen.

Die in der Nähe wohnenden Leute hatten Nächte voll Schreden. Schüsse und wilde Schreie weckten sie aus dem Schlaf. Sie sahen Verbrechen an Frauen und Mädchen, Gewalt und Bergewaltigung.

So füllten sich die Massengräber mit Erschossenen. Was übrig blieb, ging an den sanitären Zuständen zugrunde.

\* \* \*

Diese Zustände änderten sich erst, als der heute in Feldkirchen lebende Arzt Dr. Th. in das Lager kam. Einer, der menschlich dachte und der bei den Internierten eine abgöttische Verehrung genoß. Doch auch er konnte nicht verhindern, daß der Tod nochmals dezimierend eingriff. Flecktyphus und Ruhr wurden in das Lager eingeschleppt und füllten abermals die Massengräber. Auch er wurde von der Seuche ergriffen, doch gelang es der Kunst seiner Kollegen, ihn am Leben zu erhalten.

Dann aber schien die ärgste Zeit für diese Internierten vorbei zu sein, und wie so oft im Leben, berührten sich auch hier die größten Gegensätze. Auf dem weiten Felde entstand eine ganze Stadt mit sauberen Holzbaracken, einer Kirche, einem Theater, mit Kantinen, Tennisplätzen und allen hygienischen Einrichtungen. Gärten wurden angelegt, die Wege mit hellem Kies bestreut und waren die Leute auch nicht frei, so war das Leben, das sie führten, angenehm, erträglich.

Justifizierungen fanden nicht mehr im Lager statt, sondern die Verdächtigen wurden dem Militärgesängnis der Stadt überstellt.

Menschlichkeit und Kultur waren trotz Kriegsrecht zu besserer Einsicht gekommen . . .

\* \* \*

Vor wenigen Tagen besuchte ich diesen Friedhof des Grauens. Und während düstere Dezembernebel die Gegend in traurige Schleier hüllten, sprach die Frau an meiner Seite und erzählte mir von der Vergangenheit. Viel, viel mehr, als ich hier niederschrieb, vieles, das besser unbekannt bleiben soll.

So schritten wir dahin zwischen den Reihen der Massengräber, über Schuldige und Opfer. Aus der Tiefe aber klang eine Stimme:

C'est la guerre . . . . .

\* \* \*)

DIE WELTBÜHNE (Berlin)

Nr.: 52 TAG: 23. 12. 1924

**Hat der Zar Serbien gegen Oesterreich aufgehetzt?**

von Heinrich Kanner

**Enthüllungen der Sowjet-Regierung**

Wieder ist ein dunkler Punkt in der Vorgeschichte des Weltkriegs aufgeklärt worden. Ein dunkler Punkt — das will sagen: ein Punkt, der von Dunkelmännern verdunkelt werden konnte, weil er nicht durch besondere Aktenstücke vor jeder Verdunklung oder vielleicht besser gesagt: Verleumdung von vorn herein geschützt war. Er betrifft die Haltung der russischen Regierung gegenüber der serbischen in den Tagen nach dem Ultimatum vom 23. Juli 1914.

Es lagen bisher der Öffentlichkeit keine Dokumente vor, aus denen hervorgegangen wäre, daß die russische Regierung die serbische bei der Abfassung ihrer Antwort auf das oesterreichisch-ungarische Ultimatum beeinflusst hätte. Ein solcher Einfluß brauchte auch nicht stattgefunden haben, nicht in friedlichem, nicht in kriegerischem Sinne; und so durfte eine gerechte Beurteilung aus dem Mangel an irgendwelchen positiven Anhaltspunkten weder in dieser noch in jener Beziehung eine Beeinflussung der serbischen Regierung durch die russische bei der Beantwortung des Ultimatus annehmen.

Anders gingen die Verteidiger des alten Regimes der Mittelmächte vor, nämlich ganz nach den Grundsätzen einer überall

nach Unrat schnüffelnden Polizei, die Jeden von vorn herein für einen Verbrecher hält, der nicht den Gegenbeweis erbracht hat. Da nichts Positives in den veröffentlichten Akten darüber zu finden war, supponierten sie ohne weiteres, daß die russische Regierung die serbische in jenem Augenblick durch irgendwelche Zusagen zum Widerstand gegen Oesterreich-Ungarn ermutigt habe — womit wieder der vielgesuchte Beweis für den ursprünglichen Kriegswillen der russischen Regierung erbracht war.

So lesen wir in der neusten, allerdings auch leichtfertigsten Publikation von dieser Seite, in dem zweibändigen Werk des ordentlichen Professors der Geschichte an der Universität Wien Dr. Viktor Bibl — ‚Der Zerfall Oesterreichs‘, im Rikola-Verlag zu Wien, II. Band, Seite 492 —:

Der Zar hat seinerzeit dem serbischen Kronprinzen den Wink gegeben, Serbien solle (bei Beantwortung des Ultimatus Oesterreich-Ungarns) nicht nachgeben!

Wenn auch nicht so dezidiert, aber doch im selben Sinn schreibt der Stilist des Ultimatus, der gewesene oesterreichisch-ungarische Gesandte Baron Musulin in seinem gleichfalls kürzlich erschienenen Buche — ‚Das Haus am Ballplatz‘, Verlag für Kulturpolitik zu München, Seite 240 —:

Serbien, offenbar gestärkt durch eine inzwischen eingelangte russische Aufforderung, hatte das sogenannte Ultimatum in einer Weise beantwortet, daß . . .

Aber auch die reichsdeutschen Unschuldskämpfer bedienen sich dieses durch nichts bewiesenen Arguments. So gestattet sich, zum Beispiel, schon Helfferich in seiner 1919 erschienenen ‚Vorgeschichte des Weltkriegs‘ (Seite 187) einzig mit Berufung auf einen während des Krieges erschienenen Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung die kühne Behauptung:

Durch spätere Veröffentlichungen wissen wir, daß an demselben 24. Juli der russische Minister des Auswärtigen dem serbischen Gesandten in Petersburg erklärte, daß Rußland in keinem Fall aggressive Handlungen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien zulassen werde. Das war eine Ermunterung Serbiens zum Widerstand gegen die oesterreichisch-ungarischen Forderungen, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Gedeckt durch Rußland gab Serbien eine Antwort . . .

Selbst ein sonst so gewissenhafter Aktenmensch wie B. W. v. Bülow kann sich — in seiner Schrift aus dem Jahre 1920: ‚Die Grundlinien der diplomatischen Verhandlungen bei Kriegsausbruch‘, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin, Seite 41 — nicht der negativen Behauptung enthalten,

daß Petersburg nicht im Sinne der Mäßigung auf Belgrad eingewirkt hatte, obzwar er selbst als genauer Kenner der Akten bemerkt, daß der englische Staatssekretär Grey, der russische Botschafter in Wien Schebeko und der französische stellvertretende Ministerpräsident Bienvenu-Martin aktenmäßig „das Gegenteil behaupten“!

Und alle diese Verdächtigungen werden ausgesprochen, von einem Autor dem andern entnommen und weiter verarbeitet, nur weil ein Aktenstück, worin die russische Regierung der serbischen einen Rat für ihr Verhalten nach dem Ultimatum gegeben hätte, in den vielen Aktensammlungen fehlt oder, genauer, bisher gefehlt hat.

Jetzt aber liegt ein solches Aktenstück vor. Das Verdienst, es an die Öffentlichkeit gebracht zu haben, gebührt den Bolschewiken, die, unbeirrt durch alle ihre bisherigen Mißerfolge, aus den Archiven des Zaren-Regimes immer wieder Akten ausgraben, die den Kriegswillen dieses Regimes beweisen sollen. In zweiter Linie gebührt dieses Verdienst den deutschen Unschuldskämpfern, die immer wieder diese russischen Akten mit rührendem Eifer ins Deutsche übersetzen, in der Hoffnung, daß die Welt, durch die Fülle der über sie ausgestreuten Kriegsakten erdrückt, sich schließlich das Zugeständnis der Unschuld des deutschen Kaiser-Regimes abringen lassen werde. Der Herausgeber der eigens diesem edlen Zweck gewidmeten Monatschrift 'Die Kriegsschuldfrage', Herr Alfred v. Wegeher, macht jetzt dem deutsch lesenden Publikum in einer vollständigen Übersetzung aus der Archivzeitschrift der Sowjet-Regierung die Tagesaufzeichnungen (das Journal) des ehemaligen russischen Außenministeriums — 'Der Beginn des Krieges 1914', Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin — aus den Julitagen 1914 bekannt. Naturgemäß — denn die Wahrheit muß schließlich aus allen Akten hervorgehen — beweisen die Unschuldskämpfer mit den neusten Akten, trotz der triumphierenden Gesten, mit denen sie sie vorlegen, genau so wie mit den frühern nur das Gegenteil ihrer Unschuldsthese, und da man dieses Schauspiel des Selbstbetrugs schon öfter beobachtet hat, könnte man über ihre letzte Publikation mit Stillschweigen hinweggehen, wenn sie nicht etwas Neues enthielte: eben die Aufklärung des dunklen Punktes, der der Polizeilogik der Unschuldskämpfer bisher so vortreffliche Dienste geleistet hat.

Im Journal des russischen Außenministeriums vom 24. Juli 1914 wird von einem russischen Ministerrat gesprochen, der über das an diesem Tage bekannt gewordene Ultimatum Oesterreich-Ungarns an Serbien berichtet. Darin werden verschiedene aus frühern Publikationen bereits bekannte Beschlüsse gefaßt und ein noch nicht bekannter, und dieser lautet:

Serbien zu empfehlen, den Kampf mit der oesterreich-ungarischen Armee nicht aufzunehmen, sondern die Truppen zurückzuziehen und darauf die Großmächte zu ersuchen, den Streit zu schlichten.

In diesem Sinne instruierte denn auch der russische Minister des Äußern Sassonow den Geschäftsträger in Belgrad. Das an diesen unter dem 24. Juli abgegangene Telegramm lautet kurz und klar:

Bei der hilflosen Lage der Serben ist es besser, wenn sie keinen Widerstand leisten und sich mit einem Aufruf an die Großmächte wenden.

In demselben Sinne telegraphierte Sassonow nochmals, am nächsten Tage, am 25. Juli, am Tage des Ablaufs der Ultimatumfrist, an den Geschäftsträger in Belgrad:

Angesichts der besondern Stellung Englands, dessen Unparteilichkeit in der vorliegenden Frage keinem Zweifel unterliegt, könnte ein Krieg zwischen Oesterreich und Serbien vielleicht noch verhindert werden, wenn die serbische Regierung sich mit der Bitte um Vermittlung an die englische Regierung wenden und die letztere diese Rolle auf sich nehmen würde. Sie könnten hierüber mit Paschitsch sprechen und ihm diesen Gedanken nahelegen.

Noch ein andres hierher gehöriges Dokument enthält die neuste Aktenpublikation der Sowjet-Regierung. Es ist dies die vom 28. Juli 1914 datierte Antwort des Zaren auf das Hilfstelegramm des damaligen Prinzregenten Alexander von Serbien. Dieses für die friedliche Gesinnung des Zaren — grade deswegen, weil es ganz intim nur für den serbischen Regenten bestimmt

Nr.:

TAG:

---

war — überaus charakteristische Telegramm ist wohl schon seinerzeit im serbischen Blaubuch 1915 veröffentlicht, aber in der deutschen Kriegs-Unschulds-Literatur beharrlich totgeschwiegen worden, weshalb es jetzt aus der Sowjet-Publikation hervorgehoben zu werden verdient. Um seinen Geist zu kennzeichnen, genügt es, Einen Satz daraus abzudrucken. Er lautet:

Solange noch die geringste Hoffnung vorhanden ist, ein Blutvergießen zu vermeiden, müssen all unsre Anstrengungen auf dieses Ziel gerichtet sein.

An demselben 28. Juli wurde freilich diesen Friedenshoffnungen des Zaren ein jähes Ende durch die oesterreichisch-ungarische Regierung bereitet, die an diesem Tage Serbien den Krieg erklärte und damit alle friedlichen Bestrebungen der andern Mächte illusorisch machte. So sieht die Wahrheit aus.

Aber alle diese neuen aktenmäßigen Gegenbeweise werden Wahrheitsforscher vom Schlage des wiener Universitätshistorikers Bibl ebenso wenig wie die seit 1915 der Öffentlichkeit vorliegenden Akten hindern, auch fernerhin zu behaupten: „Der Zar hatte seinerzeit dem serbischen Kronprinzen den Wink gegeben, Serbien solle nicht nachgeben.“

Audacter calumniare, semper aliquid haeret. Aber wenn gar zu arg calumniert wird, bleibt schließlich an dem Calumniator etwas hängen. Und so wird es wohl hier geschehen.

---

---

Nr.:

TAG:

Bulgarien als auch Griechenland zum Einrücken in Albanien direkt aufzufordern, um das Gebiet üblich zu besetzen. Ich betone nochmals, daß ich dies nicht nur für politisch zulässig, sondern jetzt sogar als militärisch notwendig erachte. Ich halte diese Teilung Albaniens zwischen uns, Bulgarien und Griechenland immer noch für zweckmäßiger als die Wiederherstellung eines albanischen Staates. Die Teilung hätte für uns den Vorteil, daß damit die Verdrängung Italiens aus Albanien erreicht wäre, die wir erkämpfen müssen; sollen wir in Zukunft nicht wehrlos in der Doria eingeschlossen sein. Dieser Vorteil ist aber nur zu erlangen, wenn unsere Initiative einsetzt, ehe sich Italien mit Griechenland und vielleicht sogar mit Bulgarien direkt verständigt, was gewiß von Italien versucht werden wird.

III. Hinsichtlich Italiens möchte ich vorläufig nur hervorheben, daß ich — nebst definitiver Ausschließung Italiens von der adriatischen Ostküste — darauf dringen muß, daß Italien gegenüber absolut nicht auf die Wiederherstellung des Status quo eingegangen werde, sondern bei einem Friedensschluß mindestens unsere militärischen Bedürfnissen entsprechende Grenzfortifikation gefordert werden müsse. Als weiteren Ziele müssen dem Erfolg unserer weiteren Operationen gegen Italien vorbehalten bleiben.

Wenn ich in den vorstehenden Ausführungen vielleicht zu weit gehe, so möchte ich demgegenüber nochmals betonen, daß ich damit nur jene Ziele zusammenfassen will, die wir im Interesse der Monarchie ins Auge fassen und nach Kräften anstreben müssen. Daß sich in der Folge — sei es mit Rücksicht auf den weiteren Kriegsverlauf, sei es mit Rücksicht auf unsere Verbündeten — da oder dort Modifikationen dieser Ziele ergeben können, ist ja keineswegs ausgeschlossen. Aber auch diese Modifikationen müssen stets unter den unverrückbaren Gesichtspunkten erfolgen, daß wir weder ein selbstständiges Polen, in welcher Form immer, noch irgend ein südslawisches Staatengebilde außerhalb des Staatsverbandes der Monarchie vertragen. Endlich muß als drittes, unerlässliches Kriegsziel die endgültige Verdrängung Italiens von der Ostküste der Adria unbedingt festgehalten und erkämpft werden. Ohne Erreichung dieser Ziele wäre dieser Krieg, auch bei erfolgreichem Ausgang, für uns absolut verloren.

Wenn man das alles liest, nicht etwa mit dem Flagen, die den Zusammenbruch erschaut, sondern nur unter dem Gesichtspunkt, wie es im Dezember 1915 mit dem Kriege stand, so hat man das Gefühl, es würde nicht der Chef des Generalstabes, sondern der Vorsitzende irgend eines Taschenspielervereines reden, der am Bierisch die halbe oder ganze Welt zusammenannektiert und der natürlich alles wunderleicht gewinnt. Rußland war weder geschlagen noch erschöpft, und Conrad phantasiert davon, ganz Rußisch-Polen Oesterreich als „Kronland“ einzuverleiben! Italien, im Besitz seiner vollen Angriffskraft, wird einfach Venetien abgeräumen! Die Entente hatte sich erhoben, um Serbien vor Vergewaltigungen zu schützen und sie werde den Krieg aufgeben, da Oesterreich, Serbien, Montenegro und Albanien verschluckt! Und er hält alle diese Annektionen Ende 1915 für erreichbar, obwohl er selbst gesteht, daß Oesterreich-Ungarn im Juni 1916 mit seiner Kriegskraft zu Ende sein werde! Das alles macht einfach den Eindruck des Kindischen, und ein Mann, der derartig „politisiert“ hatte in seiner Hand alle militärische und staatliche Macht konzentriert! Kein Wunder, daß unter solcher glorreicher Führung alles zugrunde gehen mußte!